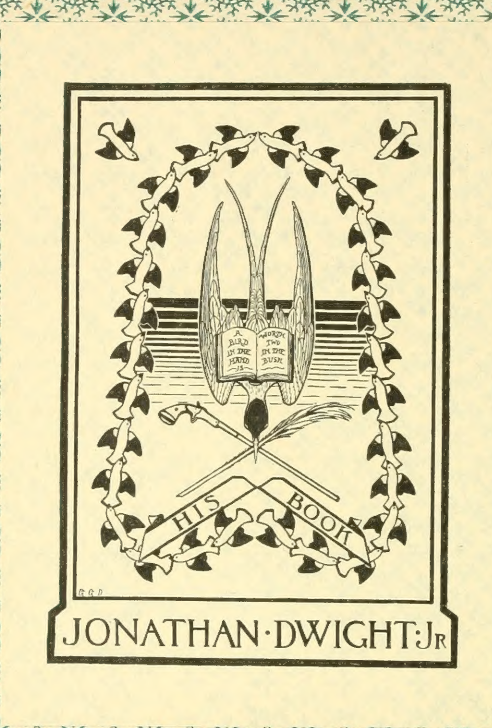
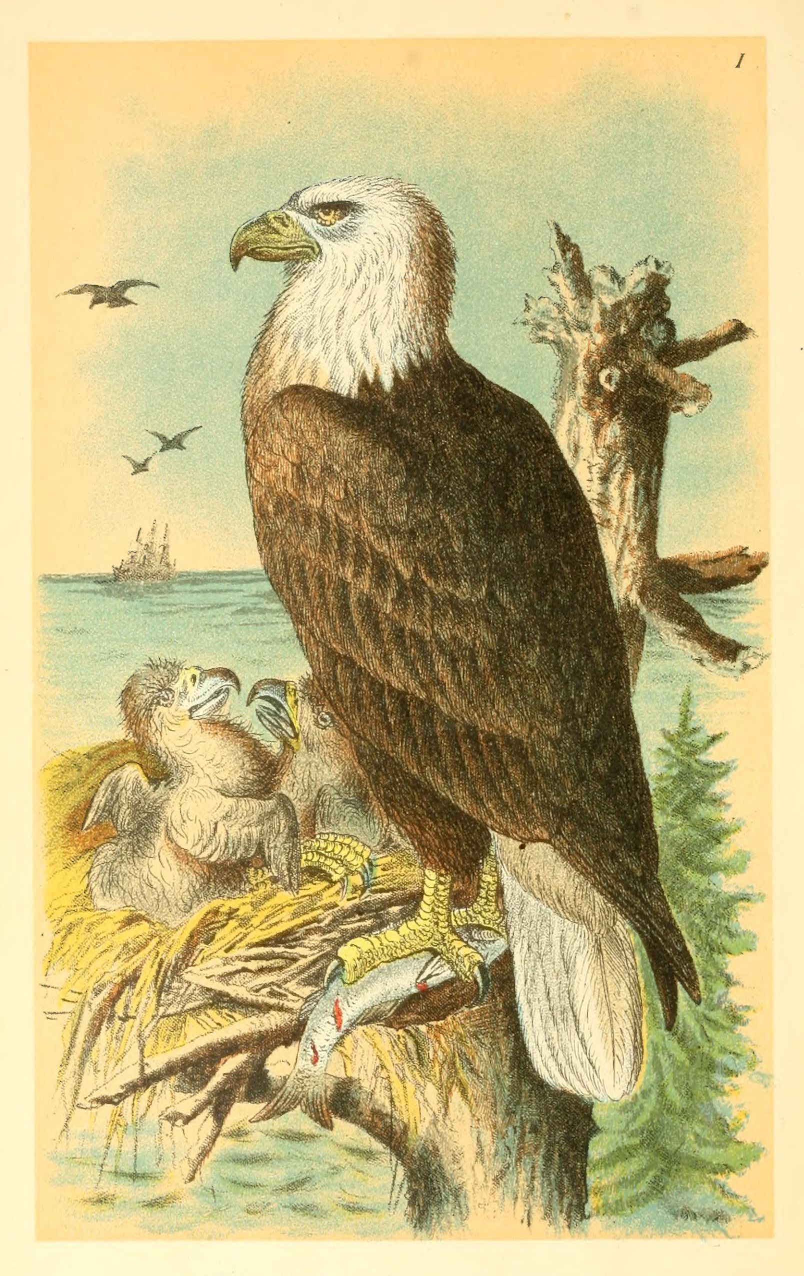

Illustrirtes
Thierleben
Voegel.


A BIRD IN THE HAND IS
WORTH TWO IN THE BUSH
HIS BOOK
JONATHAN·DWIGHT·Jr




2.00



Weissköpfiger Adler (Bald Eagle).

Illustrirtes Thierleben.

Für

Schule und Haus.

Mit besonderer Berücksichtigung der amerikanischen Thiere

von

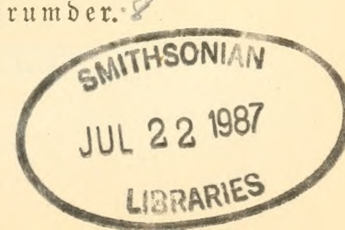
Dr. **Hermann Dümling,**
Professor am Concordia College zu Fort Wayne, Ind.

Die Vögel.

Mit 14 kolorirten Tafeln und vielen Holzschnitten.

„Groß sind die Werke des HErrn; wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran."
Psalm 111, 2.

Milwaukee,
Verlag von Geo. Brumder.



Druck der Germania-Office, Milwaukee.

Vorwort.

Die günstige Aufnahme und Beurtheilung, welche der die Säugethiere behandelnde Band des „Illustrirten Thierlebens" gefunden hat, ermuthigt mich, nun den deutsch-amerikanischen Freunden der Natur auch eine Schilderung des Vogels und seines Lebens zu bieten. Ich darf wohl behaupten, daß ich nicht nur mit Hülfe der einschlägigen, z. Th. sehr schwer zu beschaffenden Literatur, sondern auch auf Grund eigenen Studiums und eigener Beobachtung meine Aufgabe zu lösen versucht habe. Meines Wissens ist dieser Gegenstand weder in englischer noch in deutscher Sprache in dieser Weise behandellt worden. Was bisher vorlag, ist entweder umfangreicher, wie die Werke Wilson's, Audubon's, Baird's u. A. oder es ist knapper und schulmäßiger. Möchte es mir gelungen sein, der Belehrung und der Unterhaltung zu dienen! Es war dies wenigstens immer mein Ziel. — Wieder ist den amerikanischen Thieren eine besondere Berücksichtigung geworden. Da manche unserer einheimischen Vögel auch in den größten deutschen Werken noch nicht behandelt sind, so sah ich mich zuweilen genöthigt, den entsprechenden deutschen Namen selbst zu wählen.

Die dem Bande beigegebenen colorirten Abbildungen sind eigens für das Buch entworfen. Sie zeigen die Vögel möglichst naturgetreu in Tracht und Haltung und sind auf ein Achtel der wahren Größe reducirt, mit alleiniger Ausnahme der Darstellungen auf Tafel VII, die einem Viertel der natürlichen Größe entsprechen. Ein Theil der Holzschnitte wurde uns von Professor Tenney überlassen.

Möge denn Gottes Segen auch diesen Band geleiten!

Fort Wayne, im Januar 1879.

H. Dümling.

Namen-Verzeichniß.

Verzeichniß der Abbildungen.

Anmerkung. Wo nicht anders bemerkt, ist das Männchen abgebildet.



1. Hüttensänger (Blue-bird).
2. Tyrann (Kingbird).
3. Rothbrüstiger Kernbeisser (Rose-breasted Grosbeak) Männchen.
4. Rothschwanzschnäpper (Redstart).
5. Rothbrüstiger Kernbeisser (Rose-breasted Grosbeak) Weibchen.
6. Virginische Ohreule (Virginia Owl).

Die Vögel.

Aves; engl. **Birds.**

Die Vögel sind unsere Lieblinge, die wir hegen und pflegen. Ihre zierliche Gestalt, der Farbenschmuck ihres Gefieders, ihr immer rühriges Wesen, mehr noch die nur ihnen eigene Gabe des Gesanges, der in so wunderbar mannigfaltigen Tönen aus ihrer Brust klingt, haben ihnen längst unsere Vorliebe gewonnen. Sie dürfen darum auch ein sonderliches Interesse für sich beanspruchen.

Keine Thierklasse sondert sich so scharf aus der formenreichen Welt der Thiere ab, als das gefiederte Volk der Vögel. „Den Vogel erkennt man an seinen Federn", sagt das Sprichwort, und in der That, hiermit ist der Vogel gleich richtig gekennzeichnet als das gefiederte Wirbelthier. Fügen wir noch hinzu, daß er durch Lungen athmet, daß rothes und warmes Blut in seinen Adern fließt, daß er Eier legt und diese ausbrütet, daß er einen hornigen Schnabel trägt und vier Gliedmaßen sich dem Körper einfügen, von denen das vordere Paar zu Flügeln entwickelt ist: so haben wir eine ziemlich scharfe Charakteristik der Vogelwelt.

Was von den Thieren überhaupt gilt, daß sie nämlich in großer Mannigfaltigkeit über die ganze Natur verbreitet sind, das gilt insonderheit von dem großen Heer der Vögel. Sie finden sich in allen Zonen der Erde. Mitten in der Erstarrung des eisigen Nordens hörten die Nordpolfahrer noch den Ruf des Tauchers und das Zirpen der Schneeammer, und in den Urwäldern der tropischen Zone vernimmt

der Reisende das Geschrei der buntgefiederten Papageien. Nicht weniger als 10 bis 12,000 Arten sind bereits beschrieben worden. Der Vogel ist ja auch keineswegs an die Scholle gebannt, er ist das beweglichste unter allen Thieren, er ist das Luftthier. Die von den kräftigsten Brustmuskeln bewegten Flügel tragen ihn pfeilschnell durch den blauen Aether, kein Meer, kein Gebirge sperrt seinen Pfad, und auch dem Winter vermag er zu entfliehen. Andere Thiere — Fledermäuse, Insecten — mögen flattern oder schwirren, der Vogel allein kann fliegen. Die an die Erdscholle gefesselten Säugethiere läßt er weit hinter sich zurück und steigt mit einer Kraft und Ausdauer durch die Luft, die uns fast mit Neid erfüllt. Wer möchte sich nicht gleich ihm emporschwingen können! „Wenn ich ein Vöglein wär'!" in unzähligen Variationen klingt dieser Wunsch durch die Dichtung aller modernen Völker, und wer wäre nicht wenigstens im Traume schon geflogen! Und welche Schnelligkeit, welche Ausdauer und Gewandtheit des Fluges! Man erinnere sich nur der allbekannten Schwalbe oder der Möve, die tagelang dem Schiffe folgte, deren Flugkraft auch der heftigste Sturm nicht schwächen kann. Aber der König unter allen Fliegern ist der Fregattvogel. Er ist in der That fast nichts als Flügel. Der Körper, nicht größer als der des Hahnes, ist in allen Knochen, ja selbst in dem häutigen Sack der Kehle von Luft durchströmt, und an diesen Körper setzen sich die Flügel, schmal, spitz, lang wie die Klinge eines Degens. Man denke auch an den Kondor und folge ihm, wenn er von den eisigen Gletschern der Anden herabschießt zu den glühenden Küsten Peru's, in wenigen Minuten alle Zonen und Temperaturen der Erde durcheilend!

Es kennzeichnet auch der ganze Körperbau den Vogel als das Luftthier. Und wir werden es auch am Vogel erfahren, daß Gott in allen Einrichtungen der Natur mit der bewunderungswürdigsten Weisheit handelt. An jeder Pflanze, an jedem Thiere kommt Alles auf das wunderbarste zusammen, und diese Harmonie läßt sich nie ausstudiren, läßt sich nie fassen. Die Größe eines Thieres, die Verhältnisse in seinen Gliedern, die Einrichtung seiner Organe, der Instinct — Alles, wenn wir es mit den bekannten Absichten des Thieres zusammenhalten, erscheint uns mit der größten Weisheit gewählt. Jedes Thier ist vollkommen in seiner Art, wenn wir es gegen den Zweck halten, den es erfüllen soll. So ist der Vogel auch ein vollkommenes Luftthier. Die Gestalt des Rumpfes, die Beweglichkeit des Kopfes auf dem langen Halse, die Leichtigkeit des Körpers,

das Gefieder, die kräftigen Brustmuskeln, die mit Luft erfüllten Knochen, Alles weist auf das freie und flüchtige Luftleben hin.



Gerippe der Taube.

a Schädel, b Halswirbelsäule, c Rückenwirbel, d Schwanzwirbel, e Brustbein, e' u. e'' die Löcher und Fortsätze des Brustbeins, f die Rippen, f' die Zackenfortsätze der Rippen, g die Zwischenrippenknochen, h Schulterblatt, i Gabelbein, k Rabenbein, l Oberarm, m Speiche, n Elle, o u o' Handwurzelknochen, p Daumen, p' Mittelhand, q Mittelfinger, aus zwei Phalangen bestehend, q' kleiner Finger, r Becken, s Oeffnungen desselben, t Oberschenkel, u Schienbein, v Wadenbein, x Laufbein (Tarsus), y Hinterzehe, z Vorderzehen.

Was zunächst die äußere Gestalt des Vogels anbetrifft, so ist diese ganz die eines Schwimmers der Lüfte. Der spitzige Schnabel, der ausgestreckte Hals und der Körper bilden im Fluge einen zugespitzten Keil, der dem Luftzuge den möglichst geringen Widerstand entgegensetzt. Aber auch der innere Bau des Vogels entspricht ganz dem Flugvermögen. Wir finden in seinem Körper ein festes und doch leichtes Knochengerüst. Der Schädel bildet eine mehr oder weniger kugliche Knochenblase, dessen Nähte sich schon in der Jugend schließen.

Er gelenkt nur mit einem Gelenkknopf auf der Wirbelsäule und ist darum nach allen Seiten hin leicht beweglich. Die Zahl der locker verbundenen Halswirbel ist sehr groß, die Wirbel der Rücken-, Lenden- und Kreuzgegend sind indeß meist innig mit einander verwachsen. Die Schwanzwirbel sind wiederum beweglich; der letzte derselben ist der Träger der großen Steuerfedern. Die Zahl der Rippen wechselt zwischen 6 und 11 Paaren. Sie sind, mit Ausnahme der vorderen und hinteren, mit dem Brustbein durch Knochenfäden verbunden. Das Brustbein, das den Flugmuskeln zum Ansatz dient, dehnt sich zu einer großen Knochenplatte aus. Das Schulterblatt ist ein schmaler Knochen, das Schlüsselbein oder Rabenbein aber stark. Vor diesem liegt noch ein zweites und viel schwächeres Schlüsselbein, das den Vögeln eigenthümliche Gabelbein. Ein Blick auf die beigegebene Abbildung des Gerippes einer Taube wird den Leser mit den einzelnen Theilen des Skelets besser bekannt machen, als es eine Beschreibung vermag. Dem wißbegierigen Leser wird es leicht sein, an einer gekochten Taube die einzelnen Theile aufzufinden.

Zu diesem zweckmäßigen Bau des Skelets gesellt sich der sehr wichtige Umstand, daß fast alle größeren Knochen nicht wie bei den Säugethieren mit Mark, sondern mit Luft gefüllt sind. Man nennt dies die Pneumaticität des Skelets. Die Knochen sind deshalb leichter, ohne an Festigkeit verloren zu haben. Dazu kommt, daß der Vogelkörper mehrere Luftsäcke enthält, die mit der Lunge in Verbindung stehen und die der Vogel nach Belieben füllen und entleeren kann. Auch ist die Lunge keineswegs wie bei den Säugethieren durch das Zwergfell abgeschlossen, und es kann deshalb von ihr aus die eingeathmete Luft den ganzen Körper durchströmen und ballonartig füllen. Es leuchtet ein, daß dadurch der Vogel verhältnißmäßig leichter wird. Um zu fallen, athmet er aus, verringert also den Umfang seines Körpers und macht sich dadurch relativ schwerer. Aber diese großen Luftreservoirs haben noch einen anderen, viel bedeutsameren Zweck: sie dienen der Athmung bei raschem Fluge, sie sind der Vorrath, von dem der Vogel zehren kann, sie ermöglichen ihm die andauerndsten und energischsten Bewegungen. So ist denn der Vogel ganz durchdrungen, gehoben und getragen von dem Element, in dem er lebt, er ist gleichsam selbst nur geflügelte Luft. Dabei ist die Lunge, obwohl klein und mit den Rippen verwachsen, elastisch und kräftig, so daß die Athmung ungemein schnell von Statten geht. Durch dieses energische Athmen wird auch dem Blut immer frischer Sauerstoff zugeführt. Darum ist

der Kreislauf desselben weit beschleunigter als bei den Säugethieren, und die Wärme des Bluts steigt zu einer Höhe (110° Fahrenheit), die wir fieberhaft nennen müßten.

Diese kräftige Athmung mit dem ganzen Körper ist es auch, die den lauten, anhaltenden Gesang des Vogels auch während des Fluges ermöglicht. Wir staunen ja schon, daß der Kanarienvogel, ein so kleines und zartes Geschöpf, mit laut schallender Stimme lang anhaltend seine köstlichen Melodien singt. Aber was sollen wir dazu sagen, wenn ein fliegender Vogel dasselbe thut? Wenn er trotz der Kraft, die er anwenden muß, sich schwebend zu erhalten, doch noch die Stärke besitzt, in vollen Tönen zu singen? — Ein in dieser Hinsicht staunenswerthes Thier ist die wohl manchem Leser noch bekannte europäische Feldlerche. Aus der Scholle des Ackers schwingt sie sich auf, und singend steigt und steigend singt sie, bis hoch aus den Wolken ihr wirbelnder Gesang herniederklingt, während sie dem Auge schon entschwunden ist. „An ihren gold'nen Liedern klettert die Lerche singend in die Luft."

Zu der kräftigen und ausreichenden Athmung des Vogels, die ihm den anhaltenden Flug möglich macht, gesellt sich nun auch eine außergewöhnliche Muskelkraft. Unter den Muskeln ist der große Brustmuskel der entwickeltste. Er setzt sich an das schildförmig gewölbte Brustbein, das gleichsam Bug und Kiel des knöchernen Schiffes ist.

Aber auch die äußere Bekleidung des Vogels, das Gefieder, ist ganz auf den Flug berechnet.—So schön der Vogel in seinen Federn erscheint, ein so häßliches Bild bietet er dar, wenn er derselben entkleidet ist. Der Kopf des nackten Körpers erscheint übermäßig groß, der Hals stabförmig, die Arme fleischlos und knochig, die Beine unnatürlich verlängert, der Brustknochen unschön hervorgedrängt. Aber das Gefieder füllt jede Lücke, deckt jede Unebenheit und giebt dem Vogel eine abgerundete, durchaus symetrische Körperform, die wir bei jeder anderen Thierart vergeblich suchen. Dazu gesellt sich die Farbenpracht des Gefieders. Auch das Kolorit des schlichtgefärbtesten Vogels zeigt einen so reinen Glanz und eine so zarte Schattirung, daß wir uns vergeblich mühen, es durch künstliche Farbe naturgetreu wiederzugeben. Man denke aber auch an die unvergleichliche Farbentracht der meisten unserer Vögel! Wir erinnern an unsere Kolibris, an den Blauvogel, den Rothvogel, an viele unsrer Waldsänger, an den Baltimorevogel und manche andere unserer allbekannten Vögel. Und in der tropischen Zone steigert sich das harmonische

Kolorit zu einer Farbenpracht, gegen welche die Farben unserer Maler als todt und starr erscheinen. Doch das Kolorit ist nicht nur Schmuck, es dient auch manchen anderen Zwecken. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß der Vogel nach seiner Zeichnung und Farbe meist in seine Umgebung paßt. Während wir im hohen pflanzenarmen Norden Grau, Weiß und Schwarz vorherrschend finden, wie ja dort auch die Erde mit ihrer Schneedecke erscheint, finden wir in der heißen Zone im Einklang mit der üppigen in allen Farben prangenden Pflanzendecke das prachtvollste, farbenreichste Gefieder der Vögel. Welch ein Unterschied zwischen den Ammern, Eistauchern, Enten, Gänsen des eisigen Nordens und den Kolibris, Papagaien, Fasanen, Tukanen des sonnigen Südens! — Dasselbe ergiebt sich, wenn man das wechselnde Gefieder eines und desselben Vogels mit den Jahreszeiten vergleicht. Wie die Pflanzen sich im Sommer am schönsten mit Blüthen schmücken, so legen auch unsere Vögel gerade in dieser Zeit ihr prächtigstes Kleid an und erscheinen im Winter, getreu die Natur abspiegelnd, bedeutend matter und einfacher in der Zeichnung.

Wenn aber die Farbe des Vogels sich der Farbe des Bodens anpaßt, so ist ihm diese übereinstimmende Färbung ein Schutzmittel gegen Nachstellungen. Der bodenfarbige Vogel hat nur nöthig, sich dem Boden dicht anzuschmiegen, um dem Auge des Nachstellers zu entgehen. Der mit der Jagd vertraute Leser erinnere sich des Verhaltens der virginischen Baumwachtel (*Ortyx virginianus;* Quail. Tafel IX, Fig. 2 und 3). Sie drückt sich bei der Annäherung des Jägers in das Gras der Prairie und entgeht deshalb häufig dem Jäger. Sollte dieser ihr bis auf wenige Schritte nahen, dann versucht sie durch Laufen zu entkommen, und erst, wenn ihr dies unmöglich scheint, fliegt sie auf. Ganz dasselbe gilt von unserer Waldschnepfe (*Philohela minor;* American Woodcock. Tafel XII, Fig. 2 und 3). Ein ganz ähnliches Verhalten zeigt auch die Rohrdommel (*Botaurus lentiginosus;* Bittern). Dieselbe richtet den Körper auf, zieht den Hals ein und reckt den Schnabel nach oben. Dadurch wird sie den Rohrstengeln so ähnlich, daß sie in den meisten Fällen dem Auge des Jägers entgeht.

Auch die Nachtvögel harmoniren durch ihr düsteres, weiches Gefieder mit dem Charakter der Nacht. Der Whip-poor-Will (*Antrostomus vociferus;* Whippoorwill) kann während des Tages, wo er hülflos ist, da das Tageslicht seine großen, nächtlich sehenden

Augen blendet, sich so an einen Baumstamm drücken, daß er an Gestalt und Farbe einem knorrigen Auswuchs oder einem Stück Borke gleicht.

Doch nicht von allen Vögeln gilt es, daß sie bodenfarbig sind. Sollten diese den Räubern der Thierwelt gegenüber ohne allen Schutz sein? Keineswegs; denn nur solche Vögel tragen ein grelles Gefieder, die durch ihre Stärke und Gewandtheit oder durch ihren Aufenthalt in Bäumen, Gesträuch oder anderen verborgenen Orten schon hinlänglich geschützt sind. Wir finden, daß gut bewehrte Vögel kein bodenfarbiges Kleid tragen, einfach, weil sie eines solchen nicht bedürftig sind, daß aber nicht wehrhafte Vögel durch ihr Gefieder um so mehr geschützt sind, je offener sie leben. Ueberall finden wir bei der zweckmäßigsten Ausrüstung des Vogels zu dem Amte, das er in der Natur zu verrichten hat, auch die sparsamste Ausrüstung. Es wird dies auch die fernere Darlegung zur Genüge bestätigen.

Die Färbung des Gefieders bezeichnet aber auch in den meisten Fällen das Geschlecht der Vögel. Die Männchen sind fast immer lebhafter als die Weibchen gefärbt, ja, oft ist der Unterschied im Kolorit so auffallend, daß man geneigt ist, Weibchen und Männchen derselben Art für verschiedene Vögel anzusehen. So ist das Weibchen des rothbrüstigen Kernbeißers (*Guiraca ludoviciana*; Rose-breasted Grosbeak), dessen Brust im schönsten Karminroth strahlt und dessen Rücken in ein tiefes Schwarz gekleidet ist, unansehnlich gelbbraun gefärbt (Tafel II, Fig. 3 Männchen, Fig. 5 Weibchen). Dasselbe gilt z. B. auch vom Baltimorevogel (*Icterus Baltimore;* Baltimore Oriole. Tafel IV, Fig. 1 Männchen, Fig. 2 Weibchen), vom Rothflügel (*Agelaius phoeniceus*; Red-winged Blackbird. Tafel VIII, Fig. 5 Männchen, Fig. 6 Weibchen), vom Reisvogel (*Dolychonyx oryzivorus*; Rice-bird. Tafel XI, Fig. 2 Männchen, Fig. 1 Weibchen). Auch diese Verschiedenheit in der Färbung zwischen Männchen und Weibchen entspricht völlig ihrem Zweck. Das Weibchen ist es, welches das Geschäft des Brütens und der Pflege und Hütung der Jungen zu übernehmen hat. Deshalb bedarf dasselbe eines schlichten, bodenfarbigen, waldfarbigen Kleides, um hierdurch den Verfolgern zu entgehen. Dasselbe gilt von den Jungen aller der Vögel, die ihre Nester offen anlegen. Diese Jungen sind des Schutzes dringend bedürftig und sind darum alle, mögen sie im Alter auch ein noch so grelles Kleid anlegen, gleichmäßig grau gefärbt. Wenn aber Vögel

versteckte Nester bauen, so tritt auch schon bei dem jungen Sprossen mehr oder minder die Färbung der Alten hervor. So ist der männliche Sprosse des Haubenspechts (*Hylotomus pileatus*; Black Woodcock) dem Alten in der Färbung völlig gleich, er nistet aber auch so tief im Baum, daß er schon dadurch den Blicken der Feinde entrückt ist. Bei den Spechten steht aus gleichem Grunde die Färbung der Weibchen der der Männchen nur wenig nach. Auch bei den Raubvögeln findet ein wesentlicher Unterschied in dem Kolorit des Gefieders zwischen Männchen und Weibchen nicht statt; denn auch das Weibchen ist kräftig bewehrt, ist sogar zumeist stärker als das Männchen und fürchtet Feinde nicht.

Betrachten wir die Feder als solche, so finden wir auch hier einen durchaus zweckmäßigen Bau. Die Feder nimmt in dem Flugapparat der Vögel eine unersetzliche Stelle ein. Wir unterscheiden das Obergefieder oder die Contourfedern von dem dem Körper unmittelbar anliegenden Flaum oder den Dunen. Die Federn entwickeln sich in den Taschen der Haut; sie entsprechen den Haaren der Säugethiere. Sie ersetzen sich, wenn sie durch Wind und Wetter oder durch Verletzung verloren gegangen sind, indem sich an der Wurzel der alten neue Federn bilden, welche die alten ausstoßen und schnell wachsend an deren Stelle treten. Man nennt diese Federerneuerung das Mausern der Vögel. Bei den meisten Vögeln geschieht dies nur einmal jährlich, nämlich im Herbst; wo es zweimal geschieht, wie namentlich bei vielen Wasservögeln, mausern sich die Vögel auch im Frühjahr. In dieser Zeit ist der Vogel kränklich und traurig. Bei denjenigen jungen Vögeln, welche den Alten an Kolorit nicht gleichen, tritt mit dem Mausern auch der Farbenwechsel ein.

An jeder Contourfeder unterscheidet man den hohlen, meist durchsichtigen Kiel oder die Spule, welche in der Haut festsitzt und ein häutiges Band, die sogenannte Seele enthält, den Schaft, die Fortsetzung des Kiels, und die Fahne oder den Bart, der aus vielen gleichlaufenden Fäden besteht, die sich in feine Strahlen verzweigen, so daß sie eine gleichmäßige, elastische Fläche bilden, welche im Verein mit den anderen Federn einen luftdichten Flug- und Fallschirm darstellen. Die am kräftigsten entwickelten und von stählernen, fast unermüdlichen Muskeln getragenen Federn sind die den Flügel bildenden Schwungfedern und die im Schwanze befindlichen Steuerfedern. Von den Schwungfedern nennt man diejenigen, welche dem Körper zunächst liegen und länger als die übrigen

sind, Handschwingen oder Schwungfedern erster Ordnung; es sind deren in der Regel zehn, während die Anzahl der entfernter liegenden, der sogenannten Armschwingen oder Schwungfedern zweiter Ordnung schwankend ist. Der Schwanz besteht in der Regel aus zwölf, selten aus weniger, öfter aus mehr Steuerfedern.

Am Ende des Rückens trägt der Vogel eine mit zwei kleinen Oeffnungen versehene Fettdrüse, welche eine ölige Feuchtigkeit enthält. Mit dieser beschmiert der Vogel mittels des Schnabels sein Gefieder, um die Federn biegsam zu erhalten und sie gegen die schädliche Einwirkung der Nässe zu sichern. Besonders viel Fett sondert die Drüse der Schwimmvögel ab, die ja auch desselben wegen ihres Aufenthalts im Wasser sonderlich bedürfen.

Der Flug der Vögel wird durch das Heben und Niederschlagen der Flügel hervorgebracht. Während die Flügel sich heben, lockern sich die Federn, so daß die Luft zwischen ihnen durchstreichen kann; beim Niederschlagen hingegen schließen sich die Federn innig und dachziegelartig übereinander und setzen also der Luft einen so bedeutenden Widerstand entgegen, daß sich der Vogel bei jedem Flügelschlage erheben muß. Beim Auffliegen wird der Schwanz niederwärts, der Kopf aufwärts, beim Niederfliegen der Schwanz aufwärts, der Kopf niederwärts gebogen. Jeder Vogel hat nach der Einrichtung seiner Schwanz- und Steuerfedern seine besondere Art zu fliegen. Einige schwimmen gleichmäßig durch die Luft, wie die Raubvögel, andere sprungweise, wie die Spechte; einige, wie die Wachteln, halten sich immer nahe an der Erde, andere ziehen hoch oben ihre weiten Kreise. Einige fliegen geräuschlos wie die Nachtraubvögel, andere fliegen mit vielem Geräusch. Immer ist der Flug, wenn wir ihn mit dem Lauf der Säugethiere vergleichen, ein überaus schneller. Schwalben legen in einer Stunde 45 Meilen, also in einem Tage über 1000 Meilen zurück. Einen Jagdfalken, der dem König Heinrich II. von Frankreich in der Nähe von Paris entfloh, fing man schon am folgenden Tage auf der Insel Malta wieder ein, wo man ihn an einem Ringe, den er um den Fuß trug, erkannte. Er hatte also an einem Tage nahezu 1000 Meilen zurückgelegt.

Bevor wir in unserer Schilderung fortfahren, müssen wir die Leser mit dem Namen und der Beschaffenheit der äußeren Theile des Vogelleibes bekannt machen. Der Kopf ist meist rund, oft auch von oben eingedrückt oder nach vorn zugespitzt. Wir unterscheiden den

Oberkopf und hieran vorn die Stirn, in der Mitte den Scheitel und hinten den Hinterkopf. Unten finden wir die Kehle. Der Schnabel, dieses charakteristische Kennzeichen der Vögel, zerfällt in Ober- und Unterschnabel. Seine Gestalt wechselt in gleicher Weise wie die Zähne der Säugethiere, entspricht aber immer der Lebensart des Vogels. Bald lang, bald kurz, bald dünn, bald dick, bald gerade, bald hakenförmig gekrümmt, bald stahlhart, bald weich — aber immer zweckmäßig. Raubvögeln ist der drohend gekrümmte Oberschnabel eine furchtbare Waffe des Angriffs, Wasservögeln, die im Schlamme oder in trübem Wasser ihre Nahrung suchen, der breite, nervenreiche Schnabel ein vollendetes Tastorgan, Spechten der fast keilartige ein ausgezeichneter Meißel, Schwalben der breite, sich weit öffnende ein vortrefflicher Insektenfänger, und selbst der anscheinend verbildete Schnabel der Kreuzschnäbel ist mit seinen übereinandergreifenden Scheeren ein vorzügliches Brecheisen und keineswegs ein müßiges Naturspiel — kurz, der Schnabel dient den verschiedensten Zwecken, ist aber immer dem Bedürfniß vollkommen angepaßt. Eigentliche Zähne trägt der Schnabel nicht, aber zuweilen sind die Ränder, wie bei den Schwänen, Enten und Gänsen, mit kleinen hornigen Spitzen besetzt. Die Wurzel des Schnabels deckt zuweilen eine weiche Haut, die Wachshaut. Eine äußere Nase fehlt, wir können darum nur von Nasenlöchern reden. Sie befinden sich nahe bei der Wurzel des Schnabels, haben gewöhnlich eine innere Scheidewand, die jedoch zuweilen fehlt, so daß man hindurchsehen kann. Der Geruchssinn ist bei den Vögeln nur schwach entwickelt; sie stehen darin weit hinter den Säugethieren zurück. Die Zunge ist wenig entwickelt und der Bewegung nach links und rechts nur in geringem Grade fähig. Die meisten Vögel können dieselbe nur auf- und abbewegen, keiner kann damit nach Art der Säugethiere lecken. Die Zunge dient anscheinend mehr als Tast- und Greif-, denn als Geschmacksorgan. Bei den Spechten ist dieselbe mit Widerhaken versehen und kann weit hinausgeschoben werden. Um so bewunderungswürdiger ist das große, schöne Auge. Es hat außer den beiden Augenlidern noch ein drittes seitliches, matt durchsichtiges, die Nick- oder Blinzhaut. Diese spannt sich quer über die Pupille, ist ein Schutz gegen Sonnenstrahlen, gegen Verletzungen in Gebüschen und dient den Wasservögeln als Schirm gegen das Wasser, ohne daß das Auge selber geschlossen zu werden braucht. Da die Augen seitlich gestellt sind, so kann der Vogel jeden Gegenstand immer nur mit einem Auge sehen,

woher es auch kommt, daß er, um scharf zu sehen, ein Auge schließt. Die Schärfe des Auges ist wieder ganz dem Bedürfniß angepaßt. Der nach Nahrung auslugende Geier schwebt in Wolkenhöhe und erblickt von hier aus noch deutlich das Aas. Unsere Insektenfresser hingegen sind kurzsichtig; sie erspähen ihre Beute erst aus einer Entfernung von 5 bis 10 Schritt. Auch hier also die zweckmäßigste, aber zugleich auch die sparsamste Einrichtung in der Natur: das Auge des Geiers durchdringt stundenweite Entfernungen —, es sieht so weit als nöthig; das Auge des Insektenfressers durchspäht nur wenige Fuß —, es sieht nicht weiter, als nöthig! Und man bedenke doch: diese weise und doch sparsame Ausrüstung findet sich in jeder Hinsicht und bei jedem Thiere! Fürwahr, das ist nicht menschlicher Witz, das ist göttliche Weisheit und Allmacht! —

Das Ohr der Vögel, das hinter dem Auge liegt, ist, obgleich ohne Ohrmuschel, fein ausgebildet, und zwar namentlich bei solchen Vögeln, die des Gehörs sonderlich bedürfen, also namentlich bei den Waldvögeln, da diese durch die Bäume und Sträucher an einer weiten Umsicht gehindert werden. Besonders groß ist die Ohröffnung bei den Eulen und zugleich mit einer Hautfalte umgeben, die fast als Ohrmuschel erscheint. Auch beweist der Umstand, daß gezähmte Vögel die Stimme ihres Herrn erkennen, und daß einige das Vermögen besitzen, fremde Melodien oder die menschliche Stimme aufzufassen und nachzuahmen, eine nicht unbedeutende Ausbildung des Gehörsinns.

An den Kopf schließt sich der lange, dünne, leicht bewegliche Hals, der sich in den Rumpf verliert. An diesem unterscheidet man Ober- und Unterleib. Unter dem Bürzel versteht man die hinterste Stelle des Rückens. Die Brust ist der vordere Theil des Unterleibs; darauf folgt der Bauch und darnach der Steiß, der dem Bürzel gegenüber liegt.

An den Beinen unterscheidet man den kurzen Oberschenkel, den längeren Unterschenkel und den Lauf, der von einer weichen, schuppigen Haut bekleidet ist. Letzterer, der frei heraustritt, während Ober- und Unterschenkel meistens in den Rumpffedern versteckt liegen, wird von Unkundigen oft fälschlich für den Unterschenkel gehalten. In den Lauf gelenkt sich der eigentliche Fuß mit den Zehen. Die Zahl der Zehen schwankt zwischen zwei und vier; weitaus die meisten Vögel haben vier Zehen, nur wenige drei, nur einer, der afrikanische Strauß, zwei. Die Zehen tragen Krallen. Umhüllen die Federn den ganzen Unterschenkel bis zur Einlenkung des

Laufes, so heißt der Fuß Gangbein, bleibt aber ein Theil des Unterschenkels unbefiedert, so heißt der Fuß Watbein. Auch die Stellung der Zehen und die Verwachsung derselben bedingt verschiedene Fußformen, die wir später kennen lernen werden.

So verschieden nun der Bau der Büste ist, so verschieden ist auch die Gangart. „Man erinnere sich“, sagt Masius, „des pathetisch-ceremoniellen Schrittes der Stelzer, des leichten und kecken Laufes der größeren Hühner, des zierlichen Getrippels so mancher kleineren, und vergleiche damit den immer rechts und links zur Seite fallenden Gang der Schwimmer und die fast kriechende Bewegung der Thurmschwalben. Einige Vögel nicken während des Gehens mit dem Kopfe; wieder andere laufen ruckweis, indem sie dann mit einem Male inne halten, als sei ein verborgenes Uhrwerk in ihnen aufgezogen, das schnurrend und unaufhaltsam abrolle; noch andere hüpfen, mit beiden Füßen zugleich auftretend, wie wenn sie Gummibeine hätten, die unfreiwillig immer wieder emporsprängen, so oft sie den Boden berührten. Kurz, alle Gangarten, selbst der stolze, von der Dichtung so oft gepriesene Schritt des Kranichs, haben etwas Komisches, Automatenhaftes. Es fehlt jeder dieser Bewegungen, wenn auch nicht an Leichtigkeit und Sicherheit, so doch an Ebenmaß und Gleichgewicht, und einige der eben bezeichneten Manieren, mit denen so viele Vögel ihren Schritt begleiten, sollen wohl nur dazu dienen, dasselbe herzustellen.“

Auch der Bau der Füße ist dem Bedürfniß vollkommen angepaßt. Der Raubvogel bedarf seiner grimmig ausgespannten, haarscharfen Krallen gerade so, wie der Sumpfvogel der langen, stelzenhaften Beine und der Schwimmvogel der die Zehen verbindenden Schwimmhaut.

Daß das immer geschäftige und bewegliche Volk der Vögel einer großen Menge von Nahrung benöthigt ist, leuchtet ein. Sie erscheinen uns deshalb als gefräßig. Ein so energisches Blutleben und eine fast ruhelose Beweglichkeit bedingen nothwendiger Weise eine reichliche Aufnahme von Nahrung. Da aber den Vögeln die Zähne fehlen, so ist ein complicirter Verdauungsapparat nöthig und also auch vorhanden. Bei vielen Vögeln erweitert sich der Schlund dicht unter dem Halse und bildet den sogenannten Kropf, in welchem die Speise mit Speichel gemischt und erweicht wird. Von hier gelangt die Nahrung in den häutigen Vor- oder Drüsenmagen; hier sondern Drüsen reichlich Saft ab, der die Speise für die Verdauung vorbereitet, die endlich im eigentlichen Magen, dem Fleischma-

gen, vor sich geht. Dieser ist bei körnerfressenden Vögeln fleischig, ungemein kräftig und immer mit einer derben Haut überspannt. Fütterungsversuche haben die zermalmende Kraft des Vogelmagens in überraschender Weise dargethan. Olivenkerne, Haselnüsse, ja massive Glaskugeln fand man nach einigen Wochen im Magen zermalmt, Silbermünzen glatt abgescheuert. Spallanzani machte das grausam scheinende Experiment, einen Truthahn zwölf scharfe Lanzetten verschlucken zu lassen und fand, als er nach 18 Stunden den Magen öffnete, die Messerchen zerbrochen und abgerieben. — Körnerfressende Vögel verschlucken, um das Zermalmen zu erleichtern, scharfen Sand und kleine Kieselsteine, und diese sind diesen Vögeln zur Verdauung so nothwendig, daß man z. B. auf Seereisen für die Hühner Sand mitnehmen muß, wenn man die Thiere gesund erhalten will.

Die Nahrung der Vögel ist eine sehr mannigfaltige. Während einige sich von kleinen und jungen Säugethieren, namentlich Nagern, ernähren oder Vögel, die ihnen an Gewandtheit und Kraft nachstehen, erbeuten, jagen andere den Insekten und deren Raupen nach, und noch andere nähren sich von Früchten, Körnern, Sämereien und dergleichen. Unverdauliches, wie Haare, Federn, Knochen, Insektenhüllen vereinigen sich im Magen des Vogels zu einem Ballen, dem sogenannten Gewölle, und werden von den Raubvögeln und Insektenfressern durch den Schnabel wieder ausgespieen.

Das Amt der Vögel in der Schöpfung, sofern ihre Nahrung in Betracht kommt, besteht zweifelsohne darin, das Gleichgewicht zwischen Nützlichem und Schädlichem zu wahren, das Nützliche zu erhalten, das Schädliche zu vermindern. Wenn im Frühjahr ein Heer von Raupen dem jungen Laube schadet und Mücken und Fliegen in Millionen und aber Millionen die Luft durchschwirren, dann erscheinen die gefräßigen Insektenfresser, das Uebermaß zu tilgen. Sie bekommen auch ihre fast unersättlichen Jungen gerade zu einer Zeit, da die Menge des Ungeziefers am größten ist. Und wenn die Raupen sich in Insekten verwandelt haben und die Waldbäume durchbohren, dann treten die Spechte hemmend ein, dann dröhnt ihr fleißiges Pochen durch den Wald. Immer lehrt den Vogel sein Instinct, welche Nahrung ihm am zuträglichsten ist, und immer ist sein Schnabel, seine Körperstärke, seine Gewandtheit, sein Verdauungsapparat der ihm bestimmten Kost auf das Vorzüglichste angepaßt.

Doch die Vögel sind nicht nur dazu bestimmt, zu vermindern, sondern auch zu erhalten. Die beerenfressenden Vögel verschlucken, da

ja den Vögeln die Zähne fehlen, ihre Nahrung fast ganz und verletzen darum die in den Früchten enthaltenen Samenkörner in keiner Weise. Da nun die Verdauung eines Vogels schon in weniger als einer Stunde vollendet ist, so gehen die Samenkörner unverdaut mit den Exkrementen ab. Mithin wird durch diese Vögel der Samen verbreitet und der Pflanzenwuchs befördert. Auch dadurch, daß die Vögel ihre Schnäbel von den daran noch sitzenden Beerenresten putzen, werden sie Verschlepper keimfähigen Samens.

Die Nahrung des Vogels, ob sie in frisch erlegter Beute oder in Aas besteht, mehr noch die Art und Weise, wie ein Vogel seine Nahrung erjagt, ob in offenem Kampf am hellen Tage, oder während der Nacht durch Hinterlist, bestimmen zumeist unser Urtheil über den Charakter des Vogels. Wir nennen die kräftigsten, muthigsten Vögel, die offen ihre Beute erjagen, Adler, d. h. edle Aare, wir sprechen von ihrem königlichen Anstand, ihrem feurigen, geistvollen Auge. Wir nennen andere Vögel, die von Aas leben, Geier, d. h. Gierige, nennen sie schmutzig, ekelhaft, stellen sie mit dem unheimlichen Geschlecht der Hyänen zusammen. Und wir thun recht daran, wenn wir dadurch im Bilde das Wesen des Vogels kennzeichnen wollen. Thun wir dies aber, — und es geschieht dies leider oft genug — um damit dem Vogel wirklich einen Charakter beizulegen, wollten wir also damit sagen, daß der Adler wirklich und bewußt edel, der Geier wirklich und bewußt gierig sei, so würden wir diese Thiere zu Menschen stempeln. „Will man," sagt der treffliche Altum, „in der verschiedenen Art und Weise, wie die Vögel ihre Nahrung erbeuten, ein Gegenbild von verschieden handelnden Menschen, in der offenen Jagd des Edelfalken etwa ein Gegenbild des offen kämpfenden Helden, in den unvorhergesehenen plötzlichen Ueberfällen des Sperbers, der Eule ein Bild des heimtückischen Meuchelmörders, des Schurken finden, so habe ich nicht das Mindeste dagegen einzuwenden, wenn uns durch ein solches menschliches Gegenbild in prägnanter Weise die Verfahrungsart beim Erjagen der Beute charakterisirt werden soll. Will man aber damit mehr bezeichnen, will man den Vögeln selbst diesen oder jenen Charakter wirklich zulegen, so kann ich nicht umhin, über eine so naive Auffassung zu lächeln. Der Edelfalke thut, wie ihm durch seine Organisation geboten ist, die Eule desgleichen; keiner dieser beiden Raubvögel hat für sich einen Charakter, keiner weiß etwas von Charakter, keiner weiß, was er thut, jeder muß in seiner specifischen Weise handeln, um die ihm gestellte Lebensaufgabe zu erfüllen, näm-

lich nicht bloß, um sich zu ernähren, sondern nicht minder, um hemmend und ordnend in die übrige Natur zweckmäßig einzugreifen. Wie sollte doch wohl die Eule in das der Hemmung sehr bedürftige Leben der Mäuse besser und für die Umgebung wohlthätiger eingreifen können, als auf die thatsächliche Weise. Sie kann ja eben nicht anders. Ihr Flug ist nun einmal unhörbar leise, sie hat einmal die nächtlichen Augen, sie ist nun mal Eule, zum Meucheln geschaffen; sie kann nicht dafür, daß sie ihre Beute wie der Blitz überrumpeln muß. Wenn sie es anders machen wollte (was übrigens ein Widerspruch in sich ist), so würde sie verhungern, und die Mäuse würden zur Plage werden. Der menschliche Meuchelmörder ist ein Schurke, denn er kann und muß anders handeln, er handelt als solcher gegen Gesetz, Recht, Gewissen; die Eule aber ist so edel, als der edelste Edelfalk. Der Wolf, welcher im gestreckten Laufe seine Beute erjagt, ist um nichts edler, als die lauernde Katze, welche die ihrige aus einem Hinterhalte plötzlich mörderisch überfällt ..... Wir müssen uns freilich bei unseren Bezeichnungen, in Ermangelung anderer, der Worte und Ausdrücke bedienen, welche von menschlichem Handeln hergenommen sind, und eben deshalb schreiben wir dem einen Thiere Sanftmuth, dem andern Kühnheit, einem dritten, vierten Schlauheit, Feigheit, Mordlust zu. Diese Bezeichnungen sind aber nur vom äußeren Schein entnommen, nie können sie das thierische „geistige" Wesen bezeichnen. Sie gelten nur für den Menschen in ihrer eigentlichen Bedeutung."

Ist hier die Vorstellung zerstört, als gäbe es wirklich edle und unedle, wirklich kluge und dumme, wirklich genügsame und gefräßige Thiere, so gilt es nun auch, einer anderen irrigen Ansicht in Rücksicht auf den Gesang der Vögel entgegenzutreten.

Wer nach kalten und unfreundlichen Wintertagen, wenn der Schnee geschwunden ist und Wiesenteppich, Strauch und Baum sich anschicken, ihr Sommerkleid anzulegen, in die freie Natur tritt und dem lieblichen Gesang der Vögel lauscht, der wie Himmelsmusik klingt: dem weitet sich die Brust und sein Herz möchte in den Jubel der Natur einstimmen. Ertönt auch auf unsern Feldern nicht das trillernde Lied der Lerche in derselben Reinheit und Frische wie in Deutschland, singt auch kein Vogel uns die schmelzenden Melodien der Nachtigall, so fehlt es doch auch in unseren Wäldern nicht an lieblichen Sängern. Wird doch unsere Spottdrossel (*Mimus polyglottus;* Mocking-Bird) von vielen der Nachtigall gleich gehalten und unser Cardinal (*Cardinalis virginianus;* Red Bird. Tafel VIII,

Fig. 4), unsere Walddrossel (*Turdus mustelinus;* Wood Thrush. Tafel VI, Fig. 2), unsere Waldsänger (*Sylviae;* Warblers. Tafel VII), unser Zaunkönig (*Troglodytes hyemalis;* Winter Wren, Tafel VIII, Fig. 3), sind immerhin nicht unbedeutende Sänger.

Aber der Gesang, so sehr er auch zu unserem Herzen spricht und uns zum Loben Dessen stimmen soll, aus dessen Vaterhand auch diese Kunst hervorging, ist dennoch für den Vogel nicht etwa der Ausdruck der Freude oder des Schmerzes, sondern die Erfüllung einer nothwendigen Lebensaufgabe. Der Vogel singt nicht, weil er singen will, sondern weil er singen muß; der Gesang ist nothwendig und dient ganz bestimmten Zwecken. Und welche sind diese? — Wir antworten: Der Gesang ist der Paarungsruf des Männchens, der dadurch das Weibchen herbeilockt und also das Brutgeschäft einleitet, und er ist das einzige Mittel, Paare und Nester hinreichend weit auseinander zu halten.

Nur während der Paarungszeit singen die Männchen und ihr Gesang verstummt, sobald das Brutgeschäft beendet ist. Hat ein Vogelpaar mehrere Bruten im Jahre, so wiederholt sich auch der Gesang, wird aber mit jeder Brut schwächer und unmelodischer — ein Beweis dafür, daß der Gesang durchaus nicht menschlich aufzufassen ist; denn, menschlich betrachtet, müßte der Gesang durch die fortgesetzte Uebung sich verschönern, die Stimme müßte an Umfang oder Modulation zunehmen. Während des Winters, während welcher Zeit das Brutgeschäft und also auch der Gesang unterbrochen ist, trennen sich die Paare, und erst mit dem beginnenden Frühling vereinigen sie sich wieder. Es möchte ihnen in dem Dickicht der Wälder oder in dem hohen Grase der Prairien schwer werden, sich zu finden, wenn sie nicht die Gabe des Gesanges hätten. Der Gesang dient also auch dem Zusammenbringen der Paare. Das Weibchen folgt nur dem Gesange des Männchens seiner eigenen Art, mag er noch so einfach und rauh sein und kümmert sich nicht um den Gesang anderer Männchen, mag er noch so bezaubernd sein. Und dieser Umstand spricht wiederum gegen die Uebertragung unserer Ansichten und Gedanken in das Thierleben. Sollten nicht die Vögel, menschlich aufgefaßt, sich allabendlich um die vorzüglichsten Sänger sammeln, um deren süßen Melodien zu lauschen? Nichts ist davon zu sehen; jede Vogelart hat nur Gehör für den Gesang der eigenen Art.



1. Haarspecht (Hairy Woodpecker).
2. Elfenbeinspecht (Ivory-billed Woodpecker).
3. Kappenkleiber (White-breasted Nuthatch).
4. Gelbbauchspecht (Yellow-bellied Woodpecker).
5. Goldspecht (Golden-winged Woodpecker).
6. Rothkopfspecht (Red-headed Woodpecker).

Der Gesang ist aber auch ein Mittel, die Paare hinreichend weit auseinander zu halten. Die Vögel dürfen sich nämlich nicht dicht beieinander ansiedeln, weil ihnen dann die Umgebung ihrer Nester nicht genug Nahrung bieten würde. Selbstverständlich sammeln sich zunächst an besonders ergiebigen Plätzen die Vögel in übergroßer Anzahl an; diese Ueberfüllung muß aufgehoben werden. Die kampfbereiten Männchen stürmen gegen einander, die schwächeren müssen weichen. Und da ist es wieder der Gesang, der dem einen Männchen vom andern Kunde giebt und der zum Schlachtruf wird.

Der Gesang—das erhellt aus dem Vorhergehenden — ist also keineswegs nur eine Zierde oder gar der Ausdruck der Liebe und Zuneigung, sondern er ist nothwendig für die Existenz des Vogels, nicht minder nothwendig als das Fliegen oder das Eierlegen. Seine Aehnlichkeit mit dem Gesange des Menschen ist eine rein äußerliche. —

Haben sich die Paare zusammengefunden, so geht es an den Bau des Nestes. Der Neststand ist ein sehr mannigfaltiger. „Von den höchsten Baumwipfeln bis zum niederen Gesträuche," sagt Müller, „in der bergenden Saat, dem Grase und Gestrüppe und auf kahler Erde, im Felde und im Walde, am hohen Thurme wie an niederer Hütte, auf den freien, wolkenhöhnenden Felsen und in enger dumpfer Erde und Baumhöhlen wählt sich die launige Schaar des Himmels die Stätten zu ihrem Nestbau. Hier, umwallt von lauer Luft und hellem Sonnenscheine, läßt sich der brütende Vogel im Nest auf schwankem Zweige oder in künstlicher Ampelwohnung frei in der Luft, ein Spiel der Winde, wiegen; dort, umspült und getragen von der Welle des Sees oder Sumpfes, des Flusses oder Baches, vertraut er seine Wohnung am Strande, in der Uferhöhle und im Schilfe, hart an und über der Wasserfläche und oft auf derselben, dem launischen Schwanken an. Wie überall weitstrebend im ungemessenen Raum, so ist es die Vogelwelt auch in ihrem Nisten." In der Regel ist das Männchen während des Nestbaues der Handlanger, welcher das Material herbeischafft, und das Weibchen der Baumeister. Das Material ist nach der Lebensweise der Vögel sehr verschieden. Das Thier- und Pflanzenreich, ja selbst die todte Natur muß dazu den Stoff liefern. Wolle und Haare unserer Hausthiere und des Wildes, der eigene Flaum des Vogels dienen zur Ausfütterung des Nestes, welches zumeist aus Reisern, Bast, Stroh, Gras, Moos und dergleichen zusammengewoben ist. Wenn die Unterlage fertig ist, hockt sich der Vogel darauf nieder, ordnet, im Kreise sich drehend, mit Hülfe des Schna=

bels, der Füße und des Schwanzes das Baumaterial und giebt diesem durch Andrücken der Brust die gefällige Rundung. Doch finden wir einen kunstvollen Nestbau in der Regel nur bei den Singvögeln (siehe Tafel IV, Fig. 2, das Nest des Baltimorevogels). Andere Vögel, wie die Fettgänse, nisten auf den Felsen der Meeresküste ohne alle Nestbereitung. Viele Vögel, besonders die Laufvögel, scharren nur Löcher in den Boden. Die Spechte hacken mit ihrem starken, meißelartigen Schnabel Gänge in den Baum, in denen sie nisten (siehe Tafel III, Fig. 6, Nest des rothköpfigen Spechts). Die Raubvögel errichten ihren kunstlosen Horst auf Felsen oder kahlen Bäumen aus Reisern (siehe Tafel I, Nest des weißköpfigen Adlers). Der europäische Kukuk und unser Kuhstaar (*Melothrus pecoris*; Cow-bird) bauen kein Nest, sondern schieben ihre Eier andern Vögeln zu. — Die vorherrschende Form des Nestes ist die kugelige; am meisten verbreitet ist die Gestalt der Halbkugel.

Wer aber lehrt die Vögel den kunstvollen Nestbau? — Nicht ihre eigene Erfahrung; denn der junge Vogel, der sein erstes Nest baut, ist ein ebenso geschickter Baumeister als der älteste seines Geschlechts; ja, wenn Vögel im Jahre mehrere Nester bauen, so sind die späteren Nester auffallend schlechter konstruirt als das erste! Auch nicht der Unterricht der älteren Vögel lehrt die Jungen; denn noch hat kein Naturforscher beim Nestbau eine Unterweisung des jungen Vogels durch die Alten jemals wahrgenommen. Wer aber lehrt den jungen Vogel die Kunst? — Gott selber, denn in seinem Auftrage handelt der Vogel, wenn auch unbewußt, in seinem Auftrage bauet der Vogel das Nest gerade so und nicht anders, ja, muß es so bauen. Noch nie hat ein Vogel ein anderes Nest bauen können, als seine ältesten Vorfahren, noch nie hat ein Vogel den Bau eines Nestes unterlassen. Gottes Werk ist der Vogel, Gottes Werk ist Alles, was der Vogel thut. Der Vogel singt, denn er muß singen; der Vogel nistet, denn er muß nisten. Er handelt unbewußt in höherem Auftrage. —

Sobald das Nest vollendet ist, legt das Weibchen gewöhnlich an demselben Tage das erste Ei und fährt damit alle 24 Stunden oder mit Aussetzung eines Tages fort, bis die der Vogelart eigenthümliche Anzahl von Eiern gelegt ist. Diese Anzahl ist für die verschiedenen Vogelarten sehr verschieden. Vögel, die in Masse zur Ungeziefervertilgung nöthig sind, legen viele Eier; andere Vögel, die schon in geringer Anzahl ihrer Aufgabe genügen können, nur wenige. Durch

fortgesetztes Wegnehmen der Eier vergrößern wir die Fruchtbarkeit der zahmen Hühner, so daß diese 50 bis 60 Eier jährlich legen. Die Form der Eier ist eine elliptische, mehr oder minder kugelförmig, zuweilen auch birnförmig. Die Größe der Eier entspricht gewöhnlich der Größe des Vogels und beträgt etwa ein Zehntel des Körpergewichts des Weibchens. Das größte Ei legt der Strauß, das kleinste der Kolibri, das erstere hat die Größe eines Kindskopfes, das letztere die Größe einer Erbse.

Von der Färbung der Eier, so mannigfaltig sie auch ist, gilt im allgemeinen dasselbe, was über das Kolorit des Gefieders gesagt ist: die offen liegenden Eier haben die Erdfarbe (Lerchen) oder die Farbe des Sandes (Regenpfeifer) oder des Mooses und Grases (Drosseln). Dadurch sind die Eier vor Nachstellungen gesichert. Wo diese Vorsicht nicht geboten ist, also bei Vögeln, die Tags über auf den Eiern sitzen oder bei solchen, die ihre Eier in Höhlen, Baumlöcher legen, fehlt die Bodenfarbe; denn nichts Ueberflüssiges findet sich im Haushalt der Natur, in dem bei aller Zweckmäßigkeit die größte Sparsamkeit streng durchgeführt erscheint.

Im Ei ruht unter der zierlichglatten Kalkschale der wunderbare Keim eines neuen Lebens. Kunstvoll gefügt, „ohne Naht und Draht", erregt es schon durch sein Aeußeres die Bewunderung jedes Beschauers. Aber wunderbarer ist der Inhalt, denn er birgt den geheimnißvollen Anfang des Lebens. Unter der kalkigen Schale, die behufs Luftzutritts mikroskopisch kleine Poren hat, liegt in zwei dünnen Schichten die Eierschalhaut, welche am stumpfen Ende des Eies sich theilt und den Luftsack bildet. Diese Häute umschließen das weißliche, zähe Eiweiß. Von diesem durch die Dotterhaut getrennt und mit diesem durch zwei gallertartige Bänder oder Stränge, die sogenannten Dotterschnüre oder Hagel verknüpft, finden wir im Centrum den Dotter oder das Eigelb. Auf der Dotterhaut liegt der kleine, weißliche Keimfleck oder Hahnentritt, der den Anfang des jungen Vogels bezeichnet.

Die Entwicklung des Eies geschieht durch das Brüten. Ein unbesiegbarer Trieb fesselt den Vogel, den freiesten und unstätesten aller Lebendigen, an das Ei. Das Brüten dauert nach der Größe der Eier und des Vogels längere oder kürzere Zeit. Der Schwan brütet 5, Gans und Ente 4, die Henne 3 Wochen, die Taube 17 bis 19, die kleineren Vögel 14, kürzestens 13 Tage. Der Vogel legt sich, da die Wärme allein auf das Ei entwickelnd wirkt und die Federn diese nicht

leiten, nicht mit diesen auf die Eier, sondern er schlägt die Federn des Unterleibs auseinander, umfaßt mit diesen die Eier seitlich und setzt den nackten Unterkörper auf. Wenn Vögel dies nicht vermögen, so rupfen sie (Gänse, Enten und Taucher) die Federn des Unterleibs vorher aus und füttern damit zugleich das Nest. Freilich thun sie dies nicht aus Liebe zu ihrer Brut, wie manche fabeln, sondern aus Instinkt thun sie es; sie thun es auch nicht, weil sie wissen, daß die Federn schlechte Wärmeleiter sind, nein, sie hatten nie ein Handbuch der Physik vor sich, und kein Meister hat sie je in dieser Wissenschaft unterrichtet; sondern sie handeln unbewußt im Auftrage ihres Schöpfers, sie müssen brüten. Davon, daß der Vogel wirklich ohne alles Verständniß handelt, kann jeder sich leicht überzeugen. Eine Henne, der man die Eier nimmt, hockt sich auf das leere Nest, auf fremde Sachen, auf Holz, auf Steinchen und brütet!

Das Brüten geschieht meist durch das Weibchen, welches während der Brutzeit vom Männchen gefüttert oder auf kurze Zeit abgelöst wird; es geschieht aber auch bei manchen Vogelarten von beiden Geschlechtern abwechselnd. Die erste Spur des neuen Vogels zeigt sich schon am Ende des ersten Brüttages. Beim Hühnerei zeigt sich nach zwei Tagen die Bewegung des noch sehr unvollkommenen, wie ein Blutfleck erscheinenden Herzens, welche am dritten Tage fühlbar wird. Am vierten Tage bilden sich Glieder, und am Ende des fünften Tages sieht man schon das gallertartige Thierchen mit großem Kopf und übermäßigen Augen. Am dreizehnten Tage ist das Skelet vollendet, am fünfzehnten sprossen die ersten Federn, und das Hühnchen schnappt schon nach Luft; am neunzehnten kann es schon einen Laut von sich geben, und am einundzwanzigsten klopft der kleine, mit einem spitzen Höcker versehene Schnabel gegen die allmälig morsch gewordene Kalkhülle, die Füße helfen mit, und das Küchlein schlüpft aus.

Bei den Hühnern, Gänsen und Enten sind die Jungen gleich so weit entwickelt, daß sie sofort oder doch nach wenigen Tagen ihrer Nahrung nachzugehen vermögen; man nennt darum solche Vögel Nestflüchter. Die Jungen der anderen Vögel, der sogenannten Nesthocker, bedürfen aber noch längere Zeit der Pflege der Alten, ehe sie flügge und erwerbsfähig sind. Diese Pflege der Alten geschieht allerdings mit einer Sorgfalt, die viele bewogen hat, hier eine „aufopfernde Elternliebe" zu muthmaßen, und es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, die diese „Elternliebe" auf das Schönste auszuschmücken verstanden. Und die Treue und Sorgfalt, mit der der Vogel, wenn auch

unbewußt, seine Jungen aufzieht, ist uns ja allerdings auch zum Vorbild gestellt. Gebraucht doch unser Heiland die schützende Sorgfalt der Henne selber als ein Bild, da er klagt: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt werden, wie oft habe ich wollen deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt!" —

Doch man bedenke wohl, daß auch hier das Thier nur aus Naturtrieb handelt, gereizt durch das Geschrei und Gebahren der Jungen. Der Vogel liebt nicht, kann nicht lieben; aber er gehorcht dem ihm von seinem Schöpfer angeborenen Trieb, m u ß ihm gehorchen. Wir wollen das an einem Beispiel zeigen. Unser K u h s t a a r, von dem wir schon früher sprachen, nistet nicht, sondern legt seine Eier in die Nester anderer Vögel, sonderlich der Drossel. Diese brütet in der That das fremde Ei aus, welches einige Tage früher reift als ihre eigene Brut. Der junge Kuhstaar ist aber größer als die jungen Drosseln, macht sich's auch im Nest bequem und hat einen kaum zu sättigenden Appetit, den die Drossel emsig zu stillen bemüht ist und zwar auf Kosten ihrer eigenen Brut. Die Folge davon ist, daß diese erdrückt wird oder verhungert. Das Alles duldet die Drossel, ja, sie schleppt auch die todten Jungen noch aus dem Nest, um es dem Pflegling bequem zu machen. Das zeugt doch wahrlich nicht von „Elternliebe!" — Alte Vögel, denen die Jungen genommen sind, fliegen noch Tagelang mit Futter im Schnabel zum Nest; sie gehorchen ihrem Fütterungstriebe, der also noch thätig ist, wenn auch der Gegenstand ihrer „sorglichen Liebe" nicht mehr existirt. Hierzu theilt A l t u m einen höchst merkwürdigen Fall mit, den er einst auf dem Schiller-Platze zu Berlin beobachtete. „In einem Käfige," berichtet er, „saßen mit verbundenen Flügeln einige Lerchen und ein Rothkelchen; die ersten hockten traurig mit etwas gesträubtem Gefieder ruhig in der Ecke, das Rothkehlchen aber war in voller Thätigkeit. Es rannte zum Futternapfe, ergriff so viele Ameisenpuppen, als der Schnabel fassen konnte und lief mit denselben zur nächsten Lerche. Diese aber würdigte das sorgliche Rothkehlchen und sein Futter nicht eines Blickes. Kaum aber hatte das Rothkehlchen der Lerche die verschmähte Nahrung angeboten, als es letztere fallen ließ, nach neuem Futter zum Napfe eilte, wieder anbot, wieder hinwarf und wieder neues holte, um das Spiel von neuem zu beginnen. So lange ich dem interessanten Schauspiel zusah, so lange war das Rothkehlchen in voller Thätigkeit, und gar bald war der größte Theil der Ameisenpuppen aus dem Futterkästchen getragen und

lag zerstreut vor den einzelnen Lerchen. Was war denn hier beim Rothkehlchen der Beweggrund, sich selbst kaum Nahrung zu gönnen und den anderen Mitgefangenen diese zuzutragen? Etwa „Liebe" zu den jede Nahrung hartnäckig verschmähenden Lerchen, welche sich das gleiche Futter auf ganz gleiche Weise mit ganz gleicher Mühe nehmen konnten? Das Rothkehlchen war bei seinen Jungen fortgefangen, der Trieb zu füttern war stark erwacht und vorhin stark bethätigt, aber noch nicht befriedigt; es mußte deshalb weiter füttern, obschon hier im Käfige nichts zu füttern war." Dieser Vorfall beweist klärlich, wie unwahr es ist, wenn man von einer großen, rührenden Liebe des alten Vogels zu seinen Kleinen fabelt. Faber theilt von den Baßgänsen mit, daß sie, wenn ihnen das Ei genommen ist, nicht nur auf der leeren Stelle brüten, sondern auch zur Zeit, wo das Ei ausgebrütet wäre, nach Futter ausfliegen, welches sie im Kropf bergen, damit nach dem leeren Nest zurückfliegen und es hier ausspeien, als ob Junge da wären. Ist ihr Ei faul, so verhalten sie sich ebenso, sie legen dem faulen Ei das Futter vor. Man wird doch nicht auch hier von Liebe und Mitleid reden wollen.

Bekannt ist auch die folgende Thatsache. Nimmt man die Jungen eines Nestes und bringt sie in einen Bauer, so kommen die Alten herbei und füttern jene durch die Stäbe des Käfigs. Das scheint allerdings für eine zärtliche Anhänglichkeit zu sprechen. Aber man setze seine Beobachtung fort. Das Herbeitragen des Futters wird allmälig spärlicher, und genau um die Zeit, da die Jungen in der Freiheit im Stande wären, ihrer Nahrung selbst nachzugehen, bleiben die Alten aus und lassen die Jungen verhungern. Und warum erweisen sie ihnen nicht ferner ihre Liebe? Weil nun auch ihr Trieb zur Erhaltung der Brut zu Ende ist. —

Jeder Vogel kennt genau die Nahrung, die seinen Jungen zuträglich ist, auch wenn sie eine andere sein sollte, als die Alten selbst genießen. Bei der Gefräßigkeit der jungen Sprossen, die sich schon durch die übermäßig großen Schnäbel erkennen läßt, fällt es den Alten schwer genug, hinreichende Nahrung herbeizuschaffen, sonderlich, wenn sie Insekten erjagen müssen. So oft sie zum Nest zurückkehren, harren vier bis sechs Gelbschnäbel der Larven und Raupen. Körnerfressende Junge sind leichter zu befriedigen. Sie werden mit der im Kropf oder dem Schlund bereits aufgeweichten Nahrung geätzt. — Sobald die Jungen erwachsen sind, trennen sie sich in der Regel von den Alten und lösen die Familienbande. Die Alten selbst locken sie dann durch

allerhand Mittel aus dem Nest, zerren sie wohl auch heraus, um sie zum Versuchen ihrer Flügel zu veranlassen.

Der Sommer ist vorüber. Schon färbt sich das Laub der Bäume und Sträucher roth und falb, und rauhe Winde streichen durch die abgeernteten Felder. Die Natur rüstet sich zum Winterschlaf, und hoch in der Luft sehen wir in traulichem Geschwader die Vögel fern nach des Südens Wärme ziehen. Sie jagen dem entfliehenden Sommer nach. Nicht alle Vögel ziehen. Ein Theil derselben bleibt auch im Winter bei uns; wir nennen diese darum Standvögel. Es sind das solche, die durch ihr Federkleid von der Unbill der Witterung geschützt sind und die sich das ganze Jahr hindurch ihre Nahrung bei uns beschaffen können. Es sind dies z. B. die Eulen und Krähen. Andere Vögel schweifen nomadisirend, ohne bleibende Stätte umher, ohne jedoch weit südlich zu ziehen, wir nennen sie Strichvögel. Sie sind die Vagabunden unter den Vögeln, die nur so lange an einem Platze bleiben, so lange dieser ihnen Nahrung bietet. Ihr Grundsatz ist: Ubi bene, ibi patria, d. h.: Wo mir's gut geht, da bin ich zu Hause. Solche Strichvögel sind z. B. die Raubvögel und die Spechte. Diejenigen Vögel endlich, die uns regelmäßig im Herbst verlassen und erst im Frühjahr zu uns zurückkehren, und zwar je früher, je später sie uns verließen, nennen wir Zugvögel. Zu ihnen gehören vornehmlich die Singvögel, da diesen ihre vornehmste Nahrung, die Insekten, im Winter mangeln würde. Der Zug ist für diese Vögel Lebensbedingung. Dennoch zieht der Vogel nicht, weil er den Nahrungsmangel empfindet und weil er weiß, daß er in wärmeren Distrikten keine Noth leiden wird. Denn er verläßt uns schon, wenn um ihn her noch Alles blüht und grünt, und zu einer Zeit, wo er am wohlgenährtesten ist. Oder wandern sie etwa deshalb frühzeitig, daß sie der kommende Winter auf ihrem Fluge nicht ereilen möchte? Gewiß nicht; denn sie kennen ja den Winter unserer Heimath gar nicht, sind ja nie zurückgeblieben, haben seine Unbill nie erfahren. Fühlt doch auch der gefangene Vogel, dem es zu keiner Zeit an Nahrung und Wärme fehlt, im Herbst gleich seinen freien Brüdern den Trieb zum Wandern in seiner Brust. Der Vogel im Käfig wird um die Zugzeit unruhig und stürmisch, er frißt wenig, und erst, wenn die Zugzeit verflossen ist, kommt er wieder zur Ruhe. Dasselbe wiederholt sich zur Zeit der Rückkehr. „Ich hielt," erzählt Altum, „eine Reihe von Jahren hindurch mehrere Blaukehlchen, denen es gestattet war, den größten Theil des Tages außerhalb des Käfigs bei mir in meinem Studirzimmer

umherzufliegen. Sie wurden außerordentlich zahm, nahmen mir die Mehlwürmer aus der Hand, ja flogen zu mir herauf, um sie zwischen meinen Lippen fortzunehmen. Sie liefen vor mir auf meinem Tisch umher, gar gewöhnlich sogar auf dem Papierblatte, worauf ich eben schrieb. Kurz, sie waren durchaus vollständig an meine Person und ihre sonstige Umgebung und Verhältnisse gewöhnt. Da plötzlich im Herbste wird des Nachts mein Vögelchen im Bauer unruhig, ein lautes, etwas schnalzendes „Tack" bekundet die Aufregung; es beginnt in demselben hin und her zu laufen, ja flattert, zumal in mondhellen Nächten, gar arg umher, zerstößt sich die Umgebung des Schnabels blutrünstig, zerschlägt sich an den Drahtstäbchen des Käfigs seine Schwingen; es will fort, um jeden Preis fort. So Nacht auf Nacht; am Tage hingegen das zufriedenste Thierchen, zutraulich wie immer. Nach einiger Zeit legt sich allmälig der nächtliche Ungestüm, den ganzen Winter hindurch weiß mein liebes Vögelchen nichts mehr von jener Unruhe, aber mit gleicher Heftigkeit bricht Anfangs April der nächtliche Lärm wieder hervor, und als er aufhört, da sind draußen die Blaukehlchen angekommen. Ich füge hinzu, daß ich mein erstes Blaukehlchen bereits im Nestkleide besessen hatte."

Was also treibt die Zugvögel im Herbst von uns? Nichts Anderes, als das ihnen vom Schöpfer auferlegte Gesetz, nach dem sie wandern müssen. Denn dieselbe Aufgabe, die sie bei uns während des Sommers erfüllt haben, nämlich die Aufgabe, das Gleichgewicht zwischen Nützlichem und Schädlichem zu erhalten, das Nützliche zu schützen, das Schädliche zu vermindern, dieselbe Aufgabe sollen sie nun auch im Süden erfüllen. Sobald sie bei uns nöthig sind, kehren sie auch wieder zu uns zurück.

Wohin ziehen unsere Vögel?—Diejenigen, welche im Osten unseres Landes wohnen, wenden sich südwestlich. Ein Theil bleibt schon in Süd-Carolina, ein anderer in Georgia, die meisten in Florida, Alabama. Nur wenige ziehen über den Golf von Mexiko, nach West-Indien oder nach dem Festland von Südamerika. Die in unseren westlichen Staaten heimischen Zugvögel ziehen südöstlich. Sie wandern längs der Alleghanies und folgen auch mit Vorliebe dem Lauf der Ströme. Viele von ihnen bleiben in Arkansas, Mississippi, Louisiana, andere überwintern in Mexico und Central-Amerika.

Die Vögel erreichen jedenfalls ein hohes Alter, einige, namentlich Papageien und Adler, haben nachweislich mehrere Menschenalter erlebt. Am 26. Oktober 1844 wurde in Frankreich ein Königsadler ge-

schossen, der einen Goldring mit der Inschrift trug: *Caucasus patria, Fulgur nomen, Bodcynski dominus mihi est,* 1750; und im Jahre 1783 wurde am Kap der guten Hoffnung ein Falke gefangen, der, laut einer Bezeichnung seines Halsbandes, im Jahre 1610 dem Könige Jakob I. von England angehört hatte. Aber die meisten Vögel sterben wohl frühzeitig eines unnatürlichen Todes. Der Mensch, dieser unersättliche Zolleinnehmer der Natur, räumt tüchtig unter ihnen auf, theils ihres Fleisches, theils ihrer Federn wegen. Außer den Menschen fordern aber auch die Raubvögel ihren Tribut. Auch hier begegnen wir einem bitteren Kampf ums Dasein. Auf der einen Seite friedliche, körner- und insektenfressende Vögel und auf der anderen Seite mörderische Raubvögel, ausgerüstet mit den scharfsinnigsten Angriffswaffen aller Art. Aber auch die angegriffenen Thiere sind nicht so schutzlos, als man gewöhnlich denkt. Sie kennen ihre natürlichen Feinde und wissen sich vor ihnen zu schützen. Auch hier müssen wir bewundern.

„Der Wasserspiegel eines großen Teiches," erzählt ein begabter Beobachter der Natur, „war von einer Schaar Enten bewohnt. Ein Seeadler kam langsam dahergeflogen. Kaum hatten ihn die Enten bemerkt, so flogen sie auf und strichen schnell über dem Teiche hin und her. Dieser Flug war, diesem Feinde gegenüber, das beste Rettungsmittel für die verfolgten Vögel; denn dieser schwerfällige Jäger ist nicht im Stande, eine Ente im Fluge zu fangen. Nach einer viertelstündigen Anstrengung gab er die Jagd auf und zog ab. Nachdem der Adler aus dem Gesichtskreise der Enten verschwunden war, ließen sie sich wieder auf's Wasser nieder und suchten ihre Nahrung wie zuvor.

Bald darauf erschien jedoch ein gefährlicherer Feind; es zeigte sich der flugschnelle Wanderfalke, der ungern auf einen sitzenden Vogel stößt, einen fliegenden dagegen mit Leichtigkeit erfaßt. Jetzt flogen die Enten nicht auf, sondern tauchten fortwährend unter, und es gelang ihnen dadurch vollständig, sich den Fängen des Räubers zu entziehen. Nach einem vergeblichen Hin- und Herstreichen von etwa zehn Minuten gab auch der Falke seine Hoffnung auf und zog weiter.

Kaum eine halbe Stunde darauf kam der gefährlichste Feind, der furchtbare Taubenhabicht, welcher eben so gewandt den sitzenden, wie den fliegenden Vogel ergreift. Nun schien guter Rath theuer, wenigstens eine der Enten schien sein Opfer werden zu müssen. Allein auch diesmal siegte das Leben über den Tod. Sobald die Enten den Habicht sahen, zogen sie sich eng zusammen und warfen fortwährend mit den

Flügeln Wasser in die Höhe, um einen undurchsichtigen Staubregen zu bilden. Der Habicht strich mehrmals durch die künstliche Wolke, aber er bekam Wasser in die Augen, sah keine Ente und mußte endlich unbefriedigt abziehen. Kaum hatte er sich entfernt, so fischten die Enten wieder ruhig und freudig wie zuvor.

Die systematische Eintheilung der Vögel bietet bedeutende Schwierigkeiten, da die Vögel sich nicht wesentlich von einander unterscheiden. Wir wollen die folgende Eintheilung zu Grunde legen.

Eintheilung der Vögel.

1. Raubvögel; *Raptores;* engl. Raveners.
2. Klettervögel; *Scansores;* engl. Climbers.
3. Hocker; *Insessores;* engl. Perchers.
4. Scharrvögel; *Rasores;* engl. Scratchers.
5. Laufvögel; *Cursores;* engl. Runners.
6. Sumpfvögel; *Grallatores;* engl. Waders.
7. Schwimmvögel; *Natatores;* engl. Swimmers.

Bonaparte theilte die Vögel in zwei Abtheilungen, in Nesthocker oder Atzvögel, bei welchen die fast nackten, blindgeborenen Jungen von den Alten im Neste gefüttert (geätzt) werden, bis sie flügge sind, und in Nestflüchter oder Pippel, deren Junge sich ihre Nahrung gleich selbst suchen. Zu den Nesthockern gehören nach der obigen Eintheilung die 1., 2., 3. Ordnung und von der 4. Ordnung die Tauben; zu den Nestflüchtern gehören die Hühner der 4. Ordnung und die 5., 6. und 7. Ordnung.



Die Raubvögel.

Raptores; engl. Raveners.

Billig stellen wir den Raubvogel an die Spitze der gefiederten Wirbelthiere. Er ist der Herrscher der Lüfte. Hoch oben zieht er seine gewaltigen Kreise ins Blaue, wie ein lebendiges Schlachtmesser schwebt er über der Erde, das spähende Auge nach unten gerichtet. Auf einmal ertönt ein heiserer Schrei; er hat seine Beute erkannt. Hastig zieht er die Schwingen ein, streckt die Fänge aus und schießt pfeilschnell herab. Fast meint man, die Kraft des Sturzes müßte ihn auf dem Boden zerschellen. Aber noch ehe er diesen erreicht, breitet er die gewaltigen Schwingen zum Fallschirm aus, die Macht des Stoßes zu brechen. Aengstlich läuft das bedrohte Thier hin und her oder sucht, wenn flugbegabt, sich emporzuschwingen — aber vergeblich. Schon haben die grimmen Klauen das Opfer gefaßt und kräftige Schläge des Oberschnabels dasselbe getödtet. Nun fliegt er mit seiner Beute, die seine Klauen fest umschließt, auf und eilt, seine Mahlzeit zu halten. Das ist Raubvogels Art!

Königlich erscheint des Raubvogels Gestalt. Der gedrungene, stählerne Körper ruht auf dem mit dichter Federhose besetzten Fuß, der die haarscharfen, stark gekrümmten Krallen trägt. Unter den starken Brauen des abgeplatteten Schädels blitzt das große und feurige Auge hervor, das von den höchsten Bergesgipfeln und hoch aus den Lüften herab auch die kleinste Beute erspäht. Drohend gekrümmt erscheint der Oberschnabel, dessen Wurzel mit der Wachshaut bedeckt, und der nicht selten noch mit einem oder zwei Zähnen bewehrt ist. Ein weiches,

grobfederiges Gefieder deckt den Leib, das durch seine düstere Färbung mit dem Charakter des Vogels harmonirt.

Die Raubvögel bilden die hohe Polizei der Vogelwelt; sie sind die Tyrannen der Lüfte. Ihre Nahrung besteht in großen und kleinen Wirbelthieren, in Vogeleiern, Würmern und Schnecken; einige nähren sich mit Vorliebe von Aas. Zum Fange dienen die scharf gekrümmten Zehen, zum Zerreißen der Nahrung der kräftige Schnabel. Die Verdauung ist lebhaft und energisch. Selbst Knochen, Sehnen und Bänder werden zu einem Breie aufgelöst. Unverdauliches, wie Haare und Federn, ballen sich zu Klumpen, dem sogenannten Gewölle, das von Zeit zu Zeit ausgespieen wird. In ganz ungestörtem Naturzustande würde kein Raubvogel schädlich sein, er würde hier nur sein Amt, das Uebermaß zu tilgen, verrichten. Nur dadurch, daß der Raubvogel auch auf unser Hausgeflügel stößt, und daß auch der Mensch durch seine Jagd auf Waldhühner, Enten, Gänse und dergleichen den Raubvogel spielt, erscheint er uns als Concurrent und darum auch als uns schädlich. Manche Raubvögel, wie die Eulen und Bussarde, sind durch die Verfolgung schädlicher Nagethiere und Insekten auch den Menschen von Nutzen und deshalb in manchen Staaten gesetzlich vor Nachstellung geschützt.

Auf hohen Bäumen und Felsenzinnen, in Thürmen und altem Gemäuer errichten die Raubvögel ihren Horst. Die Eier, deren Zahl zwischen eins und sieben schwankt, sind entweder rein weiß, grünlich, gelblich, oder tragen auf gleichem Grunde dunkle Flecken. Die unbehülflichen Jungen, die nach drei- bis sechswöchentlichem Brüten auskriechen, sind sehend, mit dichter Federwolle bekleidet und bleiben so lange im Nest, bis sie flügge sind. Die Weibchen sind, der allgemeinen Regel zuwider, größer als die Männchen.

Die Raubvögel sind über alle Zonen unserer Erde verbreitet, sind aber in der heißen Zone am häufigsten. Man kennt etwa 500 Arten, wovon nur 150 auf Amerika kommen. Sie sondern sich in Tagraubvögel (*Diurni;* Diurnal Birds of Prey) und in Nachtraubvögel (*Nocturni*; Nocturnal Birds of Prey). Zu den ersten zählen wir die Familie der Falken (*Falconidae*; Falcon Family) und die Familie der Geier (*Vulturidae;* Vulture Family), zu den letzteren die Familie der Eulen (*Strigidae;* Owl Family).

Die Falken (*Falconidae*; Falcon Family). Die Falken sind Tagraubvögel mit kleinem Kopf, der gänzlich von Federn gedeckt ist,

seitwärts gerichteten Augen, die von hervortretenden Brauen überschattet und zum Theil gedeckt werden. Ihr leichter und pfeilschneller Flug, ihr scharfes Gesicht, ihre kräftigen Füße und der hakig gebogene Schnabel machen sie zum Ergreifen der Beute sonderlich geschickt. Sie sind die muthigsten und kühnsten aller Vögel.

An die Spitze der Falken stellen wir die Adler (*Aquilae*; Eagles). Sie sind die Löwen, die Könige unter den Vögeln, und man hat sie darum zum Symbol der Kraft und der Majestät gemacht. Der Adler ist das kriegerische Wappenthier der Fürsten und Völker, von den Römern an bis auf unsere Zeit. Er war bei den Griechen der Vogel des Zeus, ihres obersten Götzen, dem er die Blitze zutrug. Könige wählten ihn als ihr Emblem. König Agamemnon trug den Adler auf der Spitze seines Scepters. Die Römer trugen ihn auf einer Stange ihren siegreichen Legionen voran. Das oströmische Reich und später das römisch-deutsche Reich führten einen doppelhäuptigen Reichsadler als Wappen, und das neu erstandene deutsche Reich hat dieses Reichswappen wieder zu Ehren gebracht. Rußland führt einen schwarzen, dreifach gekrönten Doppeladler, Preußen den schwarzen, einfachen Adler im Wappen. Und unsere große Republik hat den weißköpfigen Adler zu ihrem Emblem erwählt.—Die Dichter aller Zeiten haben den Adler besungen und ihn als ein willkommenes Bild der Stärke, des Muths benutzt. Auch in der heiligen Schrift geschieht des Adlers oft Erwähnung. Die Sorgfalt für die Jungen (2. Mose 19, 4; 5. Mose 32, 11), der leichte Flug (2. Mose 19, 4; 5. Mose 28, 49; 2. Sam. 1, 23; Jerem. 4, 13. 48, 40), das blitzschnelle Herabstürzen auf die Beute (Hos. 8, 1; Habakuk 1, 8), das ferne Erspähen der Beute (Hiob 39, 29), der Flug in den Wolken und das Nisten auf Felsenhöhlen (Sprüche 23, 5; Hiob 39, 27 ff. Jerem. 49, 16), das starke Gefieder (Ezech. 17, 3; Daniel 4, 30) ist in der heiligen Schrift hervorgehoben. Doch mögen solche und viele neutestamentliche Stellen, wo vom Aasfressen die Rede ist, sich auf den Aasgeier beziehen.

Wir werden später bei den einzelnen Arten der Raubvögel auf diese und andere Stellen heiliger Schrift zurückkommen.

Von den Adlern nennen wir zunächst denjenigen, der in unserem Wappenschilde prangt, es ist dies der weißköpfige Adler (*Haliaëtus leucocephalus;* Bald Eagle oder White-headed Eagle, siehe Tafel I). Das Weibchen wird 35 bis 40 Zoll lang, die Flügel messen 23 bis 25 Zoll; das Männchen erreicht nur eine Länge von 30 bis 34 Zoll. Kopf und Schwanz sind weiß, das übrige Gefieder ist

dunkelbraun. Schnabel und Füße sind gelb. Die jungen Vögel sind einförmig braun und erscheinen, da sie längere Flug- und Schwanzfedern als die alten tragen (was übrigens bei den Falken häufig der Fall ist), größer als diese. Man hat darum bis in die neueste Zeit hinein diese einfarbigen Jungen als besondere Arten—Gray, Black, Washington, Sea Eagle beschrieben.

Der weißköpfige Adler hat einen weiten Verbreitungskreis; er findet sich in ganz Nordamerika, Grönland und Island. Unabhängig von der Temperatur scheint er seinen Aufenthalt da zu nehmen, wo er das ergiebigste Jagdgebiet findet; am Polarkreis wie an den Flüssen Florida's und Texas' ist er gleich heimisch. In seiner Nahrung ist unser Adler keineswegs wählerisch, er nimmt auch mit Aas verlieb. Er liebt es auch—unadelig genug—sich von den Früchten anderer zu nähren. Der Fischaar, ein geschickter und unermüdlicher Fischer, muß für ihn fischen. Wilson giebt uns hiervon ein anschauliches Gemälde. „Auf dem abgestorbenen Gipfel eines alten Riesenbaumes, der eine weite Aussicht beherrscht, sitzt der Adler und scheint gleichgültig die mannigfachen Bewegungen des Federviehes zu betrachten, das tief unter ihm seiner Nahrung nachgeht. Schneeweiße Möwen wiegen sich behaglich in der Luft, geschäftig rennen die Strandläufer im Sand des Ufers hin und her, Züge von Enten schwimmen den Fluß hinab, schweigsam steht da und dort am Ufer ein Reiher auf der Lauer, und Schaaren geschwätziger Dohlen und kleinerer Vögel füllen die Luft. Hoch über allen diesen hängt Einer—wie ein schwarzer Punkt in der Luft angenagelt,—auf welchen sein Blick unabläßig gerichtet ist. Es ist der Flußaar; jetzt stürzt er herab zur Tiefe. Das Auge des Adlers erglüht vor Freude; schon öffnet er halb die Flügel und wiegt sich, des Erfolges wartend, auf seinem Ast. Wie ein Pfeil vom Himmel ist der Flußaar mit brausenden Schwingen herabgeschossen und verschwindet unter dem Wasser; rings schäumt und wogt von seinem Sturze der Strom. Feuriger blickt nun der Adler, sein Hals streckt sich, seine Federn richten sich auf, er breitet die Flügel weit aus und zittert vor Verlangen — siehe! da taucht der Flußadler aus den Wogen auf, einen schweren Fisch in seinen Krallen, und mit lautem Freudenruf die gemachte Beute verkündend. Dieser Ruf ist das Signal, welches der Weißkopf erwartet; bald hat er den Flußadler erreicht, jeder bietet alle seine Kräfte auf, um über dem anderen zu schweben, und die mannigfaltigen Wendungen, Kreise und Linien, die sie beschreiben, gewähren das schönste kriegerische Schauspiel der Lüfte. Endlich—in

dem Augenblick, da der unermüdliche Kämpfer seinen müden Gegner in einem raschen Angriff mit den Krallen zu packen sucht, läßt dieser mit einem Schrei der Verzweiflung seine Beute fallen und entflieht. Der Adler, als ob er sich selbst erst noch besänne, was nun zu thun sei, oder um erst noch einmal seine Kräfte zu sammeln, schaut einen Augenblick erst dem Fliehenden nach, dann stürzt er wie ein Wirbelwind hinter dem fallenden Fisch her, und ehe dieser die Oberfläche des Wassers erreicht, faßt er ihn mit seinen Fangen und fliegt gemächlich seinem Neste zu."

Ein noch unnobleres, dem Emblem einer solchen ehrenhaften Republik, deren Bürger zu sein wir uns so sehr schmeicheln, nicht wohl anstehendes Gebahren zeigt der Adler den Geiern, diesen ekelhaften Hyänen der Lüfte, gegenüber. Er jagt auch diesen ihre stinkende Beute ab. Auf dem oberen St. Lorenzstrom sieht man ihn oft auf der Leiche eines von dem Wassersturze fortgerissenen Wildes sitzen und von demselben zehrend heruntertreiben. Die Geier fürchten ihn und warten in der Ferne, wenn sie ihn auf dem Aase sitzen sehen, um, sobald er sich entfernt hat, mit Heißgier über den Rest seiner Mahlzeit herzufallen. — Ja, der Adler jagt sogar die vollgefressenen Geier und zwingt sie, das Genossene wieder auszuspeien, um dann selber das Herausgewürgte zu verschlingen. Ein derartiger Fall wurde in der Nähe von Natchez am Mississippi beobachtet. Dort waren viele Geier damit beschäftigt, den Kadaver und die Eingeweide eines todten Gauls zu verzehren. Bei diesem für Geier leckeren Mahle wurden sie von einem Adler gestört. Alle Geier flogen davon, und dem einen hing das nur zum Theil verschlungene Gedärm noch vier Yard weit aus dem Schnabel. Gerade diesen Geier verfolgte der Adler. Bald hatte er ihn auch erreicht und das freihängende Ende des Gedärms mit dem Schnabel erfaßt. Vergeblich bemühte sich der geängstete Geier, das verknüpfende und unheilvolle Band los zu werden. Der Adler zerrte ihn daran auf den Boden hernieder, tödtete mit einem Schnabelhieb den Geier, riß diesem den Schlund auf und verschlang dann den eklen Bissen.—(Nicht wahr, lieber Leser, dieses Gebahren steht einem Thiere schlecht an, welches wir zu unserem Wappenthier wählten, und das noch heute auf allen Soldiers' Reunions eine Rolle spielt!—)

Wie die meisten der Raubvögel, folgt auch unser Adler den ziehenden Vögeln, um sie zu jagen. Hierbei übt er sein Handwerk gemeinschaftlich mit dem Weibchen. Der Aar sitzt lauernd auf einem Baume oder einer Felskuppe, während das Weibchen ein Wild auf-

jagt. „Versetzt euch einmal,“ sagt Audubon, „an den Mississippi in der Jahreszeit, wenn der herrannahende Winter Millionen von Wasservögeln aus den nördlichen Gegenden herbeiführt, welche zum überwintern ein milderes Klima aufsuchen. Dort am Ufer des Stromes, auf dem Gipfel des höchsten Baumes sitzt in aufrechter Stellung der Seeadler; sein glühendes Auge überschaut die Ebene, während er auf jeden Ton lauscht, der aus weitester Ferne an sein Ohr dringt; hie und da fällt auch sein Blick in den Wald, in dem selbst der leise Tritt des Hirschkalbes seinem Aufhorchen nicht entgeht. Auf der anderen Seite des „Vaters der Ströme“ sitzt sein Weibchen auf einer Felsenspitze. Es sieht Alles ruhig und still und ermuntert von Zeit zu Zeit das Männchen durch einen Ruf zum geduldigen Ausharren. Nicht selten läßt er auf diesen wohlbekannten Laut seinen Unwillen vernehmen; er öffnet seine breiten Schwingen, neigt sich mit dem Halse ein wenig gegen die Erde und antwortet in Tönen, die man am ehesten dem Gelächter eines Wahnsinnigen vergleichen möchte. Doch schon im nächsten Augenblick faßt er sich; er nimmt seine gerade Stellung wieder an, und Alles umher bleibt still. Enten aller Art ziehen vorüber; die Spießente, die Pfeifente, die Stockente und andere gleiten pfeilschnell auf dem reißenden Strom hinunter; aber er achtet ihrer diesmal nicht, er wartet auf einen besseren Schmaus. Er hat, wiewohl aus weiter Ferne, die trompetenartige Stimme des wilden Schwans vernommen. Das Weibchen ruft von jenseits herüber, auch ihm ist der fernherklingende Ton nicht entgangen. Das Männchen schüttelt seine Flügel, fährt schnell ein paar Mal mit dem Schnabel durch die Schwungfedern und bringt sein Gefieder in Ordnung. — Jetzt zeigt sich der schneeweiße Vogel von weitem in der Luft; er streckt den langen Hals, sein Auge ist so wachsam, als das seines Feindes; kaum vermögen die großen Schwingen die Last des Körpers zu tragen. In schwerem Fluge naht er heran; der Adler beugt sich ihm von seinem Sitze aus entgegen; aber er bezwingt seine Ungeduld; der Schwan kommt bis in die Mitte des gefürchteten Paars. Jetzt ertönt ein schauerlicher Freudenschrei des Aars, der dem Schwan die Nähe seines Feindes verkündet. Wie ein Blitz schießt der Adler auf das zitternde Opfer los, welches durch die verschiedensten Wendungen seinen Klauen zu entgehen sucht; der Schwan steigt, fällt, lavirt, sucht sich senkrecht hinab in den Strom zu stürzen; aber der Adler, der wohl weiß, daß er nichts mehr gewinnt, wenn einmal der Schwan wieder in seinem Elemente ist, hält sich unter ihm und nöthigt ihn, indem er ihm die

Klauen in den Bauch zu hacken droht, aufs neue emporzusteigen. Der Kampf ist bald entschieden. Der Schwan, vom langen Fluge vorher schon ermüdet, hat zum Widerstand nun seine letzten Kräfte zusammengerafft, die ihm bald gebrechen. Er macht noch einen verzweifelten Versuch, den Strom zu gewinnen; aber der fürchterliche Gegner haut ihm die Klauen unter den Flügeln ein und drängt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt seitwärts, bis sie mit einander am nächsten Ufer niederfallen. Wer beschreibt nun aber den Ausdruck der grausamsten Blutgier in dem—diesem Momente ganz eigenthümlichen—Schnauben des Adlers, wenn er, nach geendigtem Kampfe, über seiner Beute frohlockend, das erste Mal Athem holt! Er stemmt seinen mächtigen Fuß auf den sterbenden Schwan und drückt ihm die scharfen Fänge tiefer in das zuckende Herz, und indem er ihm die Schmerzen des Todes so fühlbar als möglich zu machen sucht, erfüllt sein Jauchzen die Luft. Unterdessen hat das Weibchen kein Auge von dem Männchen verwandt, und daß sie nicht herbeieilte, um ihm den Schwan abfangen zu helfen, geschah bloß, weil sie ihm die Freude und den Ruhm des Kampfes allein lassen wollte. Jetzt setzt sie über den Fluß, wo sie von dem Männchen begierig erwartet wird, und sobald sie angekommen ist, reißen sie mit einander die weiße Brust des Vogels auf und trinken sein Blut."

Daß unser Adler sich an Kinder wagt, kommt fast nie vor, und ich finde nur ein Beispiel hiervon verzeichnet. In der Nähe von Great Egg Harbor, New Jersey, war eine Frau in ihrem Garten damit beschäftigt, das Unkraut auszujäten. In der Nähe spielte ihr Kind auf dem Rasen, als plötzlich ein Adler aus der Luft herabschoß, das Kind am Rock faßte und es einige Fuß mit sich fortschleppte. Glücklicherweise riß das vom Schnabel gefaßte Stück des Rockes los, wodurch das Kind gerettet wurde.

Wilson berichtet in seiner "American Ornithology" über die Nistweise unseres Adlers Folgendes: „Im Monat Mai kam ich auf einer Jagd an der Seeküste mit meinem Freund Ord und einem Führer in den Wald, um ein Seeadlernest zu sehen. Als ich auf kurze Entfernung dem Ort mich näherte, zog sich der Vogel langsam aus dem Neste zurück, das wir mitten auf dem Gipfel einer großen gelben Fichte errichtet fanden. Der Wald war ausgehauen und auf einige Ruthen um den Ort gelichtet, welcher Umstand dem stattlichen Stamm, den großen und gewundenen Zweigen, mit einer Masse von Reisig und Stöcken auf dem Gipfel, eine malerische Wirkung ertheilte. Unser

Führer hatte eine Axt mitgenommen, um den Baum umzuhauen, allein mein Gefährte bestand darauf, das Nest zu besteigen und führte dies furchtlos aus, während wir unten standen und bereit waren, ihn im Fall eines Angriffs der alten Adler zu vertheidigen. Kein Widerstand aber wurde uns geboten, und als er das Nest erreichte, war es leer. Es war aus großen Stöcken gebaut, wovon einige mehrere Fuß Länge hatten; darauf lag Rasen, Riedgras in der Höhe von 5 bis 6 Fuß aufgehäuft; es war mit frischen Rebranken gefüttert und hatte wenig oder keine Höhlung. Unter dieser Fütterung lagen Reste der Jungen dieses Jahres, wie Federkielschuppen, Federn, Klauen u. s. w.; unser Führer war an dem Ort gegen Ende Februar vorbeigekommen und hatte damals einen großen Lärm der alten Vögel gehört; nach dem, was wir später erfuhren, ist es wahrscheinlich, daß es schon damals Junge enthielt. Das folgende Jahr nahm ein Freund von uns drei Eier am 1sten März aus demselben Neste, von denen das größte 3¼ Zoll lang, 2¼ Zoll im Durchmesser, 7 Zoll im Umfang war und 4 Unzen 5 Drachmen Apothekergewicht hatte; die Farbe war ein schmutzig gelbes Weiß, bei einem ein hübsches bläuliches Weiß. Das Bestreben des Weibchens, das Nest zu bewahren, war so groß, daß es erst dann fortflog, nachdem der Baum verschiedene Schläge mit der Axt erhalten hatte."

Die Jungen sind in der ersten Zeit mit weichem Flaum von grauer Grundfarbe und brauner Schattirung bedeckt und haben verhältnißmäßig große Schnäbel und Füße. Sie werden bei vollständig erlangter Flugkraft von den Alten vom Horste getrieben. Beim Raub der Jungen wagen sich nach Wilson die Alten nicht in die Schußweite des Feuergewehrs.

Audubon führt einen Fall an, welcher eine große Anhänglichkeit an die Jungen bekundet. In einem von Ansiedlern in Brand gesteckten Walde, in welchem auf einer Fichte der Horst eines weißköpfigen Meeradlers mit Jungen stand, soll das Weibchen in die Flammen des brennenden Baumes zur Befreiung der Jungen gestürzt sein und von seinen rührenden, jedoch vergeblichen Versuchen selbst dann nicht nachgelassen haben, als sein Gefieder von der Hitze schon stark beschädigt war.

Unserem weißköpfigen Adler nahe verwandt ist der See- oder Meeradler (*Haliaëtus albricilla;* Gray Sea-Eagle), der in Europa und Grönland heimisch ist. Der Schwanz ist weiß, das übrige Gefieder braun.

Der Goldadler (*Aquila canadensis*; Golden Eagle oder Ring-tailed Eagle) ist gleich unserem weißköpfigen Adler durch ganz Nordamerika verbreitet und sonderlich in den gebirgigen Partien häufig. Er kommt an Größe dem weißköpfigen Adler gleich. Der Rumpf ist dunkelrostroth, Hinterkopf und Nacken goldbraun. Die untere Seite des Schwanzes ist weiß, das Ende der Steuerfedern tief schwarz.

Der Goldadler ist weit seltener als der weißköpfige Adler. Er horstet nur auf dem unzugänglichsten Rand schroffer Abhänge. In Maine, New Hampshire, Vermont und New York hat man sie brütend gefunden. Das Nest besteht aus trockenen Zweigen, die kunstlos mit einander verbunden sind. Der Vogel legt im März oder Anfang Mai meistens drei Eier; diese sind 3 Zoll lang und $2\frac{1}{4}$ Zoll breit; die Schale ist dick und glatt, die Farbe ist ein schmutziges Weiß mit unregelmäßigen braunen Flecken. Früher nistete der Vogel nicht selten auf den Klippen am Hudson; das Geräusch der Dampfboote und Eisenbahnen hat ihn aber von diesen wilden und romantischen Felsen vertrieben. In Franconia, New Hampshire, nistete ein Paar Jahre lang auf einem unzugänglichen Felsen, der unter dem Namen Eagle Cliff bekannt ist. Verschiedene Male versuchte man, das Nest zu erreichen, aber immer vergeblich.

Der Flug dieses Adlers ist kräftig, aber nicht so schnell als der des weißköpfigen Adlers. Das Auge ist vortrefflich und sichert ihm die Beute, auf die er aus großer Höhe mit der Geschwindigkeit eines Blitzes herabschießt. Oft sieht man ihn stundenlang in der Luft seine Kreise ziehen. Seine Nahrung besteht in jungen Hirschkälbern, Hasen, wilden Truthühnern und anderen großen Vögeln. Von ihrer Zählebigkeit berichtet Audubon. Derselbe hatte Gelegenheit, einen gefangenen Goldadler zu beobachten. „Wenn ich," berichtet er, „sein stolzes Auge mir Blicke voll Verachtung zuwerfen sah, fühlte ich mich wohl versucht, ihm seine Freiheit wieder zu geben, daß er in seine heimischen Gebirge zurückkehren könne. Ich dachte mir ihn, wie er seine großen Flügel ausbreiten und sich zu den Felsen aufschwingen werde, wo sein Nest war. Dann aber tadelte mich meine Vorliebe für Naturgeschichte über diesen Gedanken; ich hatte mir ein großes Vergnügen davon versprochen, diesen herrlichen Gefangenen zu zeichnen, und ich entschloß mich, ihn zu opfern.

Als mein grausamer Entschluß gefaßt war, brachte ich einen ganzen Tag zu, seine Bewegungen zu beobachten; den folgenden Tag bestimmte ich dazu, sein vollkommen ähnliches Portrait zu zeichnen, in

der günstigsten Stellung, und den dritten Tag dachte ich auf Mittel, ihm das Leben zu nehmen, ohne ihn lange leiden zu lassen. Darüber befragte ich mehrere Personen, unter andern auch Dr. Parkman, der uns täglich besuchte. Er rieth mir wechselsweise, ihn durch Kohlendampf zu ersticken, ihn durch Elektricität zu tödten ꝛc., und wir kamen überein, die erste Todesart zu wählen, da sie für uns die leichteste und für den Adler die schmerzloseste wäre. Wir brachten ihn daher mit seinem Käfig in ein kleines Zimmer, bedeckten ihn sorgfältig mit Decken, unter denen wir ein Becken voll glühender Kohlen aufstellten, verschlossen sodann die Fenster und die Thüre und verließen ihn darauf. Ich wartete einige Zeit und horchte dann, in der Erwartung, jeden Augenblick ihn von seinem Standpunkte herabfallen zu hören; aber kein Geräusch verkündete seinen Fall, und nach einigen Stunden ging ich in das Zimmer und nahm die Decken vom Käfig ab. Mitten in einer dicken Rauchwolke sah ich den Adler fest auf seinem Sitze, sein Blick stolz und ungeschwächt, voll Kraft und Leben wie immer. Ich ließ die Decken wieder auflegen, alle Zugänge verstopfen und horchte wieder. Der Abend verging, und gegen Mitternacht wollte ich meinen Gefangenen zum letztenmal sehen. Er war immer noch derselbe, stolz und ungebeugt, doch war für mich und meinen Sohn die Luft unerträglich, und der Rauch fing schon an, in den benachbarten Zimmern unangenehm bemerklich zu werden. Zehn Stunden lang hatte ich den Versuch fortgesetzt, und als ich fand, daß die Kohle den erwarteten Erfolg nicht hatte, ging ich ermüdet und getäuscht zur Ruhe.

Am folgenden Tage bei guter Zeit versuchte ich den Kohlendampf von neuem und fügte etwas Schwefel hinzu; doch nach zwei Stunden wurden wir durch den erstickenden Dampf fast aus dem Hause getrieben, während der Märtyrer sich immer noch fest auf seiner Stange zeigte und uns mit trotziger Miene ansah, sobald wir uns ihm näherten. Wir mußten also auf das Ersticken verzichten, und ich sah mich genöthigt, zu einem letzten Mittel, dem wirksamsten von allen, meine Zuflucht zu nehmen. Ich nahm einen langen, spitzigen Stahl und stieß ihm diesen in's Herz .... sogleich fiel mein Gefangener todt herab, ohne nur eine Feder zu sträuben."

Der gewaltigste unter allen Adlern ist die Harpyie (*Harpyia destructor;* Harpy) des tropischen Amerika. Die Schärfe und Gewalt ihres schwarzen Schnabels ist so groß, daß sie mit wenigen Schlägen den Schädel eines Hirsches zerschmettert. Ein schwarzer Schopf, den sie im Zorn aufrichtet, erhöht ihre Furchtbarkeit. Die

Fänge sind außergewöhnlich groß, die Krallen dick, stark gebogen und scharf. „Kein Raubvogel," sagt Tschudi, „wird von den Indianern so sehr gefürchtet, wie die Harpyie. Ihre Größe, ihr Muth und ihre Verwegenheit machen sie in der That zu einem der gefährlichsten Feinde der Pflanzungen Peru's, und sie wird deshalb, wo sie sich nur blicken läßt, mit der größten Wuth verfolgt. In vielen Waldgegenden ist es den Indianern ganz unmöglich, Federvieh oder kleine Hunde zu halten, da dieser unersättliche Raubvogel dieselben mit bewunderungswürdiger Kühnheit entführt. Wir haben gesehen, daß eine Harpyie neben einem Indianer, der kaum drei Schritte von seinen Hennen entfernt stand, auf eine derselben herunterstürzte und sie mit sich forttrug."

Die Federn der Harpyie gelten den Indianern als ein vorzüglicher Schmuck, weshalb sie Junge aus dem Nest nehmen und diese auffüttern, um ihnen von Zeit zu Zeit die Federn des Schwanzes und der Flügel auszurupfen. —

Kleiner als die vorigen, aber noch gewandter im Flug ist unser Flußadler oder Fischaar (*Pandion canadensis*; American Fish-Hawk oder Osprey), der bereits als ein Uebergang zu den Habichten zu betrachten ist. Er bewohnt das gemäßigte Nordamerika bis zur Landenge von Panama. Sein Rumpf mißt 25 Zoll, seine Schwingen 21 Zoll. Er hat einen weißlichen, schwarzbraun gestreiften Kopf und Nacken; der Untertheil des Körpers ist weiß, die Oberseite dunkelbraun. Schnabel und Füße sind bleigrau, Zehen grüngelb. Seine Nahrung besteht ausschließlich in Fischen, darum beobachten wir ihn auch nur an den Seeküsten und an den Ufern größerer und kleinerer fischreicher Flüsse. Im nördlichen Indiana ist er vom Frühjahr bis zum Herbst nicht gerade selten. Im Winter verläßt er die kalten Gegenden und wendet sich südlich. Da der weißköpfige Adler, wie wir oben schon berichteten, sich der Beute der Fischadler zu bemächtigen weiß, so schaaren sie sich bei ihrer Ankunft im Frühjahr zuweilen zusammen, um mit vereinten Kräften den Adler zu verjagen.

Unser Vogel ist ein vorzüglicher Fischer auch ohne Netz und Angel. Mit leichten Flügelschlägen hält er sich schwebend hoch über dem Wasser und augt scharf nach unten. Wenn er einen Fisch erspäht hat, schießt er schräg abwärts, taucht in das Wasser, so daß er manchmal in den Wellen verschwindet, greift mit eherner Kralle die Beute, erhebt sich, schüttelt das Wasser aus dem Gefieder und fliegt auf einen Baum, um sich dort in Muse seines Fanges zu freuen.

Das Nest befindet sich gewöhnlich auf einem in der Nähe des Wassers stehenden Baum. Es mißt einen Fuß im Durchmesser, ist ebenso tief und ist ganz wie das des Adlers gebaut. Das Weibchen legt drei oder vier gelblichweise Eier, die unregelmäßige rothbraune Flecken tragen.

Der Fischaar wird in der heiligen Schrift an zwei Stellen erwähnt, nämlich 3. Mose 11, 13 und 5. Mose 14, 12, und zwar beide Male als eine den Israeliten verbotene Speise. Er kommt noch heute, wenn auch spärlich, in Palästina vor.

Nur erwähnen können wir hier den mexikanischen Adler (*Polyborus tharus;* Mexican oder Caracara Eagle), im südlichen Nordamerika und in Südamerika heimisch, der seine Nahrung, nach Art der Geier, in deren Gesellschaft er sich häufig findet, auch auf dem Boden aufsucht und gewandt zu schreiten vermag.

Wir wenden uns nun zu der Gattung der Edelfalken (*Falcones;* Falcons). Sie sind gekennzeichnet durch lange, schmale Flügel, starke Füße, kräftige Zehen und durch zwei Zähne, je einen auf jeder Seite des Oberkiefers, die in entsprechende Ausschnitte des Unterkiefers passen. Ihr Flug ist ausgezeichnet; sie fangen darum auch ihre Beute im Fluge. Man hat sie seit alter Zeit zur Jagd oder Baize abgerichtet. Schon ums Jahr 400 v. Chr. fand sie Ktesias bei den Indern. Ums Jahr 480 n. Chr. führte des römischen Kaisers Avitus Sohn Hecdicius die Falkenbaize bei den Römern ein. Daß aber diese Liebhaberei sich bald verbreitete, geht daraus hervor, daß Jagdfalken und Jagdhunde im Jahre 506 auf der Kirchenversammlung zu Ogda den Geistlichen verboten wurden. Karl der Große (um 800 n. Chr.) jagte mit Falken und erließ Gesetze gegen Stehlen und Tödten derselben. Kaiser Friedrich Barbarossa richtete selbst Falken, Pferde und Hunde ab. Kaiser Friedrich II. (geboren 1194) war der geschickteste Falkenier seiner Zeit und schrieb selbst ein Werk über die Falkenierkunst („*de arte venandi cum avibus*"), welches aber erst später in Augsburg im Jahre 1596 gedruckt wurde. Franz I. von Frankreich (1494) hatte 300 Falken, und Karl V. übergab die Insel Malta den Johannitern unter der Bedingung zum Lehen, daß sie jährlich einen weißen Falken lieferten. Mit der Verbesserung der Schußwaffen kam die Falkenbaize ab, zuletzt erhielt sie sich noch in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts in England beim Herzog von Bedford, der große Summen für die Falken zahlte; erst in unseren Tagen hat man wieder angefangen, die Falkenbaize in England einzuführen.

Von den Beduinen der Sahara, von den Persern und Indern wird noch heute die Falkenjagd eifrig betrieben. Dr. Landau schreibt:

„Die zur Falkenjagd gehörigen Geräthschaften sind: Eine lederne Haube, die so eingerichtet ist, daß sie die Seher nicht drückt; eine Kurzfessel und eine Langfessel, beide aus Riemen, die letztere gegen fünf Fuß lang; sie werden an dem Geschüh, das heißt der ledernen Fußumkleidung, des Baizvogels befestigt. Das Federspiel ist ein mit ein Paar Vogelflügeln besetzter eirunder Körper, der dazu dient, den Falken, der ihn von weitem für einen Vogel hält, wieder anzulocken. Starke Handschuhe müssen die Hände des Falkeniers vor den Krallen des Falken sichern. — Sobald die Abrichtung beginnen soll, wird der Vogel verkappt, angefesselt und muß 24 Stunden hungern, worauf er auf die Faust genommen, abgekappt und mit einem Vogel traktirt wird. Will er nicht kröpfen (fressen), so wird er wieder verkappt und erst nach 24 Stunden wieder vorgenommen, und sollte er auch fünf Tage lang auf der Faust nicht freiwillig kröpfen wollen, so wird er unbarmherzig jedesmal wieder verkappt und hungrig angefesselt. Je öfter er übrigens während dieser Zeit abgekappt und auf der Faust getragen wird, desto eher wird er zahm werden und freiwillig auf der Faust kröpfen.—Ist er so weit, so beginnen nun die eigentlichen Lehrübungen, vor deren jeder er erst lange abgekappt auf der Faust getragen und nach jeder verkappt angefesselt wird, damit er das Vorgetragene in Ruhe einstudiren kann. Die ersten bestehen darin, daß der Vogel abgekappt auf eine Stuhllehne gesetzt wird und von da, um zu kröpfen, auf die Faust des Falkeniers erst hüpfen, später immer weiter fliegen muß; dasselbe wird dann im Freien wiederholt, wobei er aber durch einen langen, an der Langfessel angebrachten Faden am Entwischen gehindert wird; der Falkenier steht übrigens so, daß der Vogel gegen den Wind fliegen muß, da er, wie alle Vögel, nicht gern mit dem Winde zieht.—Macht er nun seine Sachen soweit gut, so wird er des Abends verkappt in einen schwebenden Reif gesetzt und die ganze Nacht hindurch geschaukelt, so daß er gar nicht schlafen kann; am folgenden Morgen werden die früheren Uebungen wiederholt, er bekommt auf der Faust zu kröpfen, wird dann bis zum Abend getragen und dann wieder die ganze Nacht im Reife geschaukelt; ebenso wird am dritten Tage und in der dritten Nacht verfahren; am vierten Tage wird wieder Alles wiederholt und ihm nun erst nächtliche Ruhe gegönnt.—Am folgenden Tage wird er ohne Bindfaden, nur mit Beibehaltung der Langfessel, frei auf den Boden gesetzt, und muß, um zu

kröpfen, auf die Faust fliegen; fliegt er an dieser vorbei, so geht man ihm nach und lockt ihn so lange, bis er doch endlich kommt. Diese Uebung wird nun oft im Freien wiederholt, auch der Vogel gewöhnt, dem zu Pferde sitzenden Jäger auf die Faust zu fliegen und weder Menschen noch Hunde zu scheuen. — Jetzt kommen die eigentlichen Vorübungen zur Baize selbst: man wirft eine todte Taube in die Luft, läßt den am langen Bindfaden gehaltenen Vogel nachschießen und das erstemal ein wenig davon kröpfen, späterhin aber wird ihm die Taube immer gleich abgenommen, und er bekommt auf der Faust etwas zu kröpfen. Dieselbe Uebung wird an den folgenden Tagen mit lebenden Vögeln, deren Schwingen verstutzt sind, wiederholt; darauf sucht man mit dem Hühnerhunde Rebhühner, wo möglich ein einzelnes, auf, kappt den Vogel, sobald es auffliegt, schnell ab und läßt ihn nachschießen. Sollte er fehlstoßen, so lockt man ihn mit einer lebenden Taube, deren Schwingen verstutzt sind, oder mit dem Federspiele zurück. Um ihn zu gewöhnen, auch stärkere Vögel, wie z. B. Reiher und Kraniche anzugreifen, übt man ihn erst an jungen Vögeln der Art oder alten, deren Schwingen verstutzt sind und deren Schnabel in einem Futteral steckt; auch läßt man ihn anfangs, wo möglich, in Gesellschaft eines guten alten Falken daran. Den zu dieser Uebung bestimmten Reihern und Kranichen macht man, damit sie nicht so leicht erwürgt werden, ein Futteral von weichem Leder um den Hals. Dem Reiher suchen die Falken, rasch emporsteigend, die Höhe abzugewinnen, um von oben auf ihn zu stoßen; der Reiher hingegen sucht seinerseits auch immer höher zu steigen und streckt mit erstaunlicher Schnelligkeit den stoßenden Feinden die scharfe Spitze seines Schnabels entgegen, um sie zu spießen. Endlich wird er gepackt und stürzt mit ihnen aus der Höhe herab. Die herbeieilenden Jäger machen schnell die Falken los, reichen ihnen zur Belohnung einen guten Fraß und berauben den Reiher seiner schönsten Federn. Es wird ihm dann ein metallener Ring um den Fuß gelegt, auf welchem die Jahreszahl und der Ort des Fanges eingegraben ist, und darauf die Freiheit geschenkt. Manche Reiher sind öfters, oft nach langen Jahren, wieder gebaizt und so mit mehreren Ringen geziert worden. — Soll ein Falk gut auf Hasen stoßen, wozu man sich hauptsächlich des Habichts bedient, so stopft man einen Hasenbalg gut aus, läßt den Falken mehrmals darauf seine Mahlzeit verzehren, bindet dann Fleisch daran und läßt den ausgestopften, auf Rädern stehenden Hasen von einem Manne erst langsam, dann schnell auf einem Boden hinziehen, spannt auch endlich gar ein flinkes Pferd



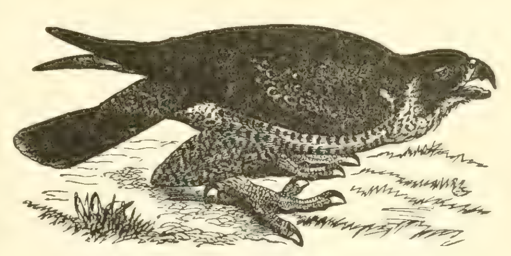
1. Baltimore-Vogel (Baltimore Oriole) Männchen.
2. " " " " Weibchen.
3. Eisvogel oder Gürtelfischer (Kingfisher).

davor, jagt mit dem Hasen fort und läßt den Falken hinterdrein. Zur Falkenjagd gehört eine ebene, waldlose Gegend."

Zur Baize wurde mit Vorliebe der Jagd- oder Gierfalke (*Falco gyrfalco;* Gerfalcon) benutzt, der auch den Norden Amerikas bewohnt, und der während der Sommermonate bis zum 50. nördlichen Breitengrad zieht. Er wird etwa 24 Zoll lang, die Flügel messen 16 Zoll. Der reinweiße Grund seines Gefieders ist mit aschbraunen Flecken gezeichnet, die Unterseite trägt vereinzelte und schmale braune Streifen. Mit zunehmendem Alter wird das Gefieder weißer.

Während des Sommers zeigen sich diese Falken am Strande der Buchten und ziehen im Herbst an der Küste entlang nach dem Süden. Die auf den sogenannten Vogelbergen in der Nähe des Strandes brütenden Seevögel sind ihnen eine willkommene Beute. Im Winter verfolgen sie die Schneehühner. Ihr Horst steht auf hoher Felswand oder im Gipfel hoher Tannen. Sie pflegen an dem einmal gewählten Wohnsitz mit Zähigkeit festzuhalten. Ihre Brut vertheidigen sie mit großer Kühnheit. Richardson fand ein Nest an dem Ufer des Point Lake. Als er sich dem Nest näherte, zogen die Alten über ihm ihre Kreise und bedrohten sogar seinen Kopf mit ihren Fängen, so daß er mit der Flinte um sich schlagen mußte, um sich ihrer zu entwehren.

Einen noch weiteren Verbreitungskreis hat unser Wanderfalk (*Falco anatum*; Peregrine Falcon oder Duck Hawk), der sich über ganz Nordamerika, östlich vom Felsengebirge, verbreitet. Er wird 18 bis 20 Zoll lang. Die Oberseite ist hellschiefergrau mit dunkelbraunen, bandartig zusammenstehenden Flecken. Die Unterseite ist röthlichgelb mit dunklen herzförmigen Flecken. Die Kehle, welche durch schwarze Backenstriche eingefaßt ist, und die Oberbrust sind gelblich. Der Schnabel ist hellblau, Füße und Zehen sind gelb. — Ein gewandter Flieger und kühner Räuber, ist er ein grimmer Feind der kleinen Vogelwelt bis zur Größe der Ente. Seine Kraft, Gewandtheit und Entschlossenheit werden von bedeutender Schärfe der Sinne und trefflicher Waffenrüstung unterstützt. Oft wagt er sich weit übers



Der Wanderfalk; Peregrine Falcon.

Meer hinaus. Grayson traf auf seiner Reise von Mazatlan nach Kalifornien diesen Vogel in einer Entfernung von 100 Meilen von der Küste Niederkaliforniens. Er hockte zwei Tage lang auf dem Topmast und stieß von hier aus mit solcher Schnelle und Gewandtheit auf vorüberschwimmende Wasservögel, daß er nur selten seines Zieles fehlte. Die Beute trug er nach dem Mast zurück, um sie hier zu verzehren. Nach zwei Tagen stieg er hoch auf, zog in der Luft große Kreise und flog der mexikanischen Küste zu.—Man hat beobachtet, daß dieser Falk in den Taubenschlag eindrang. — Im Walde hockt er, wie auf einer Warte, auf hohen Bäumen, um Auslug ins Land zu halten.

Der Horst ist dürftig aus Reisern zusammengesetzt und befindet sich auf steilen, schwer zugänglichen Felswänden. Die Eier sind auf gelbröthlichem Grund braun gefleckt.

Der Taubenfalk (*Falco columbarius*; Pigeon Hawk, American Merlin) bewohnt gleichfalls ganz Nordamerika, hält sich aber etwas südlicher. Er wird 12 bis 14 Zoll lang. Die Oberseite ist blauschwarz, Stirn und Kehle sind weiß, die Unterseite ist gelblichweiß mit schwarzen Längsflecken. Schnabel blau, Wachshaut und Füße gelb. — An Gewandtheit und Muth steht er dem vorigen nicht nach. Seine gewöhnliche Beute bilden die Krähen, Sumpfhordenvögel, Wanderdrosseln und Tauben. In der Gefangenschaft beträgt er sich gleich dem vorigen sehr liebenswürdig.

Der Prairiefalk (*Falco polyagrus;* Prairie Falcon, American Lanner) findet sich westlich vom Mississippi bis an die Küste des stillen Oceans. Er wird 18 bis 20 Zoll lang. Die Oberseite ist braun, Unterseite weiß mit braunen Flecken und Längsstreifen.

Wir nennen noch den Sperlingsfalken (*Falco sparverius;* Sparrow Hawk, American Kestrel), der sich in ganz Nordamerika findet. Im nördlichen Indiana beobachtete ich ihn vom April bis zum Spätherbst. Er wird nur 11 bis 12 Zoll lang. Die Färbung des Gefieders ist sehr veränderlich. Die Oberseite ist im allgemeinen zimmetbraun, die Unterseite etwas fahler und mit schwarzen Flecken besetzt. Zu beiden Seiten des Kopfes stehen schwarze Streifen. Der Sperlingsfalk nährt sich vornehmlich von kleinen Vögeln,



Der Sperlingsfalk; Sparrow Hawk.

Mäusen und Eidechsen. Des Morgens beobachtet man ihn häufig in der Nähe unserer Farmhäuser, wo er nach Mäusen und jungen Hühnern auslugt. Heuschrecken sind ihm eine Lieblingsspeise. Ein Nest baut er nicht; er benutzt ein Specht- oder Krähennest, oder traut seine Eier einem hohlen Baum an.

Die Habichte (*Accipitres*; Hawks) bilden eine andere große Gattung der Falken. Sie haben einen gedrungenen Leib, einen ziemlich kleinen Kopf, kurze und abgerundete Schwingen und einen sehr langen Schwanz. Der Zahn des Oberschnabels ist minder deutlich als bei den vorhergehenden und steht in der Regel weiter nach hinten.

Wir nennen zuerst den gemeinen oder Gänsehabicht (*Astur atricapillus;* American Goshawk, Blue Hen Hawk). Das Weibchen wird 22 bis 24 Zoll lang, die Flügel messen 14 Zoll. Das Männchen ist etwas kleiner. Der Oberkopf, der Nacken und ein Strich hinter dem Auge sind schwarz; die Oberseite ist dunkel aschblau. Ueber dem Auge zeigt sich ein leichter Streifen; die Unterseite ist weiß mit hellaschbraunen Flecken.—Dieser Habicht findet sich durch ganz Nordamerika. In Kalifornien ist er seltener, häufig aber in Oregon und Washington Territorium. Im nördlichen Indiana wurde er im Frühjahr und Herbst nicht selten von uns beobachtet.

Der Gänsehabicht ist auffallend fluggewandt. Leicht erhascht er, wenn er an dem Saum des Waldes dahinschwebt oder durch das Gebüsch streicht, seine Beute. Auch Kaninchen und Eichhörnchen weiß er zu erjagen. An der atlantischen Küste folgt er den zahlreichen Entenschaaren, welche sich hier im Herbst und Winter aufhalten. Auch dem Zuge der Wandertaube zieht er nach, und es schützt diese auch der dichteste Wald nicht vor den Fängen ihrer Feinde. Audubon beobachtete, wie der Gänsehabicht eine Schaar über einen Fluß ziehender Krähen verfolgte. Aengstlich drängten sich die verfolgten Vögel zu einem dichten Knäuel zusammen. Als der Habicht die Vögel erreichte, faßte er eine Krähe mit seinen Klauen, drückte diese in ihren Leib, und ließ sie in das Wasser fallen. In dieser Weise verfuhr er mit vier oder fünf, ließ sich dann in schönen Flugkreisen auf das Wasser nieder, fischte die Beute einzeln auf und brachte sie ans Ufer. — Auch dem Hühnerhof pflegt unser Habicht einen Besuch abzustatten. Nur wenige Fuß hoch schießt er über den Hof hin, erfaßt die Beute und trägt sie, ohne im Flug innezuhalten, auf einen benachbarten Baum. Es geschieht dies Alles mit solcher Geschwindigkeit, daß es fast unmöglich ist, den Räuber zu schießen.

Der Horst dieses Habichts befindet sich in der Regel auf dem Zweig eines Baumes unweit des Stammes. Derselbe ist verhältnißmäßig groß, ist aus Reisern zusammengefügt und spärlich mit Gras ausgefüttert. Die Eier sind blauweiß mit spärlichen röthlichbraunen Flecken. —

Cooper's Habicht (*Accipiter Cooperi;* Cooper's Hawk) wird 18 bis 20 Zoll lang. Die Oberseite ist dunkel aschbraun, der Oberkopf braunschwarz. Kehle und Unterseite sind weiß, letztere mit hellrostrothen Querstreifen. Die Schwanzspitze ist weiß. Dieser Habicht ist durch die ganzen Vereinigten Staaten verbreitet. In den mittleren Staaten ist er häufig, sonderlich an den Ufern des Potomac. Gleich dem vorigen ist auch dieser Habicht ein kühner Räuber, der auch Vögel angreift, die größer und muthiger sind als er. Sein Horst gleicht dem des Gänsehabichts.

Der rostbraune Habicht (*Accipiter fuscus*; Sharp-shinned Hawk) ist einer der verbreitesten seines Geschlechts. Er findet sich von Ocean zu Ocean und von der Hudsons-Bai bis zum Golf von Mexiko. Im nördlichen Indiana wird er von uns vom Frühjahr bis Herbst beobachtet. Er wird nur 12 bis 14 Zoll lang. Die Oberseite ist braunschwarz und aschgrau gesprenkelt. Kehle und Unterseite des Schwanzes sind weiß, erstere ist mit schwarzen Längslinien gezeichnet. Brust und Bauch sind lichtrostroth mit weißen Querstreifen. Die charakteristischen Kennzeichen dieses Habichts sind seine dünnen Beine und Zehen. Er kann als ein Gänsehabicht *en miniature* (im Kleinen) betrachtet werden, da er diesem in vieler Beziehung, namentauch in der Flugart, ähnelt. Wie jener, wagt er sich auch an Vögel, die ihm an Größe gleichkommen. Audubon erzählt, daß er einst unsern Habicht in aufrechter Stellung auf einer Fence sitzend fand. Er lugte offenbar nach einer Beute aus und sah bald auf Audubon, bald an diesem vorbei auf eine gegenüberstehende Hecke. Plötzlich, mit der Schnelligkeit eines Pfeiles, schoß der Habicht an Audubon vorbei, tauchte in die Dornen und erschien gleich darauf mit einer braunen Drossel in seinen Fängen. Doch schien die Drossel zu schwer für ihn zu sein, denn er fiel mit ihr zu Boden. Als Audubon nun herbeieilte, versuchte der Habicht vergeblich, sich mit der Beute wieder aufzuschwingen, und noch ehe er seine tiefeingeschlagenen Klauen aus der Beute ziehen konnte, hatte Audubon ihn erlegt. Die Drossel war bereits todt.

Die Nahrung dieses Habichts besteht vornehmlich in Vögeln von den kleinsten Waldsängern bis zur Wandertaube und jungem Hühnchen.

Die Gattung der Bussarde (*Butcones*; Buzzards) umfaßt große, etwas plump gestaltete Raubvögel mit dickem Kopf und kurzem Schnabel. Der Oberschnabel ist zahnlos, die Flügel sind ziemlich lang und rundlich, die vierte und fünfte Schwinge sind gewöhnlich die längsten.

Wir nennen zuerst den Rothschwanzbussard (*Buteo borealis;* Red-tailed Hawk). Das Weibchen wird 22 bis 24 Zoll lang, das Männchen mißt 19 bis 21 Zoll. Die Oberseite ist schwarzbraun, der Schwanz hellrostroth, weiß getüpfelt und mit einem schwarzen Querstreifen. Die Unterseite ist blaß gelblicht mit rothbraunen Flecken und Streifen; die Unterseite des Schwanzes silberweiß. — Unser Bussard ist durch ganz Nordamerika verbreitet. Im nördlichen Indiana fanden wir ihn das ganze Jahr hindurch, wenn auch im Winter etwas spärlich. Dieser Bussard, der sich durch seinen rothen Schwanz leicht von seinen Verwandten unterscheiden läßt, ist überaus scheu, so daß man sich ihm nur zu Pferde oder auf einem Wagen nähern kann. Sein Flug ist kräftig und schnell. Oft sieht man mehrere in der Luft weite Kreise ziehen und ihr schrilles Kikiki ausstoßen. Diese Bussarde leben übrigens nicht gerade gesellig, wie es sonst bei den Eheleuten unter den Raubvögeln zu sein pflegt, sondern führen in der Luft oft bittere Kämpfe um ihre Beute. Auf ihrer Speisekarte spielen in den Sommermonaten die Schlangen eine bevorzugte Rolle, während in den Wintermonaten wildes und zahmes Geflügel von ihnen vorgezogen wird. Unsere Farmer wissen auch, warum sie gerade diese Bussarde Hen Hawks nennen.—Beim Schlangenfang kommen sie aber doch zuweilen an den Unrechten. Ein Farmer, der gerade damit beschäftigt war, seine Wiese zu umzäunen, bemerkte etwa 40 Ruthen von sich entfernt unsern Rothschwanz, der mehrere Male etwa drei Fuß hoch aufflog und dann immer wieder zur Erde niederfiel. Als der Farmer hinzueilte, sah er, daß der Schwanz einer großen schwarzen Schlange sich um den Hals des Bussards gewunden hatte, und daß der übrige Theil der Schlange in der Erdhöhle steckte. Der Bussard war schon dem Ersticken nahe. Mit einem Axthieb zerschnitt der Farmer die Schlange und nahm den Vogel mit sich in seine Scheune, wo er ihn noch längere Zeit hielt. Jedenfalls hatte der Bussard die Schlange ergriffen, als sie zum Theil in ihrer Höhle steckte und war nicht im Stande, die Schlange vollends aus dem Loche zu ziehen.

Wenn die Alten für die junge Brut Nahrung herbeischaffen, jagen sie zuweilen gemeinschaftlich. Während der eine auf ein Eichhörnchen schießt, lauert der andere auf der anderen Seite des Baumes, um das dorthin, also aus dem Regen in die Traufe, fliehende Hörnchen zu greifen. — Oft sitzen die Bussarde stundenlang auf einem Baumgipfel, um sich zu sonnen oder nach Beute auszuspähen. Wehe dem Kaninchen, Eichhörnchen, dem Vogel oder der Maus, auf welche das scharfe Auge fällt! Mit unfehlbarem Stoß fällt der Bussard auf seine Beute und faßt sie mit tödtlichem Griff.—Wird unser Bussard verwundet, so wirft er sich, wie dies fast alle Raubvögel zu thun pflegen, auf den Rücken und vertheidigt sich muthig mit Fängen und Schnabel. Einen vorgehaltenen Stock faßt er so fest, daß man ihn daran in die Höhe heben kann.

Der Horst ist groß und flach, besteht aus Zweigen und Reisern und befindet sich auf hohen Bäumen. Der Bussard legt 4 bis 5 weiße mit braunen und dunkelbraunen Flecken spärlich besetzte Eier. —

Der rothschultrige Bussard (*Buteo lineatus;* Red-shouldered Hawk) wird 21 bis 23 Zoll lang. Das Männchen mißt nur 18 bis 20 Zoll. Dieser Bussard ist von allen anderen leicht durch seine rostrothen Schultern zu unterscheiden. Die Oberseite ist im übrigen braun, die Unterseite blaß orange-rostroth. Die Schwingen sind braunschwarz und tragen weiße Endflecken. Der Schwanz ist braunschwarz und hat fünf weiße Querstreifen. — Dieser Bussard hat einen weiten Verbreitungskreis von Florida bis Nova Scotia und vom atlantischen bis zum stillen Ocean. Im nördlichen Indiana ist er nicht selten. Er liebt den Aufenthalt im frischen grünen Wald und belästigt unsern Hühnerhof nicht. Frösche und Insekten speist er mit Vorliebe und wagt sich nur selten an größeres Wildpret. Wilson fand im Magen eines dieser Bussarde nicht weniger denn 10 Frösche. Er fliegt gewöhnlich in einer Höhe von nur wenigen Yards durch den Wald, hockt sich dann auf einen niedrigen Baumzweig, nimmt eine aufgerichtete Haltung an und schaut nach Beute aus. Ein Eichhörnchen verzehrt er in einer Mahlzeit, füllt ihn aber so übermäßig an, daß der Kropf unschön wie ein Ballen hervortritt, und daß er kaum auffliegen kann.

Die Eier, deren Zahl 4 bis 5 beträgt, sind blaßblau und tragen an dem spitzen Ende schwach gefärbte bräunlich rothe Flecken.

Der breitflüglige Bussard (*Buteo pennsylvanicus;* Broad-winged Hawk) bewohnt das östliche Nordamerika, die Küste

des Golf von Mexiko, Centralamerika und die Nordküste Südamerikas. Er wird 17 bis 18 Zoll lang. Die Oberseite ist umberbraun, die Unterseite weiß mit zahlreichen röthlichen, pfeilförmigen Flecken. Kehle weiß mit braunen Linien. Schwanz dunkelbraun mit weißen Spitzen und weißen Querstreifen. Seine Lebensweise ist die der übrigen Bussarde.

Swainson's Bussard (*Buteo Swainsoni*; Swainson's Buzzard) wird 20 Zoll lang. Er bewohnt das westliche Nordamerika bis zum Mississippi. Die Oberseite ist braunschwarz, die Oberschwanzseite mit weißen Querstreifen. Kehle gelblicht. Die Unterseite braun schattirt.

Der Rauchfußbussard (*Archibuteo lagopus;* Rough legged Hawk, Black Hawk) unterscheidet sich von den vorhergehenden durch seine wie bei den Adlern befiederten Fußwurzeln. Die Färbung ist ein Gemisch von Weiß, Gelblichweiß, Rothgrau, Braunschwarz und Braun. Andere Individuen sind von Jugend auf schwarz und galten früher als eine besondere Art (*Archibuteo sancti-johannis;* Black Hawk).

Der Rauchfußbussard bewohnt alle Staaten der Union und unsere arktischen Regionen. In der Nähe der Niagarafälle ist er im Frühjahr und Herbst ziemlich häufig. Einzelne Paare sind von uns im nördlichen Indiana beobachtet worden. — Der Vogel erscheint ziemlich langsam und träge, auch wenn er fliegt. Er hält sich vornehmlich auf Wiesen auf und jagt hier Maulwürfe, Mäuse und andere kleine Vierfüßler. Niemals sah man ihn Enten im Fluge angreifen. Er benutzt die Dämmerung zur Jagd, und ihr weiches Gefieder gestattet ihnen einen geräuschlosen Flug. Auch wenn der Jäger naht, machen sie sich nur träge davon. Sie errichten ihren Horst auf hohen Bäumen, selten auf Felswänden. Derselbe ist aus Reisern und Zweigen roh zusammengefügt und spärlich mit Heu, Moos und dergleichen ausgefüttert. Die schmutzigweiße Grundfarbe der Eier, deren Zahl drei bis fünf ist, trägt wenige kaum sichtbare hellbraune Flecken. —

Die Weihen (*Circi*, Kites) bilden eine andere Gattung der Falken. Sie sind gestreckt gebaut, die Flügel sind lang, schmal und spitz, der Schwanz ist gewöhnlich sehr lang und bei vielen tief gegabelt, der Fuß ist kurzzehig, der Schnabel schwach und vom Grunde an gebogen. Die das Ohr umgebenden Federn bilden einen Schleier, wie ihn die Eulen zeigen.

Zu ihnen zählen wir den Wiesenweih (*Circus hudsonius;* Marsh Hawk, American Harrier). Das Weibchen wird 19 bis

21 Zoll, das Männchen 16 bis 19 Zoll lang. Der Schleier ist undeutlich, die Flügel sind sehr lang, Kopf, Oberseite und Vorderbrust sind aschblau, Unterseite weiß mit rothen Strichen. — Der Wiesenweih bewohnt ganz Nordamerika, Cuba und die Bahamainseln und ist überall, außer in den südöstlichen Staaten, häufig.

Der Flug des Wiesenweih ist, wenn auch leicht und gefällig, doch weder schnell noch kräftig. Aber er ist ausdauernd, wie man das schon aus den überaus langen Flügeln und dem verhältnißmäßig sehr leichten Körper schließen kann. Wenn er nach Beute späht, segelt er unregelmäßig durch die Luft. Mäuse, Frösche und andere Lurche bilden seine Hauptnahrung. Nur selten jagt er Vögel im Flug. Während er seine Mahlzeiten hält, kann man sich ihm leicht nahen, ihn überraschen und schießen; denn er kann, wenn er sich vollgefressen hat, nur langsam und ungeschickt auffliegen.

Der Wiesenweih, der in vielen Staaten brütend gefunden wird, nistet auf dem Boden. Der Horst ist aus Reisern, Gräsern und dergleichen zusammengesetzt und mit Thierhaaren, Federn, Moos und anderen weichen Stoffen ausgefüttert. Die Eier, drei bis fünf an der Zahl, sind blauweiß und häufig mit blassen, röthlichbraunen Flecken besetzt.

Der Schwalbenweih (*Nauclerus furcatus;* Swallow-tailed Hawk, Fork-tailed Kite) zeichnet sich vor seinen Verwandten durch schwalbenartige Flügel und durch seinen sehr langen, tief gegabelten Schwanz aus. Er ist ein in jeder Hinsicht auffallender Vogel. Das ganze Gefieder ist, mit Ausnahme der Flügelenden und des Schwanzes, weiß; letztere sind schwarz. Die Länge beträgt 23 bis 25 Zoll, die Flügel messen 16 bis 17 Zoll. — Der Schwalbenweih bewohnt unsere Südstaaten östlich bis zum Mississippi, und Süd- und Mittelamerika. An der Küste des atlantischen Oceans findet er sich bis Pennsylvanien, doch tritt er hier nur selten auf. Auch in Minnesota und Wisconsin ist er, wenn auch nur selten, beobachtet worden. Im nördlichen Indiana ist er mir erst einmal begegnet. Seine Ausdauer im Flug geht schon daraus hervor, daß er sich wiederholt nach Europa verflogen hat. Seine außerordentliche Fluggewandtheit fesselt aber auch Jedermanns Aufmerksamkeit. Seine Nahrung besteht in Insekten, die er jedoch merkwürdiger Weise nicht mit dem Schnabel, sondern mit den Füßen ergreift und im Fluge zum Maul führt. Heuschrecken suchen sie mit den Füßen vom Boden auf. Auch kleine Schlangen, Frösche und Eidechsen greifen sie auf.

Der Schwalbenweih errichtet sein Nest auf hohen Bäumen, deren Zweige über das Wasser reichen. Die Eier, vier bis sechs an der Zahl, sind grünlichweiß mit einigen dunkelbraunen Flecken an dem stärkeren Ende.

Der weißschwänzige oder schwarzschultrige Gleitaar (*Elanus leucurus;* White-tailed Kite, Black-shouldered Kite) wird 15 bis 17 Zoll lang. Der Kopf, Schwanz und die Unterseite sind weiß, die Oberseite ist schön aschblau. Die Schultern sind schwarz. Der Gleitaar bewohnt Südamerika und unsere südlichen und südwestlichen Staaten. In Californien ist er sehr häufig. Seine Nahrung besteht in Mäusen, Erdeichhörnchen, kleinen Vögeln und Schlangen.

Der Schwebeweih des Mississippi (*Ictinia mississippiensis;* Mississippi Kite, Blue Kite) wird 14 Zoll lang. Kopf, Nacken, die zweiten Schwungfedern und die ganze Unterseite sind aschfarben. Die Spitzen der zweiten Schwungfedern sind graulichweiß. Das übrige Gefieder ist bleifarben. Der Schwanz ist schwarz. Dieser Weih bewohnt die südlichen und südwestlichen Theile der Golfstaaten. Nördlich von Südcarolina hat man ihn noch nicht beobachtet; er folgt aber dem Mississippi bis hinauf nach Illinois, Iowa und Wisconsin, wo er aber nur vereinzelt angetroffen wird. Wilson entdeckte diesen Weih zuerst in der Nähe von Natchez. Er sah ihn in Gemeinschaft mit dem Truthahnbussard ganz wie diesen in der Luft seine Kreise ziehen. Die Nahrung des Schwebeweih besteht in Insekten und kleinen Lurchen. Wilson verwundete einen dieser Weihe, und obwohl derselbe aus großer Höhe herabstürzte, zeigte er doch noch eine große Widersetzlichkeit. Als Wilson sich ihm nahte, um ihn aufzunehmen, schlug er mit seinen Fängen um sich und rollte sich herum, während aus seinen dunkelrothen Augen die größte Wuth sprühte. Als Wilson ihn dennoch aufnahm, schlug er seine Krallen mit solcher Gewalt in des Angreifers Hand, daß Wilson sie nicht aus der Wunde zu ziehen vermochte und sich genöthigt sah, dem Weih die Sehnen des Fußes mit dem Messer zu zerschneiden.

Das in Luther's Bibelübersetzung mit Geier wiedergegebene Wort Daah bezeichnet wahrscheinlich die in Palästina noch heute überaus häufigen Weihe, da das heute von den Arabern für diese Vögel gebrauchte Wort mit dem hebräischen Daah stammverwandt ist.

Die Geier (*Vulturidae;* Vulture Family). Die Geier, obwohl auch Tagraubvögel, unterscheiden sich doch auf den ersten Blick

dadurch von den Falken, daß ein mehr oder minder beträchtlicher Theil ihres Kopfes und Halses entweder ganz nackt oder doch nur von spärlichem Flaum bedeckt ist. Der mit langer Wachshaut oft bis über die Hälfte bedeckte Oberschnabel ist nur an der Spitze gekrümmt. Aus den großen Nasenlöchern an der Wurzel des Oberschnabels fließt eine stinkende Flüssigkeit. Die Nägel sind von mäßiger Länge, stumpf und nur schwach gekrümmt. Den Geiern fehlt der Muth und die Stärke der Falken, weshalb sie auch nur ausnahmsweise lebendige Beute erjagen und sich vorzugsweise von Aas nähren.

Aber so widrig diese Geschmacksrichtung sie uns auch erscheinen läßt, so werthvoll sind sie doch im großen Haushalte der Natur, namentlich für die tropischen Länder. Hier fällt der von den heißen Sonnenstrahlen gesengte Körper überraschend schnell der Verwesung anheim; würde er nicht schnell entfernt, so würden Miasmen sich durch die Luft verbreiten, und ein Heer von Seuchen würde die Länder der heißen Zone für Menschen unbewohnbar machen. Hie erweisen sich die Geier als Wächter und Reiniger, als die Straßenpolizei der südlichen Städte und Dörfer; durch ihren scharfen Geruch und durch ihr weittragendes Auge geleitet, erscheinen sie in staunenswerther Schnelligkeit, wo immer sich ein Aas befindet, und in wenig Augenblicken ist der Leichnam des Thieres vertilgt und unschädlich gemacht. Hier muß also auch ihre unersättliche Freßgier, die ihr Name schon kennzeichnet, dienstbar werden.

Alle Geier sind ausgezeichnete Flieger. Sie schrauben sich in Höhen empor, daß sie uns nur noch als Punkte erscheinen, und schwimmen hoch oben im Blau ohne Flügelschlag. Sie sind mit Ausnahme Neuhollands über die ganze Erde verbreitet, sind aber nur in der heißen Zone häufig.

Wir nennen zunächst den Kondor (*Sarcorhamphus gryphus*; Condor), den größesten unter allen Raubvögeln, der 4 bis 5 Fuß lang wird, und dessen ausgespannte Flügel 9, ja in manchen Fällen auch noch mehr Fuß klaftern. Sein Gefieder ist glänzend schwarz, die Flügelfedern sind weiß gerandet. Den nackten, rothen Hals ziert ein weißer Flaumkragen. Den Oberkopf des männlichen Vogels zeichnet überdies ein rother, knorpeliger Fleischkamm aus, und unter dem Schnabel hängt ein Kehllappen wie bei unserem Huhn. Das Auge ist karminroth, der Schnabel hornfarben, der Fuß dunkelbraun.

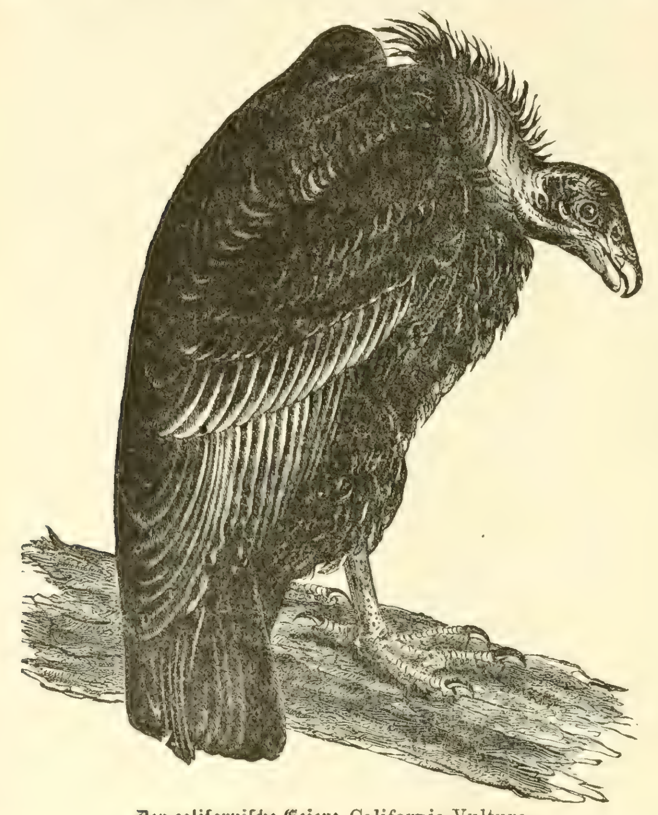
Das Andengebirge mit seinen Verzweigungen ist die Heimat des **Kondors**. Hier, 10 bis 15,000 Fuß über dem Meeresspiegel horstet

und schläft unser Riesengeier. Aber weit höher hinauf trägt ihn sein Flug. Humboldt erzählt, daß er vom Kotopari aus den Vogel in einer Höhe von 22,000 Fuß sah. Er erschien nur als ein schwarzer Punkt. Beim Auffliegen erheben sich die Kondoren wie alle Geier ruckweise durch einige Flügelschläge; dann aber fliegen sie gleichmäßig, getragen und gehoben von der Luft, ohne die Flügel zu rühren. — Ein Aas lockt in weniger als einer Viertelstunde Schaaren von Kondoren herbei. Aber auch auf lebende Thiere stoßen sie, auf Hirsche, Kälber, Schafe, Llamas. Kinder greifen sie nicht an.

Den Indianern gewährt es ein besonderes Vergnügen, diese Vögel lebendig zu fangen und auf alle Art zu peinigen. Sie füllen den Leib eines Aases mit betäubenden Kräutern, so daß der Kondor nach dem Genusse dieses Köders wie betrunken umhertaumelt und leicht ergriffen werden kann. Oder sie legen Aas in Gruben oder Gehegen nieder und warten, bis der Geier sich vollgefressen hat. Vom eklen Fraße übervoll sitzt er dann wie gelähmt, unfähig sich aufzuschwingen, und kann leicht mit der Schlinge gefangen werden. Tschudi berichtet noch eine andere Fangweise. Die Eingeborenen legen eine frisch abgezogene Ochsen- oder Pferdehaut auf die Erde, und darunter versteckt sich ein mit Schnüren versehener Indianer. „Dieser schiebt das Stück des Felles, auf welches ein Kondor sich setzt, an dessen Füßen wie einen Beutel in die Höhe und legt um diesen eine Schnur. Sind einige so gefesselt, so kriecht er hervor, andre Indianer springen herbei, werfen Mäntel über die Vögel und tragen sie in's Dorf, woselbst sie für Stierhetzen aufgespart werden. Eine Woche vor Beginn dieses grausamen Vergnügens erhalten die Kondoren nichts zu fressen. Am bestimmten Tage wird je ein Kondor einem Stier auf den Rücken gebunden, nachdem dieser mit Lanzen blutig gestochen worden. Der hungrige Vogel zerfleischt nun mit seinem Schnabel das gequälte Thier, das zur großen Freude der Indianer wüthend auf dem Kampfplatze herumtobt."

Dem Kondor an Größe fast gleich und der größeste aller nordamerikanischen Vögel ist der californische Geier (*Sarcorhamphus californicus;* California Vulture). Er wird 45 bis 50 Zoll lang, und seine Flügel klaftern 9 bis 10 Fuß. Sein Gefieder ist schwarz, ein dreieckiger Fleck unter den Flügeln und die Enden der Schwanzfedern sind schmutzigweiß. Kopf und Hals sind orangeroth, der Schnabel ist hellgelb. Sein Verbreitungskreis beschränkt sich auf die Küste des stillen Oceans vom Columbia-Fluß bis zum Colorado, östlich bis an die Sierra Nevada. In diesem Distrikt, namentlich in den Thälern Cali-

fornien's, ist der Geier häufig. Auch er zieht hoch in der Luft seine weiten Kreise, ohne die Flügel zu bewegen. Sobald die Jäger ein Wild getödtet haben, stellen sich diese Geier ein, um auch ihren Antheil zu erhaschen. Wenn der Jäger das Wild auch nur auf kurze Zeit verläßt, muß er es sorgfältig bedecken, denn diese Geier sind ungemein kräftig. Vier von ihnen zerrten einen getödteten jungen Grislibären,



Der californische Geier; California Vulture.

der über 100 Pfund wog, 200 Yards weit fort. Ihre Gefräßigkeit ist ganz die ihres Geschlechts. Man hat beobachtet, wie sie in einer Stunde einen ganzen Hirsch verzehrten, und ein Jäger, der einen Grislibären getödtet hatte und nach Hause zurückgekehrt war, um sich Beistand für die Wegschaffung seiner Beute zu holen, fand nach nur zwei Stunden nur noch die Haut und die Knochen des großen Thieres vor.

Der californische Geier baut entweder ein aus Zweigen roh zusammengefügtes Nest oder er legt die Eier auf die bloße Erde. Dieselben sind schmutzig grünweiß und etwa 4½ Zoll lang und 2½ Zoll breit. Sie halten 10 Unzen Wasser.

Als den dritten im eklen Bunde nennen wir den Königsgeier (*Sarcorhamphus papa;* King of Vultures), der seinem lebhaften und zierlichen Gefieder, wie wir es bei keinem andern Raubvogel finden, seinen Namen verdankt. Er trägt ein röthlich-gelbes Kleid, einen grauschwarzen Kragen um den Hals, schwarze Schwung- und Schwanzfedern. Scheitel und Gesicht sind fleischroth. Rundliche, dunkelrothe Warzen zieren Gesicht und Hinterhaupt.

Der Geierkönig verbreitet sich vom 32. Grad südlicher Breite an über alle Tiefländer Südamerika's. Eigenthümlich verhält er sich, wenn er ein Aas erspäht hat. Er stürzt zwar darauf mit Hast nieder, hockt sich aber in einer kleinen Entfernung davon auf dem Boden nieder, zieht Hals und Kopf tief zwischen die Flügel und wirft dann und wann einen verlangenden Blick nach dem lockenden Mahl. Fast scheint es, als wolle er durch diese Enthaltsamkeit seine Gier auf den höchsten Grad steigern. Oft sind aber auch schon andere, kleinere Geier, der Urubus und Auras vor ihm bei dem Aase angelangt, aber sie müssen ihm, dem Könige, weichen. „Mögen auch", sagt Schomburgk, „hunderte von Aasgeiern in voller Arbeit um ein Aas versammelt sein: sie werden sich augenblicklich zurückziehen, wenn sich der Königsgeier nähert. Auf den nächsten Bäumen oder, wenn diese fehlen, auf der Erde sitzend, warten sie dann mit gierigen und neidischen Blicken, bis ihr Zwingherr seinen Hunger an der Beute gestillt und sich zurückgezogen hat. Kaum ist dies geschehen, so stürzen sie wieder mit wilder und gesteigerter Gier auf ihr verlassenes Mahl, um die von jenem verschmähten Ueberbleibsel zu verschlingen. Da ich sehr oft Zeuge dieses Hergangs gewesen bin, kann ich versichern, daß sich kein anderer Vogel einer gleichen Achtung und Aufopferung von Seiten der kleinen Aasgeier rühmen kann."

Weit zahlreicher und verbreiteter als die Vorhergehenden ist der Truthahnbussard oder Urubu (*Cathartes aura*; Turkey Bussard oder Turkey Vulture), der einzige Geier, der in unseren nördlichen und mittleren Staaten heimisch ist. Er wird 27 bis 30 Zoll lang, seine Flügel klaftern 6 Fuß. Sein Gewicht beträgt 4 bis 5 Pfund. Der nackte Kopf und Hals sind fleischfarben. Das Gefieder ist braunschwarz mit grünlichblauem Metallglanze. Der

röthliche Schnabel trägt eine weit hervorragende Wachshaut. Die großen, länglichrunden Nasenlöcher sind durchgehend.

Kein Vogel hat einen so weiten Verbreitungskreis als dieser Geier. Er findet sich vom Saskatchewan südlich durch ganz Nordamerika, vom atlantischen Meer bis zum stillen Ocean, und ist auch in Südamerika bis zur Magellanstraße häufig. Nördlich vom mittleren New Jersey ist er sehr selten. Im nördlichen Indiana haben wir ihn brütend gefunden. Er verläßt uns hier mit dem Einbruch des Winters. Häufiger als bei uns ist er an der Küste des stillen Oceans und in allen Südstaaten.

Sein Flug ist ganz dem seiner großen Verwandten ähnlich. Ohne Flügelschlag, die Flügel etwas über der Horizontallinie erhoben, segelt er gleichmäßig durch die Lüfte. Diese Geier sind gesellig und ziehen in Trupps von zehn und mehr. Ein Aas zieht sie aus weiter Ferne herbei. Ueber dem Aase entsteht ein wüster Streit um die leckersten Bissen, und nicht selten versucht einer seinem Nachbar das schon Gefaßte wieder aus dem Schnabel zu zerren. Daß die Geier so schnell und aus so weiter Ferne herbeikommen können, verdanken sie übrigens nicht nur ihrem Auge, sondern auch ihrem Geruchsorgan. So wurde einst eine Schaar dieser Geier durch den Geruch von faulenden Lebensmitteln herbeigezogen, die ein am Fieber Erkrankter in seinem Hause hatte, und die er nicht hatte entfernen können. Hier leitete sie offenbar nur ihre scharfe Witterung. Taylor in Kingston warf getrocknete Vogelbälge, die er mit Watte ausgestopft, vor sein Haus, und auch hier strömten die Geier herbei, die doch nur durch ihr Auge angezogen sein konnten. Später wickelte er die Leichen von Vögeln in Papier und verbarg dieses Paquet in dem dichten Laub eines Baumes; auch hierdurch wurden die Geier und zwar in diesem Falle doch lediglich durch den Geruch angezogen.

Sobald Geier überrascht oder erschreckt werden, speien sie die noch im Kropfe befindliche Nahrung aus und verbreiten dadurch begreiflicher Weise einen großen Gestank. Dasselbe thun auch die Jungen, wenn man sie aus dem Neste nehmen will. Denn „früh übt sich, wer ein Meister werden will". Ein Mann in Delaware sah mehrere Truthahngeier sich an einem Pferdekadaver delektiren und beschloß einen der ganz niedlichen Vögel für seine Kinder mit sich zu nehmen. Er schlich sich deshalb vorsichtig näher, sprang dann plötzlich und hurtig zwischen die Gruppe, ergriff einen besonders schmucken Geier mit den Händen, um ihn triumphirend nach Hause zu tragen, — als der erzürnte Bursche

eine solche Masse stinkenden Unrathes ausspie und zwar gerade in das Gesicht des Vogelfängers, daß sie ganz den Effekt eines energischen Brechmittels an ihm übte. —

Die Truthahnbussarde konstruiren ein sehr kunstloses Nest und legen auch die Eier auf faule, ausgehöhlte Baumstämme oder auf den Boden. Sie legen 2 oder 3 Eier von schwach hellrother Färbung, auf der rothbraune Flecke stehen und die 2¾ Zoll lang und nahezu 2 Zoll breit sind.

Diesem Vorgänger würdig zur Seite stellt sich die Aaskrähe oder der Gallinazo (*Cathartes atratus;* Black Vulture oder Carrion Crow). Sie hat ein mattschwarzes Gefieder mit dunkelrostbraunem Glanz. Der nackte Kopf und Vorderhals sind dunkel schiefergrau. Vom Schnabel aus laufen zum Hals und Nacken starke Hautrunzeln. In der Größe kommt sie dem Truthahnbussard etwa gleich.

Die Aaskrähe findet sich in unseren Südstaaten und in ganz Südamerika. Man sieht sie häufig in Gesellschaft mit dem Truthahnbussard, dem sie in der Lebensweise ganz und gar gleicht. Sie ist an der Küste des atlantischen Oceans von Nordcarolina an und am Golf von Mexiko häufig. An der Küste des stillen Oceans, so weit sie zu den Vereinigten Staaten gehört, kommt sie indessen nicht vor. Die Aaskrähe wie auch der Truthahnbussard sind in vielen unserer Staaten und in ganz Südamerika durch Gesetze geschützt. Eine hohe Strafe bedroht denjenigen, der diese Straßenreiniger tödtet. In Folge dieses Schutzes sind sie so zahlreich und zutraulich geworden, daß sie auf den Dächern der Häuser hocken und in den Straßen mitten unter den Leuten herumspazieren. „Ohne diese Vögel", sagt Tschudi, „würde die Hauptstadt von Peru zu den ungesundesten des ganzen Landes gehören, indem von Seiten der Behörden durchaus nichts für das Wegschaffen des Unraths gethan wird. Viele Tausende von Gallinazos leben in und um Lima und sind so wenig scheu, daß sie auf dem Markte in dem dichtesten Menschengewühl herumhüpfen." Burmeister schildert eine Mahlzeit dieser Geier. „Die großen schwarzen Vögel", sagt er, „welche auch in Brasilien das Aas aus dem Wege räumen müssen, finden sich überall ein. Wo ein Thier gefallen ist, lassen sie sich zu zwanzig, dreißig, vierzig und mehr auf das todte Geschöpf nieder, hacken ihm die Augen aus und warten mit einer Sehnsucht, die unverkennbar in allen ihren Mienen sich ausdrückt, auf den köstlichen Augenblick, wo die unter den Einwirkungen der Sonne schnell im Körper gebildeten pestartigen Gase die faulige Bauchdecke sprengen und den duftigen Inhalt ihrem leckeren

Gaumen darbieten werden. Ein furchtbares Gedränge entsteht, wenn endlich der langersehnte Augenblick eingetreten ist. Jeder packt ein Stück der hervorquellenden Eingeweide; im Nu ist das weiche, halb verfaulte Gedärm zerrissen und hinunter geschluckt. Dann sitzen die Geier vollgefressen und dicht an einander gedrängt auf dem nächsten hohen Baume, unverwandt nach dem Aase spähend, bis es soweit faul und erweicht worden ist, um weiter verzehrt werden zu können. Von Zeit zu Zeit läßt sich ein Gieriger, der beim ersten Imbiß nicht genug bekommen hat, auf den ausgeweideten Körper herab, versucht hier und da einzuhauen, zaust an den Wundrändern und bahnt der um sich greifenden Verwesung einen Weg. Sehen die Andern, daß sein Unternehmen Erfolg hat, so fliegen sie bald nach, hacken und zerren auf dem Körper herum und verzehren einen Theil nach dem andern, bis die Knochen vollständig rein und zernagt sind. In zwei Tagen sind sie fertig mit dem Geschäft, und wenn sie nichts mehr zu finden wissen, so betheiligen sich die Fliegen an der Ausführung der Arbeit."

Die Aaskrähe ist ungeschickter im Flug als ihr Vetter, der Truthahnbussard. Ihre Nistweise ist die nämliche. Doch nisten sie auch auf Hausdächern, Kirchen, Ruinen und dergleichen. Die Eier sind etwas größer, denn sie sind $3\frac{3}{4}$ Zoll lang und 2 Zoll breit.

Von den Geiern der alten Welt nennen wir den Lämmergeier oder Bartgeier (*Gypaëtos barbatus;* Laemmergeier), der nur um ein Geringes kleiner ist als unser Kondor. Sein schwarzbrauner Rücken ist weißgefleckt, der Unterleib ist schmutzig orangegelb. Der Schnabel ist lang gestreckt, stark gehakt und trägt an der Wurzel schnurrbartähnliche Borsten. Der Lämmergeier ist der größte und mächtigste Vogel der alten Welt. Er bewohnt das südliche Europa, das nördliche Afrika, und einen großen Theil Asiens. Die Bewohner der Alpen wissen manchen Kinderraub zu berichten, den der Lämmergeier ausgeführt oder doch versucht haben soll. Einige Forscher behaupten, daß dem Steinadler, dem kräftigsten Adler der alten Welt, diese Angriffe zuzuschreiben seien. Der neueste bekannt gewordene Angriff richtete sich auf den 14jährigen Johann Betschen. Dieser ging am 2. Juni 1870, Nachmittags um 4 Uhr, von Kien hinauf nach Avis. Als Hans noch ungefähr 1000 Schritt von den Häusern entfernt ist, stürzt ein gewaltig großer Vogel auf ihn, schlägt ihm seine beiden Flügel um den Kopf und wirft ihn sogleich zu Boden. Der Knabe liegt etwas seitwärts auf dem Rücken und sieht mit Entsetzen, daß ihn der Vogel mit den Krallen in der Flanke und

auf der Brust packt, nochmals mit den Flügeln auf ihn einhaut, daß ihm schier der Athem vergeht, und mit dem Schnabel seinen Kopf zu bearbeiten beginnt. Wacker wehrt sich der Knabe mit Händen und Füßen. Plötzlich erhebt sich der Vogel über Hans, vermuthlich um den Angriff zu wiederholen. Jetzt aber fängt dieser mörderisch zu schreien an. Eine Frau, die in der Nähe arbeitete, eilt mit der Kartoffelhacke herbei, da endlich läßt der Vogel den Knaben, der sich blutend und taumelnd aufrafft, los. Der Knabe hatte drei bedeutende Kopfwunden und auf der Brust und in der Seite von den Krallengriffen blaue blutige Flecken. Nachdem am 25. Juli seine Wunden geheilt waren, reiste der Ortspfarrer Blaser mit ihm nach Bern, um ihm im dortigen Museum die großen Raubvögel der Schweiz zu zeigen. Erst führte er ihn zum Steinadler, sodann zum Lämmergeier im dunklen Jugendkleide, der ihn stutzen machte, und endlich vor einen alten gelben Bartgeier. Wie Hans den anschaut, ruft er aus: „Der ist's jitzt, das ist dä Schnabel, grad däwäg sy d'Fedre greiset g'sy und so dä Ring um e Hals, und das ist jitzt's G'strüpp!" Dabei zeigte er auf den Bart. Er konnte ihn in großer Aufregung nicht genug betrachten und rief immer wieder: „Das ische, grad so isch er g'sy. Däs isch das wüst G'strüpp!"

Nordmann erzählt von einem Steinadler eine recht ergötzliche Historie. „Ich erhielt," sagt er, „einen Steinadler, dessen Gefangennahme mit folgenden ungewöhnlichen Umständen verknüpft war: Der hungrige und tollkühne Vogel stürzte mitten in einem Dorfe auf ein großes umhergehendes Schwein, dessen lautes Schreien die Dorfbewohner in Bewegung setzte. Ein herbeieilender Bauer verjagte den Adler, welcher seine schwere Beute nur ungern fahren ließ und, von dem fetten Schweinerücken sich erhebend, sogleich auf einen Kater stieß und sich, mit demselben beladen, auf einen Zaun setzte. Das verwundete Schwein und der blutende Kater stimmten einen herzzerreißenden Zweisang an. Der Bauer wollte nun zwar auch die Katze retten, getraute sich aber nicht, dem grimmigen Vogel unbewaffnet nahe zu treten und eilte in seine Wohnung nach einem geladenen Gewehre. Als aber der Adler seinen Mahlzeitstörer zum dritten Male wieder erblickte, ließ er die Katze fallen, packte und klammerte sich mit seinen Fängen an den Bauer, und nun schrieen alle drei, der überrumpelte Jäger, das fette Schwein und der alte Kater, um Hülfe. Andere Bauern eilten herbei, packten den Adler mit den Händen und brachten den Missethäter zu einem Freunde von mir." —

Der Lämmergeier liebt das Mark der Knochen. Um zu diesem zu gelangen, wenn die Knochen zu fest sind, fliegt er mit denselben auf und läßt sie aus großer Höhe auf den Fels fallen. Ebenso macht er es mit Schildkröten. Die Spanier nennen ihn deshalb auch den Knochenzerbrecher (*Queberantahuesos*). Es ist darum auch sehr wahrscheinlich, daß in der Bibel mit dem hebräischen Worte *peres*, womit Jemand, der etwas bricht, bezeichnet wird, und welches von Luther mit Habicht übersetzt ist, nicht dieser, sondern der Lämmergeier bezeichnet ist. Dies Wort findet sich 3. Mose 11, 13 und 5. Mose 14, 12.

Es unterliegt wohl auch keinem Zweifel, daß unter dem „Adler" der Luther'schen Uebersetzung ein Geier, und zwar der in Palästina noch jetzt häufige Gänsegeier (*Gyps fulvus;* Fulvous oder Griffin Vulture) zu verstehen ist; denn nur auf diesen passen die zahlreichen Stellen der heiligen Schrift. Adler fressen nur in der höchsten Noth Aas und sammeln sich nie um dieses; denn die Adler führen ein Einsiedlerleben. Es heißt aber Matthäi 24, 28: „Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler", und Hiob 39, 30: „Seine Jungen saufen Blut; und wo ein Aas ist, da ist er."

Eine verschieden aufgefaßte Stelle findet sich Psalm 103, 5, wo es heißt: „Der deinen Mund fröhlich machet, und du wieder jung wirst, wie ein Adler." Manche beziehen diese Stelle auf den Goldadler, dessen Feuerkleid mit dem Alter immer glänzender wird. Andere glauben, daß hierbei an die lange Lebenszeit der Adler oder Geier zu denken ist. Noch andere beziehen diese Stelle auf die Mauser des Vogels, durch die er ein neues Kleid anlegt. Hierher gehört denn auch Micha 1, 16, wo es heißt: „Laß die Haare abscheren, und gehe kahl über deine zarten Kinder; mache dich gar kahl wie ein Adler; denn sie sind von dir gefangen weggeführt". Hier ist offenbar an den kahlen Kopf der Geier zu denken und nicht an die Mauser; denn die Mauser geht bei allen Vögeln so allmälig vor sich, daß von einem Kahlwerden nicht geredet werden kann.

Ueber den „Geier" der Luther'schen Uebersetzung (3. Mose 11, 14; 5. Mose 14, 13; Hiob 28, 7; Jesaia 34, 14) findet der Leser das Nöthige bei der Beschreibung der Weihe.

Das von Luther mit „Storch" wiedergegebene hebräische Wort *Racham*, welches Jemand, der liebt, bezeichnet, bezieht man auf den Schmuzgeier. Diese Geier brüten nachbarlich neben einander und nehmen sich ihrer Jungen sorgsam an.

Die Eulen (*Strigidae*; Owl Family). Die Eulen sind Nachtraubvögel. Sie zeichnen sich durch einen großen, runden Kopf, durch die nach vorn gerichteten und von einem Federkranze (Schleier) umgebenen großen Augen und durch eine gespaltene Zunge aus. Der Schnabel trägt eine nur angedeutete Wachshaut und wird von starken Borsten fast ganz bedeckt. Der kurze, dichtbefiederte Fuß trägt vier mit scharfen Krallen versehene Zehen. Obwohl in der Regel eine Zehe nach hinten gerichtet ist, so vermögen die Eulen doch auch zwei Zehen nach hinten zu richten. Des Tages über hocken sie in irgend einem Versteck und werden dann zuweilen von kleinen Vögeln umschwärmt und geneckt, wie es auf Tafel II naturgetreu dargestellt ist. Wenn die Dämmerung herabsinkt, dann ändert sich freilich die Scene. Nun verrichten die großen, nächtlich sehenden Augen und das äußerst scharfe Gehör, das auch das leiseste Geräusch der Maus erlauscht, ihre Dienste. Unhörbar leise schwebt die Eule über dem Boden dahin. — Diese nächtliche Lebensweise, das unmerkliche Beschleichen der Beute, mehr aber der unheimliche Ruf, der auch den Beherzten aufschreckt, hat die Eule den Abergläubigen zu Unglücksboten gestempelt. Aber dies Finster-Sagenhafte verliert sich, wenn man bedenkt, von welchem unberechenbaren Nutzen die Eulen für die Vertilgung der überaus schädlichen Nagethiere sind. Man kennt etwa 200 Arten von Eulen. Davon finden sich zwei in allen Theilen der Erde, sechs kommen auf der ganzen nördlichen Halbkugel vor, und von den übrigen ist die eine Hälfte Amerika, die andere Hälfte der alten Welt eigenthümlich. In den Vereinigten Staaten finden sich 18 Arten. Untersuchungen der Gewölle, d. i. der von den Eulen ausgeworfenen unverdaulichen Gegenstände, ergeben die hohe Nützlichkeit dieser Vögel. Pastor Jaeckel in Windesheim hat 4579 Gewölle der Schleiereule untersucht und folgenden Inhalt gefunden: In allen 4579 Gewöllen fanden sich die Reste von zusammen 15,289 Thieren und zwar von 14,756 Säugethieren, 340 Vögeln, 63 Fröschen, 121 großen und einer ungeheueren Anzahl von kleinen Kerbthieren. Unter dieser Gesammtzahl rechnet Jaeckel 4794 der verzehrten Thiere zu den nützlichen und 10,465 zu den schädlichen, unter denen z. B. 4750 Mäuse und Ratten, 5623 Wühlmäuse, 72 Maikäfer, 182 Maulwurfsgrillen sich befinden. Lenz rechnet, daß eine Schleiereule täglich mindestens 10 Mäuse verzehrt, also jährlich 3650 Mäuse! —

„Nichts sieht ekelhafter aus,“ sagt Brehm, „als das Fressen einer Eule, weil sie ungeheure Stücken und diese mit großer Anstrengung

verschlingt. Wenn andere Thiere ein gewisses Wohlbehagen beim Fressen zeigen, so scheint die Eule eine wahre Frohnarbeit zu verrichten, wenn sie ihren großen Bissen hinunterdrückt. Die Verdauung ist sehr lebhaft; der scharfe Magensaft zersetzt alle Nahrung in kurzer Zeit. Knochen, Haare und Federn ballen sich zu Kugeln zusammen und werden dann unter höchst ergötzlichen Bewegungen ausgespieen, gewöhnlich an bestimmten Orten. Dabei sperren sie den Schnabel weit auf, nehmen den Kopf tief herab, treten von einem Bein aufs andere, kneifen die Augen zusammen, würgen, schütteln und entladen sich endlich des gedachten Balles oder Gewölles."

Wir nennen zunächst die große Ohreule oder den Uhu (*Bubo virginianus;* Great Horned Owl; siehe Tafel II, Fig. 6). Sie findet sich in ganz Nordamerika, von den eisigen Regionen bis zum Golf von Mexiko, von Ocean zu Ocean. Ein Thier, das einen so ausgedehnten Verbreitungskreis hat, ist auch im Kolorit nicht übereinstimmend, und wir finden darum sehr verschieden gefärbte Ohreulen, ohne daß wir deshalb genöthigt wären, verschiedene Arten anzunehmen. Der Uhu bleibt das ganze Jahr hindurch bei uns, ist also Standvogel.

Der Habitus dieser großen Eule hat durchaus etwas Adlerartiges. Der Vogel ist zwei Fuß lang, die Flügel messen bis zu 16 Zoll. Die Größe und die zu beiden Seiten des Kopfes wie Ohren aufrecht stehenden Federbüschel lassen diese Eule sofort erkennen.

Will man diese Eule in ihrem Treiben belauschen, so muß man während einer schönen, mondhellen Sommernacht den benachbarten Wald aufsuchen. In tiefem Schlaf liegt die Natur, und nur die Eule schwebt unhörbar leise durch die Schatten der Bäume hin. Jetzt hockt sie auf einem modernden Baumstamm, schüttelt und ordnet das Gefieder und stößt einen so schaurigen, im Walde widerhallenden Ton aus, daß wir aufschrecken. Jetzt klingt's wie das Bellen eines Hundes, jetzt wie die letzten gurgelnden Töne eines Ermordeten oder Erstickenden, jetzt endlich ertönt der Eule Lieblings-Nocturno, das weithinschallende Uh! Uhu! Wohl werden durch diese Töne die Vögel des Waldes aufgeschreckt, aber sie fliehen vergebens, denn dem großen Auge entgeht keine Bewegung und der scharfen Kralle keine ängstlich sich sträubende Beute.

Aber auch unserem zahmen Hausgeflügel stellt diese Eule nach, sie hat schon mancher Henne die Küchlein geraubt. Wird sie dabei ertappt und verwundet, so zeigt sie ihre ganze natürliche Wildheit. Sie setzt

sich dem Angreifer zur Wehre, greift nach ihm mit ihren scharfen Krallen und schnappt wüthend mit dem Schnabel. Ihre ohnehin großen Augen reißt sie weit auf und sträubt das Gefieder, daß sie doppelt so groß als sonst erscheint.

Das verhältnißmäßig umfangreiche Nest dieser Eule befindet sich nicht weit vom Stamm entfernt auf einem starken wagerechten Ast des Baumes. Es ist aus dicken Zweigen geformt und mit Gras und Federn dürftig ausgefüttert. Die Zahl der schmutzig-weißen Eier variirt zwischen drei und sechs. Das Männchen unterstützt das Weibchen beim Brüten. Die Jungen folgen, auch wenn sie flügge geworden sind, noch eine Zeitlang den Alten und fordern diese durch klagende Töne zum Füttern auf.—Gefangene Uhus werden nie zutraulich. Die „Gattenliebe" bethätigte sich bei einem gefangenen Paare in sehr eigenthümlicher Weise dadurch, daß das Weibchen das Männchen tödtete und dann verzehrte.

Der amerikanische Schleierkauz oder die Scheuneneule (*Strix pratincola;* Barn Owl) wird nur 16 Zoll lang. Das durch den stark entwickelten Federkranz herzförmig erscheinende Gesicht ist weiß. Der Oberkörper ist hellgrau mit schwarzen und weißen Punkten. Der Unterkörper ist rostfarben mit kleinen dunklen Tupfen. Der Verbreitungskreis dieser Eule ist beschränkter als der des Uhus. An der atlantischen Küste ist sie nördlich von Pennsylvanien sehr selten. Nach Süden zu wird sie häufiger; in Californien kommt sie in großer Anzahl vor. Hier nisten sie namentlich in den alten katholischen Missionen, deren einst stattliche Gebäude jetzt nur noch Ruinen sind. Hier nähren sie sich von den zahllosen Fledermäusen und Reptilien, die mit ihnen denselben Wohnungsort theilen. Leider ist der Schleierkauz, namentlich in den östlichen Staaten, selten. Auch im nördlichen Indiana ist er von uns nur ausnahmsweise beobachtet worden. Er ist durch seine Vertilgung der Mäuse ein hochnützlicher Vogel und sollte überall, wo er sich ansiedelt, geschont werden. Nach der Zerstörung des Gebäudes des Smithsonian Instituts in Washington durch Feuer, nistete ein Paar in der Spitze eines vom Feuer verschonten Gebäudes zwei Jahre lang.

Die drei oder vier Eier dieser Eule sind schmutzig weiß. Die Jungen werden reichlich mit Mäusen versorgt.

Die amerikanische Waldeule oder die langohrige Eule (*Otus americanus*; Long-eared Owl oder Long-horned Owl) erreicht eine Länge von 14 bis 15 Zoll und trägt 1½ bis 2 Zoll

lange Ohrbüschel, an denen sie am sichersten zu erkennen ist. Der Oberkörper ist rostgelb und weiß mit grauen und braunen Flecken und Streifen, die Brust ist heller und trägt dunkle Linien.

Diese Eule ist eine der häufigsten und verbreitetsten Eulen Nordamerikas. Sie wurde von uns im nördlichen Indiana vom Herbst bis zum Winter beobachtet. Die Nahrung der Eule besteht in Ratten, Mäusen und anderen kleinen Säugethieren. Auch kleine Vögel jagt sie. Sie nistet auf Bäumen, benutzt aber gern die Nester anderer Vögel, der Krähen, Habichte oder der Fischreiher. Die Eier sind weiß mit röthlichem Farbenton.

Der vorhergehenden ähnlich und in der Größe gleich ist die Sumpfeule oder kurzohrige Eule (*Otus brachiotus;* Short-eared Owl, Marsh Owl). Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden durch die nur kurzen, wenig hervortretenden Ohrbüschel. Sie ist über ganz Nordamerika verbreitet und gleicht in der Lebensweise der Waldeule.

Die Zwergohreule oder Schreieule (*Scops asio*; Mottled Owl, Screech Owl, Little Red Owl) wird nur 9 bis 10 Zoll lang. Auf der Oberseite herrscht ein Aschgrau und Rothbraun vor. Die Färbung der Unterseite ist ein Gemisch von Grauweiß und Braunrostgelb. Die Zwergeule bewohnt die gemäßigten Distrikte von Nordamerika. Sie führt eine nächtliche Lebensweise und kommt während des Tages nur zum Vorschein, wenn andere Vögel sie aus ihrem Schlupfwinkel getrieben haben. Weil ihre nächtlichen Augen das Tageslicht nicht wohl ertragen können, so verbirgt sich diese Eule während des Tages in hohlen Bäumen, im tiefen Walddunkel oder in dunklen Scheunenecken. Während der Nacht läßt sie sonderbar klagende Töne hören, die an das winselnde Gebell eines jungen Hundes erinnern. In der Gefangenschaft zeigt sich diese Eule bald zutraulich. Während des Tages zeigt sie sich hier schläfrig und dumm, hat auch das Auge nur halb offen; sobald aber der Abend hereinbricht, wird sie lebhaft, zeigt guten Appetit, hüpft fröhlich umher, läßt aber doch dabei ihr wehmüthig tönendes Geschrei hören. Die Nahrung der Zwergohreulen besteht vornehmlich in kleinen Vierfüßlern, Insekten und nur gelegentlich, wenn sie ihre Jungen zu verpflegen haben, auch in kleinen Vögeln. Da sie eine große Menge von Mäusen und Käfern vertilgen, so erweisen sie sich dem Farmer als überaus nützlich; sie sollten darum auch nicht, wie es leider häufig geschieht, verfolgt, sondern geschont werden.

Die Zwergohreule nistet in hohlen Bäumen, gewöhnlich in der Nähe der Farmhäuser, und meist nur 6 bis 7 Fuß über dem Boden. Die Höhle ist nur mit einigen Blättern, etwas Gras und mit wenigen Federn ausgefüttert. Die Eier, fünf bis sechs an der Zahl, sind rein weiß und nahezu rund. Sie sind etwa 1⅜ Zoll lang und 1⅙ Zoll breit.

Die große Graueule (*Syrnium cinereum;* Great Gray Owl) ist die größte aller unserer Eulen. Sie wird 25 bis 30 Zoll lang. In ihrem Gefieder herrscht Grau und Dunkelbraun vor. Sie hat einen großen runden Kopf ohne Federohren, aber mit außergewöhnlich großer Ohröffnung und entsprechend großem Schleier. Der Verbreitungskreis dieser Eule beschränkt sich auf den nördlichen Theil unseres Continents und wird im Winter dann und wann in den Vereinigten Staaten angetroffen. In der Pelzregion um die Hudsonbay ist dieselbe häufig.

Die gestreifte Eule (*Syrnium nebulosum;* Barred Owl, Hoot Owl) ist der vorigen eng verwandt, wird aber nur 20 Zoll lang. Die Oberseite ist hell aschbraun mit schmalen weißen Streifen; die Brust trägt braune und weiße Querstreifen, der Bauch ist weiß mit braunen Längsstreifen. Diese Eule findet sich in allen Staaten Nordamerikas, vom 50. Breitengrad bis Texas. Im nördlichen Indiana ist sie das ganze Jahr hindurch häufig. Minnesota ist der nördlichste Staat, den sie erreicht. In den südlichen Staaten, sonderlich in Louisiana, ist sie am häufigsten. — Ihr Flug ist unhörbar leise. Sie gelten als gefährliche Feinde des Hühnerhofes. — In Louisiana nisten sie im März. Sie benutzen dazu einen hohlen Baumstamm oder ein verlassenes Krähennest.

Die Sperlingseule (*Nyctale Richardsonii;* Sparrow Owl, Richardson's Owl) wird etwa 10½ Zoll lang. Die Oberseite ist olivenbraun mit weißen, zum Theil verdeckten Flecken, die Unterseite ist graulich weiß. Diese Eule findet sich nur in dem nördlichen Theil unseres Kontinents und wird nur sehr selten in den Vereinigten Staaten angetroffen.

Die weißköpfige Eule (*Nyctale albifrons;* White-fronted Owl, Saw-whet Owl, Kirtland's Owl) wird 8 Zoll lang. Kopf und Oberseite sind chokoladenbraun, Stirn und Kehle weiß, Unterseite ockergelb. Diese Eule ist über ganz Amerika verbreitet, ist aber nirgends häufig. Ueberdies führt sie eine streng nächtliche Lebensweise. Ihr Schrei ähnelt dem Kreischen, welches entsteht, wenn eine Säge geschärft wird. Man hält diese Eulen nicht selten in der Gefangenschaft. Sie

werden ziemlich zahm, lassen sich streicheln, gerathen aber bei dem Anblick von Mäusen oder Ratten in eine gewaltige Aufregung.

Die Prairie- oder Höhleneule (*Spheotyto hypogaea;* Burrowing Owl) zeichnet sich durch ihre sonderbare Lebensweise vor allen übrigen Eulen aus. Sie bewohnt die Höhle des Prairiehundes oder anderer höhlengrabender Säugethiere. Sie wird 9 bis 10 Zoll lang. Die röthlichgraue Oberseite ist überall schön weiß gefleckt. Die vorn leicht gefiederten Beine sind hoch und schlank. Diese Eule ist in den Prairiedörfern eine häufige Erscheinung. Sie haust nicht nur in der verlassenen Wohnung jener interessanten Nager, sondern auch in solchen, in denen der Erbauer noch wohnt. Selbst in der Gesellschaft der den Prairiehunden so verderblichen Klapperschlange hat man sie in den Höhlen gefunden. Des Tags über sieht man unsere Eule außerhalb des Baues sich sonnen oder nach Nahrung auslugen. Diese besteht in Mäusen, Schlangen, Eidechsen und Heuschrecken. Auch Krabben und andere Wasserthiere werden, wenn sie sich ans Land wagen, von ihr weggefangen. Ihr Gang ist leicht und gewandt, ihr Flug wellenförmig und sehr niedrig. Das Nest bereitet sie am Ende der Höhle, die sie bewohnt, aus feinem Gras. Hier bettet sie vier blaßblauweiße Eier, welche den Taubeneiern an Größe gleichkommen. Ob die Eulen, wenn sie fertige Höhlen nicht vorfinden, selber bauen, darüber sind die Ansichten noch getheilt.

Die Schneeeule (*Nyctea nivea;* Snowy Owl, White Owl) bewohnt den Norden der ganzen Erde. So weit die Nordpolfahrer auch vordrangen, immer noch fanden sie die Schneeeule nicht blos auf dem Festlande, sondern auch auf dem schwimmenden Eise hocken. Sie wird in den Vereinigten Staaten nur im Winter und nur spärlich angetroffen. Im nördlichen Indiana kommt sie manchen Winter vor, fehlt dann aber auch wieder. Die Länge dieser Eule beträgt 26 bis 27 Zoll. Die Färbung ändert sich mit dem Alter. Alte Vögel sind weiß und nur am Vorderkopfe und auf den großen Schwingen braun gefärbt; jüngere Vögel sind mehr mit braunen Flecken gezeichnet. Die Schneeeule jagt während des Tages und auch in der Dämmerung. Ihr Flug ist schnell und geräuschlos. Sie fliegt niedrig, stürzt sich jäh auf die Beute und verzehrt diese auf der Stelle. Sie stiehlt auch dem Pelzjäger die in die Falle gegangenen Moschusratten. Auch Fische weiß sie zu fangen und zwar ganz in der Weise unserer Wildkatzen. Sie liegt lauernd der Länge nach auf dem Felsen, den niedergedrückten Kopf dem Wasser zugekehrt. Kommt nun ein unvorsichtiger Fisch in ihre Nähe, so taucht sie blitz-



1. Singsperling (Song Sparrow).
2. Zirpsperling (Chipping Sparrow).
3. Fuchsammerfink (Fox-colored Sparrow).
4. Bäffchenammerfink (Golden-crowned Sparrow).

schnell ihren Fuß in die Welle und zieht den glücklich erfaßten Fisch ans Land. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Kaninchen, Ratten und Eichhörnchen.

Obwohl die Schneeeule sehr wachsam und scheu ist, so ist sie doch auch neugierig und läßt sich durch auffällige Zeichen leicht herbeilocken und überlisten. Holboell erzählt, daß er einmal eine Schneeeule eine Meile weit im Mondschein dadurch hinter sich herlockte, daß er seine Mütze wiederholt in die Luft warf. Die Jäger binden wohl auch ein Bündel dunkler Lumpen an ein längeres Stück starker Schnur und befestigen dieses an einem ihrer Schneeschuhe. Die hungrige Eule stürzt sich dann auf das hinterhergeschleppte Bündel, und der Jäger wendet sich um und schießt den überlisteten Vogel. Da die Eulen zuweilen sehr fett sind und ein zartes Fleisch haben, so werden sie von den Indianern fleißig gejagt.



Die Schneeeule; Snowy Owl.

Die Schneeeule nistet in der Regel auf einem Felsen; sie brütet im Mai. Auffallender Weise legt diese Eule nicht weniger denn 5 bis 10 Eier.

Einen Uebergang von den Eulen zu den Falken bildet die Sperber- oder Falkeneule (*Surnia ulula;* Hawk Owl, Day Owl), die gleichfalls die ganze Erde bewohnt. Das Gesicht des 16 bis 17 Zoll langen Vogels ist weißgrau, ein halbmondförmiger Streifen vor und hinter dem Ohr ist schwarz. Die Oberseite ist braun und weiß gefleckt. Unterbrust, Bauch und Seiten sind weiß und schwarzbraun in der Quere gestreift. Die Falkeneule hält sich vorwiegend nördlich und wurde nur selten in den Vereinigten Staaten beobachtet. In den Pelzländern sind sie häufig.

Die Zwergeule (*Glaucidium gnoma;* Pygmy Owl) ist die kleinste und niedlichste unserer Eulen; sie wird nur 7 Zoll lang. Sie bewohnt die Staaten des stillen Oceans und nährt sich vorzugsweise von Insekten. Man sieht sie auch am Tage beim Sonnenlicht flink herumfliegen.



Die Klettervögel.

Scansores; engl. Climbers.

Die unter dem Namen der Klettervögel zusammengefaßte Ordnung charakterisirt sich durch die eigenthümliche Stellung der Zehen, von denen zwei nach vorne und zwei nach hinten gerichtet sind. Man bezeichnet diesen Fuß mit Recht als den Kletterfuß, da der Vogel mit einem solchen Fuß, der stets auch lange, starke und hakenartige Krallen trägt, sich sehr wohl auch in senkrechter Stellung festhalten kann. Ueber die Gestalt des Schnabels läßt sich nichts allgemein Gültiges sagen, sie ist eine sehr mannigfaltige. Dasselbe gilt auch von der Nahrung.

Wir unterscheiden fünf Familien: die Papageien (*Psittacidae;* Parrot Family), die Pfefferfresser (*Ramphastidae;* Toucan Family), die Bartvögel (*Trogonidae;* Trogon Family), die Kukuke (*Cuculidae;* Cuckoo Family) und die Spechte (*Picidae;* Woodpecker Family).

Die Papageien (*Psittacidae;* Parrot Family). Man hat die Papageien nicht mit Unrecht befiederte Affen genannt. Wie diese sind sie Kletterer, suchen kletternd in den Bäumen ihre Nahrung; wie diese bedienen sie sich ihrer handartigen Greiffüße, um die Nahrung zum Munde zu führen; wie diese sind sie ungeschickte Gänger. Hält man hierzu den geselligen Waldaufenthalt der Papageien, denkt man an ihren Nachahmungstrieb, an ihre Naschhaftigkeit, an ihren Eigensinn, so wird man durch sie immer wieder an die Affen erinnert. Das vornehmlichste Kennzeichen unserer Familie aber ist die Form und

Structur des Schnabels. Ein kurzer, aber breiter, von der Wurzel an gekrümmter Oberschnabel wölbt sich dachartig über den beträchtlich kürzeren, dicken, korbartigen Unterschnabel. Obgleich kurz und anscheinend plump, ist der Schnabel doch kräftig und gelenkig, so daß er zu einer Art Hand wird und auch harte Körner mit Leichtigkeit zu knacken vermag. Die Zunge ist dick und fleischig und trägt mitunter am Rande hornige Zacken oder Stacheln. — Das Gefieder glänzt in der vollen Pracht der tropischen Zone, und diese Farbenpracht zusammen mit ihrer in der That wunderbaren Sprachfertigkeit machte den Vogel schon seit alter Zeit zu einem Gegenstand des Luxus und der Liebhaberei. Bereits Alexander der Große brachte zahme Papageien mit aus Indien. Die römischen Damen hielten ihre Papageien in goldenen Käfigen, die Herren trugen sie mit sich auf der Hand herum, so daß der strenge Censor Cato ausrief: „O unglückliches Rom, in welche Zeiten sind wir verfallen, da die Weiber Hunde auf ihrem Schooße nähren und die Männer Papageien in der Hand tragen!“ Dichter besangen sie und der verschwenderische Kaiser Heliogabal brachte sie auf seine schwelgerische Tafel. Um die Zeit der Kreuzzüge kamen die Vögel auch nach Deutschland. In Amerika fanden die ersten Entdecker gezähmte Papageien in den Hütten der Indianer, wie dies auch heute noch der Fall ist. Schomburgk erzählt: „Auffallend ist die Zuneigung der zahmen Papageien und Affen gegen Kinder. Ich habe selten einen Kreis spielender Indianerkinder bemerkt, dem sich nicht auch Affen und Papageien beigesellt gehabt hätten. Diese lernen bald alle Stimmen ihrer Umgebungen nachahmen, das Krähen der Hähne, das Bellen der Hunde, das Weinen der Kinder, Lachen u. s. w.“

Der Nachahmungstrieb der Papageien streift allerdings an das Wunderbare. Sie nehmen menschliche Geberden an, räuspern sich, gähnen, niesen, lachen, seufzen, lernen Wörter, ja ganze Sätze sprechen. Wie weit diese Nachahmungsfähigkeit geht, davon mag der berühmt gewordene Jako, der rothschwänzige Pagagei des Domceremonienmeisters Hanikl zu Salzburg Zeugniß geben: Er ahmte das Sprechen, Singen und Pfeifen genau nach, legte auch in jedes Wort die richtige Betonung der Begrüßung, Drohung, Zärtlichkeit, Furcht oder Freude, wie er's eben gehört hatte. Sehr oft sprach er für sich, und es schien zuweilen, als hörte man mehrere Menschen, indem er erst eine Frage that und dann in einem anderen Tone die Antwort folgen ließ. Will man in Salzburg Jemand dumm nennen, so braucht man nicht selten den Ausdruck: „Du bist ein Hex'“, und bekommt dann

natürlich die Antwort: „Ich bin kein Hex'". Das hatte sich der Papagei ebenfalls gemerkt, und als einmal Jemand zu ihm sagte: „Der Papperl ist ein Hex'", bekam er die Antwort: „Ich bin kein Hex'". Einmal wollte ihn sein Herr in Gegenwart des Grafen Gourcy etwas lehren und schrie ihm stark zu; da bekam er vom Papagei die Weisung: „Schrei nicht so, ich hab's eh' gehört!" Des Morgens bekam er in der Regel Cacao und verfehlte nicht, sich dazu zu melden, indem er rief: „Kakau, Kakau, bekommst schon was." Sobald er das Cacaostück hatte, nahm er es in den rechten Fuß und brachte es mit diesem zum Schnabel. Ward zu Mittag gedeckt, so rief er jedesmal: „Gehen wir zum Essen, allons zum Essen." Beim Klange der Glocke der Domkirche, welche seinen Herrn zum Chore rief, schrie er jedesmal: „Ich geh', pfiet (behüt') Gott, ich geh'". Ging sein Herr zur Thür hinaus, so rief er immer recht gutmüthig: „Pfiet Gott!" Gingen aber fremde Leute hinaus, so rief er: „Pfiet Ihnen Gott!" So oft an die Thür geklopft wurde, rief er laut und einer Männerstimme täuschend ähnlich: „Herein!" Beim Eintreten der Fremden sprach er dann: „Befehl' mich, gehorsamer Diener, gehorsamer Diener, freut mich, daß ich die Ehr' hab'". Hatte er an seinem Käfig durch Beißen Schaden angerichtet, so pflegte er zu sagen: „Nicht beißen! Gieb Ruhe! Was hast du gethan? Wart' du Spitzbube du, du Kerl du! Wart', ich hau' dich!" An seinem Käfig war eine Schelle angebracht, an welcher er öfters schellte und dann laut sagte: „Wer läut'? Der Papperl!" Wenn sein Herr fragte: „Wie spricht's Hunderl?" so bellte er laut wie ein Hund; dann pfiff er dem Hunde und fügte hinzu: „Das Hunderl ist da, gar e schönes Hunderl." Rief man ihm zu: „Schieß', Papperl!" so schrie er „puh". Auch kommandirte er für sich: „Halt! richt' euch! habt Acht! macht euch fertig! schlagt an! Feuer! puh! bravo, bravissimo!" Er rief ferner: „Es lebe unser Kaiser, er lebe recht lang'!" „Wo kommst du her?" „Verzeihen Ihr' Gnaden, ich hab' geglaubt, Sie sei'n e Vogel." „Gieb mir e Busserl, e schönes Busserl" und er warf mit dem Schnabel einen lauten Kuß zu. — Er stimmte auch Akkorde an und pfiff eine Skala hinauf und herunter sehr geläufig und sehr rein, pfiff auch andere Stückchen und Triller. — Der Papagei ging später in den Besitz des Präsidenten von Kleinmayrn über, der im Jahre 1853 starb. Jako begann nun, wie es schien, aus Sehnsucht nach seinem geliebten Herrn, zu kränkeln, wurde im Jahre 1854 ganz matt in ein kleines Bettchen gelegt, sorgfältig verpflegt, schwatzte da noch fleißig, sagte oft mit trauriger

Stimme: „Der Papperl ist krank, armer Papperl ist krank", und starb. —

Die Papageien bewohnen, mit Ausnahme Europa's, alle Erdtheile, sind aber Tropenvögel. In Nordamerika findet sich nur eine Art, in den tropischen Wäldern Amerika's, Afrika's, Asien's aber machen sie den größten Theil der befiederten Schöpfung aus. Die Früchte der Felder und der Bäume sind ihre Nahrung. Plaudernd fallen sie in großen Schaaren darüber her, aber vorsichtig gehen sie dabei zu Werke. „In Flügen," berichtet Pöppig, „fallen die großen grünen Araras auf die hochrothen Erythrinen und gelben Tachien nieder, deren Blüthen sie gern verzehren. Furchtbar ist ihr Geschrei; allein ihre List lehrt sie seine Gefährlichkeit kennen, wenn sie die Plünderung eines reifenden Maisfeldes beginnen. Jeder bezwingt dann seine Neigung zum Lärmen, und nur unterdrückte murrende Laute sind hörbar, während das Werk der Zerstörung unglaublich rasch vorschreitet. Nicht leicht vermag der Jäger oder der erbitterte Indianer die schlauen Diebe zu beschleichen; denn stets bleiben ein paar der ältesten als Wachen auf den höchsten Bäumen ausgestellt. Dem ersten Warnungszeichen antwortet ein allgemeiner halblauter Ruf der gestörten Räuber, beim zweiten Krächzen entflieht unter betäubendem Geschrei der ganze Haufen, nur um nach der Entfernung ihres Feindes sogleich ihre verderbliche Thätigkeit von neuem zu beginnen." — Nach eingenommener Mahlzeit lieben es die Papageien, ein Wasser- oder doch ein Sandbad zu nehmen.

Ihr Nest errichten sie mit Vorliebe in hohlen Bäumen oder hacken mit ihrem kräftigen Schnabel wohl selber ein Loch in den morschen Baum. Sonst bewohnen sie auch Felsenhöhlen, Höhlungen alter Gebäude und dergl., einige legen ihre Eier auf den nackten Boden. Das Weibchen pflegt allein zu brüten.

Umfang und Zweck unseres Buches gestatten eine Beschreibung der einzelnen Arten nicht. — Man unterscheidet Papageien oder Kurzschwänze (Parrots), Kakadus (Cockatoos) mit einem Federkamm auf dem Kopfe, und Sittiche oder Langschwänze (Long-tailed Parrots).

Zu den letzteren gehört auch der carolinische Sittich oder Carolinaperikitt (*Conurus carolinensis;* Carolina Parrot, Parakeet, Illinois Parrot), der einzige Vertreter der Papageien im Gebiet der Vereinigten Staaten, auf den wir deshalb etwas näher eingehen wollen. Er wird 13 Zoll lang, die Länge des Schwanzes

beträgt 6, die der Flügel 8 Zoll. Die Hauptfarbe ist ein schönes Grün, welches auf dem Rücken dunkler und auf der Unterseite gelblich ist. — Diese Sittiche waren früher in den Vereinigten Staaten sehr häufig, man fand sie im Mississippithal bis nördlich an die großen Seen. Heutzutage ist ihr Verbreitungskreis ein sehr beschränkter. In Florida sind sie noch häufig. Im westlichen Louisiana, in Arkansas, im Indianer-Territorium kann man sie häufig noch in großen Schwärmen antreffen; sie verbreiten sich wohl auch noch über die angrenzenden Staaten, aber ziehen nur ausnahmsweise noch nördlich über die Mündung des Ohio hinaus. In wenigen Jahrzehnten werden sie ganz ausgestorben sein. Die nördlichen Ufer des Mississippi und der sumpfigen Seen mit ihrem reichen Baumwuchs, ihren Cypressen und Buchen sind ihr Lieblingsaufenthalt, auch statten sie den Feldern und Gärten der Farmer unliebsame Besuche ab. „Doch man bilde sich nicht ein," sagt Audubon, „daß alle die Uebergriffe, welche sich die Papageien zu Schulden kommen lassen, seitens der Pflanzer ohne ernste Vergeltung hingenommen werden. Im Gegentheil! — Die Vögel werden während ihrer räuberischen Einfälle in das Besitzthum des Bauern von diesem massenhaft hingeschlachtet. Mit dem geladenen Gewehr in der Hand schleicht sich der erboste Landmann herbei, und acht oder zehn von den Räubern erliegen dem ersten Schusse. Die Ueberlebenden erheben sich, schreien laut auf, fliegen vier oder fünf Minuten lang im Kreise umher, kehren zu den Leichen der Gefallenen zurück, umschwärmen sie mit lautem klagenden Geschrei und fallen als Opfer ihrer Anhänglichkeit, bis schließlich so wenige übrig bleiben, daß sie der Bauer nicht für zahlreich genug hält, sein Pulver und Blei fernerhin an sie zu wenden. Ich habe im Laufe weniger Stunden mehrere Hunderte von ihnen in dieser Weise vertilgen sehen und habe mehrere Körbe mit den Erbeuteten gefüllt. Die Angeschossenen wissen übrigens sich ihrer Haut zu wehren; sie bringen mit ihrem scharfen Schnabel gefährliche Wunden bei.—Ihr Schlafplatz ist ein hohler Baum oder die von den größeren Spechtarten ausgemeißelten Nistlöcher, falls diese nicht von den rechtmäßigen Eigenthümern selbst bewohnt sind. In der Dämmerung kann man starke Flüge der Papageien um alte hohle Sykomoren und ähnliche Bäume sich versammeln sehen. Unmittelbar vor der Höhlung hängen sich die Vögel an die Rinde, und einer nach dem andern schlüpft ins Innere, um hier die Nacht zu verbringen. Wenn solch eine Höhle für die Menge nicht ausreicht, hängen sich die übrigen mit Klaue und Oberschnabel vor dem Eingang an die Rinde an.

Es sieht dann aus, als wenn der Schnabel allein die Last des Leibes tragen müßte; ich habe mich aber zu meiner Beruhigung mit Hülfe des Fernglases von dem Gegentheil überzeugen können."

In diese Baumhöhlen legen die Papageien auch ihre Eier, die lichtgrünweiß gefärbt sind.

Die **Pfefferfresser** (*Rhamphastidae;* Toucan Family). Die Pfefferfresser gehören zu den abenteuerlichsten Thiergestalten. Bei keinem Vogel erreicht der Schnabel eine solche monströse Größe als bei ihnen. Er ist dreimal so lang als der Kopf, länger als Hals und Füße,



Der Toko; Toco.

und ist an der Wurzel so umfangreich, daß es fast scheint, als verstecke der Vogel den Kopf zur Hälfte in der großen Hornmaske. Dennoch ist der Schnabel sehr leicht, da er aus einer bloßen Schale besteht, die nicht viel dicker ist als Schreibpapier. Die dünne hornartige Zunge ist am Rande mit Borsten besetzt. Der größte dieses sonderbaren Geschlechts ist der Toko (*Rhamphastus Toco;* Toco), der die hochgelegenen Theile Südamerika's von Guiana bis Paraguay bewohnt und 22 Zoll lang wird. Das Gefieder ist gleichmäßig schwarz, Kehle und

Vorderhals sind weiß, der Bürzel ist hellblauroth. Der Schnabel ist orangeroth, die Spitze des Oberschnabels schwarz gefärbt. Der Toko ist trotz seines enormen Schnabels ein gewandtes und munteres Thier. Seine Nahrung besteht in Früchten und wohl auch in Vögeln, Eiern und Fischen. An Muth fehlt es ihm nicht. „Besonders Vergnügen", erzählt Schomburgk, „machte mir unter den vielen zahmen Thieren, die ich in Watu-Ticaba fand, ein Pfefferfresser, der sich zum unbeschränkten Herrscher nicht allein des gesammten Geflügels, sondern selbst der größeren Vierfüßler emporgeschwungen hatte, und unter dessen eisernem Scepter sich Groß und Klein willig beugte. Wollte sich Streit unter den zahmen Trompetenvögeln, Hokos, Jakus und anderen Hühnern entspinnen, ohne Zögern eilte Alles aus einander, sowie sich der kräftige Tyrann nur sehen ließ; war er in der Hitze des Zankes nicht bemerkt worden, einige schmerzhafte Bisse mit seinem unförmlichen Schnabel belehrten die Erhitzten, daß ihr Herrscher keinen Streit unter seinem Volke dulde; warfen wir Brot oder Knochen unter den dichten Haufen, keiner der zwei- und vierfüßigen Unterthanen wagte auch nur das kleinste Stück aufzuheben, bevor sich jener nicht so viel ausgesucht, als er für nöthig hielt. Ja, seine Herrschsucht und Tyrannei ging so weit, daß er alles Völkerrecht aus den Augen setzte und jeden fremden Hund, welcher vielleicht mit den aus der Nachbarschaft herbeieilenden Indianern herankam, unbarmherzig fühlen ließ, was in seinem Reiche Rechtens sei, indem er diesen biß und im ganzen Dorfe umherjagte. Die gequälten Unterthanen sollten noch am Tage meiner Abreise von diesem Tukan befreit werden. Ein großer Hund, welcher am Morgen mit seinem Herrn angekommen und zu mehreren hingeworfenen Knochen ebenso viel Recht wie der hab- und herrschsüchtige Pfefferfresser zu haben glaubte, setzte sich ruhig in Besitz derselben, ohne erst abzuwarten, ob sie dem in der Nähe sitzenden Vogel gefällig sein könnten. Kaum war dies aber von letzterem bemerkt worden, als er auch zornig auf den Frechen sprang und den Hund einigemal in den Kopf biß. Der Gezüchtigte fing an zu knurren, der Vogel ließ sich dadurch nicht abschrecken und hackte ohne Erbarmen mit seinem ungeschickten Schnabel auf den Frevler, bis dieser sich plötzlich herumwandte, nach dem erzürnten Vogel schnappte und ihm so in den Kopf biß, daß er nach kurzer Zeit starb. Das Thier dauerte uns ungemein, da es wirklich mehr als lächerlich aussah, wenn es sich selbst vor dem größten Hunde nicht fürchtete, oder einen anderen kleineren ungehorsamen Unterthan nachdrücklich zur Ruhe verwies. Zu dieser letzteren Klasse gehörte namentlich ein Nasenbär."

Die **Bartvögel** (*Trogonidae;* Trogon Family). Die Bartvögel verdanken ihren Namen den borstenartigen Federn, die an der Wurzel des Schnabels stehen. Sie sind über die Wendekreisländer der alten und neuen Welt verbreitet und zeichnen sich durch eine wunderbar schöne Färbung des Gefieders aus. Der prachtvollste unter ihnen ist der Quesal (*Trogon paradiseus*; Quesal). Die Oberseite und die Oberbrust sind glänzend goldgrün, die Unterseite karminroth. Die Länge beträgt 16 Zoll, die längsten Schwanzfedern schwingen sich in schöne Bogen 25 Zoll hinab. Er findet sich in Mexiko und Centralamerika.

Die **Kukuke** (*Cuculidae*; Cuckoo Family). Die Familie der Kukuke ist gekennzeichnet durch einen mehr oder weniger zusammengedrückten, etwa kopflangen, sanft gebogenen Schnabel, durch lange, kurzzehige Füße und durch einen langen aus 8 bis 12 Federn bestehenden Schwanz.

Die Fersenkukuke (*Coccygi*; Cuckoos), welche Amerika bewohnen, unterscheiden sich dadurch von den Kukuken der alten Welt, daß die äußere Zehe zwar auch eine Wendezehe ist, d. h. sich nach vorn und hinten stellen läßt, daß dieselbe aber häufiger nach vorn oder wenigstens mehr seitwärts als nach hinten gestellt wird, und ferner dadurch, daß sie lange und nackte Läufe, statt kürzere und befiederte haben. Auch brüten die amerikanischen Kukuke ihre Eier selbst aus, statt dieselben, wie die Kukuke der alten Welt, in fremde Nester zu legen, um sie von fremden Vögeln ausbrüten zu lassen. Es thut dies von unsern Vögeln nur der Kuhstaar. — Wir unterscheiden zwei Arten von Fersenkukuken: den Gelbschnabelkukuk und den Schwarzschnabelkukuk.

Der Gelbschnabelkukuk (*Coccygus americanus*; Yellow-billed Cuckoo, siehe Tafel VI, 1) wird 12 Zoll lang. Die Oberseite ist olivengrünbraun mit bronzefarbenem Metallschimmer, die Unterseite milchweiß. Die äußeren Schwanzfedern sind glänzendschwarz mit breiten weißen, die beiden mittelsten mit schmalem schwarzen Endrande. Der Oberschnabel ist dunkelbraun, der untere orangegelb. Er bewohnt ganz Nordamerika von Canada bis Florida und von der Küste des atlantischen Oceans bis Californien. Er zieht nach Westindien und Brasilien und wurde als Irrgast auch schon in England erlegt. In Indiana ist er häufig.

Unser Kukuk ist ein scheuer Waldfreund. Schnell, geräuschlos segelt er im wagerechten Fluge von Gipfel zu Gipfel. Tiefe Kehllaute, die wie „kau, kau" klingen und rasch auf einander folgen, verrathen seine Gegenwart, ohne daß man jedoch im Stande wäre, den im dichtesten Gebüsch hockenden Einsiedler zu erspähen. Er ernährt sich von Insekten und Beeren, sonderlich Maulbeeren, und fliegt auch wohl auf den Boden nieder, um Käfer und Waldschnecken aufzupicken. Das Nest, flach und liederlich angelegt, besteht aus roh zusammengefügtem Reisig und groben Halmen und ist inwendig mit Pflanzenwolle nachlässig ausgelegt. Es ruht auf einem horizontalen Zweig in der Höhe von nur wenigen Fuß. Der Kukuk legt 4 bis 5 Eier von hellgrüner Farbe. Die Eier werden vom Kukuk nicht immer auf einmal ausgebrütet, wie es sonst bei allen Vögeln der Fall ist, sondern auch nach einander.

Audubon war der erste, der dies beobachtete. „Als ich mich im Jahre 1837", berichtet dieser, „im Anfang Juni in Südcarolina befand, wurde ich von Herrn James Smith Rhett in einer Vorstadt eingeladen, auf sein Grundstück zu kommen, um daselbst ein Nest dieses Vogels zu besichtigen. Ich begab mich in Begleitung eines Freundes, Dr. Samuel Wilson, alsbald dorthin; und wir waren beide hocherfreut, eine Gelegenheit zu haben, folgende Beobachtungen zu machen: Ein Nest, welches nahezu in der Mitte eines Baumes von mäßiger Höhe stand, wurde von dem Sohne des genannten Herrn, des Besitzers des Grundstückes, leicht erreicht. Einer der alten Vögel, welcher darauf saß, verließ seinen Platz erst, nachdem ihm der Kletterer mit der Hand bis auf wenige Zoll nahe gekommen war; dann flog er schweigend fort auf einen benachbarten Baum. Zwei junge Kukuke, die fast schon im Stande waren zu fliegen, krochen eiligst von ihrem Neste weiter zwischen die Aeste hinaus, wurden hier aber nach einiger Zeit von uns gefangen. Das Nest selbst wurde heruntergenommen und mir sorgfältig gereicht. Es enthielt noch drei junge Kukuke, jedoch alle von verschiedener Größe. Der kleinste davon war augenscheinlich soeben erst ausgekrochen und der nächste an Größe wahrscheinlich auch nur einige Tage alt, während der größte von ihnen, da er schon mit Kielfedern bedeckt war, wohl im Laufe einer Woche fähig geworden wäre, auszufliegen. Zugleich waren im Neste jedoch auch noch zwei Eier vorhanden: eines, welches bereits ein Vögelchen enthielt; das andere frisch oder kürzlich erst gelegt. Jene beiden anderen dem Neste entschlüpften jungen Kukuke klammerten sich mit den Füßen so gut an den Zweigen fest, daß unsere Versuche, sie herunterzuschütteln, vergeb-

lich waren. Wir sahen uns daher genöthigt, sie mit den Händen zu erhaschen."

„Indem wir nun alle diese jungen Kukuke neben einander betrachteten, war in der That unsere Verwunderung groß, da auch nicht zwei von gleicher Größe erschienen. Eben dies bekundete deutlich, daß sie zu verschiedenen Zeiten ausgebrütet sein mußten, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß die ältesten volle drei Wochen älter waren, als einer der übrigen. In der That versicherte uns Herr Rhett, daß er ein Gleiches bei einem andern Neste wahrgenommen habe, welches wir auf einem Baume wenige Schritte von seinem Hause angebracht sahen. Er erzählte, daß in demselben von dem nämlichen Paare alter Kukuke binnen einer Brutzeit nach und nach elf junge Kukuke ausgebrütet und groß gezogen worden seien, indem ebenfalls mehrere Wochen lang hinter einander gleichzeitig junge Vögel und Eier darin vorhanden waren."

„Ich bat Herrn Rhett, mir späterhin Weiteres über diesen Gegenstand zu schreiben. Dies geschah auch; aber zu meinem großen Leidwesen kann ich den Brief jetzt nicht wiederfinden."

Brewer von Boston, der, von Audubon aufgefordert, gleichfalls die Nistweise der Kukuke beobachtete, berichtete an Audubon Folgendes:

„Die Thatsache, mit welcher Sie mich im letztverflossenen Juli bekannt machten, habe ich nun auch selbst beobachtet. Das Weibchen beginnt offenbar mit dem Brüten schon, sobald es das erste Ei gelegt hat. So habe ich denn im Neste unserer beiden Arten von Kukuken ein Ei noch ganz frisch gefunden, während in einem andern ein Junges soeben im Begriff stand, die Schale zu sprengen; und wiederum gewahrte ich dann ein Ei, das nahezu gezeitigt war, während die Ausbrütung bei andern schon stattgefunden und während von den Jungen manche sogar beinahe flugfähig waren. Beide Arten sind hier in Massachusetts nicht ungewöhnlich, brüten auch beide hier. Doch kommen beide in manchen Jahren zahlreicher vor, als in andern."

Mit großem Muth vertheidigt der Kukuk seine Jungen, die er auch mit großer Treue füttert. Das brütende Weibchen verläßt die Eier erst, wenn der Verfolger dicht herangetreten ist. Dasselbe fliegt dann auf den Boden nieder, hüpft auf diesem, als ob es lahm wäre, herum, wie das auch andere Vögel zu thun pflegen, um dadurch die Aufmerksamkeit des Verfolgers vom Nest ab auf sich zu lenken. Wäh-

rend der Brutzeit hockt das Männchen in der Nähe und läßt Alarmlaute hören, sobald sich ein Feind nähert.

Nutall behauptet, ein Ei des Kukuk in dem Nest einer Katzendrossel und ein Ei in dem Nest einer Wanderdrossel gefunden zu haben. Doch hat noch kein anderer Beobachter ein Gleiches bestätigen können.

Der Kukuk taugt zur Gefangenschaft ganz und gar nicht. Alt eingefangene toben sich gewöhnlich zu Tode und nehmen auch keine Nahrung an, jung dem Nest entnommene lassen sich allerdings bei einiger Sorgfalt auffüttern, man hat aber doch keine Freude an ihnen, da sie nie ganz zahm und zutraulich werden.

Der Schwarzschnabel- oder Rothaugenkukuk (*Coccygus erythrophthalmus*; Black-billed Cuckoo) hat die Größe des vorhergehenden und ist ihm sehr ähnlich gefärbt. Der Schnabel ist aber einfarbig schwarz, und ein nackter Ring um das Auge ist roth. Er ist seltener als der vorhergehende, gleicht diesem aber völlig in der Lebens- und Nistweise. Die Eier sind dunkler gefärbt. —

Ob das von Luther mit Kukuk übersetzte hebräische *Schachaph* (3. Mose 11, 16 und 5. Mose 14, 15) wirklich den Kukuk bezeichnet, darüber sind die Gelehrten nicht einig. Einige wollen darunter die Seemöwe, noch andere den Jagdfalken verstehen. —

Die **Spechte** (*Picidae;* Woodpecker Family). Die Spechte sind mehr als andere Vögel an den Wald gebunden. Wo Waldungen gedeihen, wie in unserem Amerika, da finden wir auch den fleißigen Specht als einen häufigen Gast. Schon die regelmäßige Forstwirthschaft vertreibt sie indessen; denn modernde Bäume sind ihr Lieblingsaufenthalt. Diese bieten ihnen am reichlichsten die Nahrung, der sie bedürfen, nämlich Würmer, Puppen und Käfer, die sie unter der Rinde hervorholen. Die morschen Bäume machen es dem Specht auch möglich, eine passende Höhlung auszumeißeln, in der er ungestört seine Nachtruhe halten und seinem Brutgeschäft obliegen kann. Der Bau des Spechtes ist völlig seiner Lebensweise angepaßt. Schnabel, Zunge, Füße und Schwanz sind ganz so, wie sie dieser Handwerker gebraucht. Der Schnabel ist scharf, kantig wie ein Meißel, ganz geeignet, das Holz zu spalten. Der muskulöse Hals treibt den Schnabel wie einen Hammer in kräftigen Hieben bald in langsamerem, bald in schnellerem Tempo in die Borke der Bäume. Der Schnabel ist zunächst der Anschlagehammer, dessen heller oder dumpfer Ton dem Specht verräth, ob der Baum gesund oder krank, ob er noch fest, oder ob er bereits morsch und also von Kerbthieren durchwühlt ist.

Dann aber ist der Schnabel auch der Bohrer, der die Rinde durchlöchert, und der Meißel, der sie losbricht. Erschreckt flieht das Heer der bis daher verborgenen Insekten, aber das scharfe Auge des Vogels hat sie erblickt, und die wurmförmige, klebrige, vorn mit Widerhaken versehene Zunge, schießt mehrere Zoll weit aus dem Schnabel hervor und sichert das Insekt. Aber diese Arbeit am senkrecht aufstrebenden Stamm verlangt, daß der Vogel sich festklammern und stützen kann. Hierzu dienen ihm auf das vortrefflichste die stämmigen Füße mit den kralligen, derben Zehen, von denen zwei nach vorn und zwei nach hinten gerichtet sind, und vor allem auch der Schwanz. Dieser besteht aus zwölf elastischen, steifen, zugespitzten Federn und ist darum eine vorzügliche Stütze, die er fest anstemmen kann, wenn er, senkrecht am Stamm haftend, seinem Zimmermannsgewerbe nachgeht. Dem Specht ist ein harter und mühevoller Beruf zugefallen; denn seiner Insektennahrung wegen muß er tagtäglich einen großen Theil seines Gebietes absuchen. Wer hätte nicht schon sein fleißiges Hämmern im Walde gehört! Raschen und leichten Fluges sieht man diese Vögel von Baum zu Baum eilen. Sie hängen sich an den Untertheil des Stammes und klettern sprungweise, von dem elastischen Schwanz unterstützt, in Schraubenlinien aufwärts, hierbei beständig hämmernd und meißelnd.

Zu ihrer Brutstätte meißeln die Spechte mittels des Schnabels kreisrunde Höhlen in kernfaule Bäume. Dieselben haben einen zirkelrunden, wagerecht in den Baum führenden Eingang, welcher genau dem Leibesumfang des Erbauers entspricht, und führen dann abwärts in eine beutelförmige Nistkammer, auf deren Boden sie auf einige Holzspäne ihre 3 bis 8 glänzenden, reinweißen Eier betten. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd und sorgen fleißig für die häßlichen, dickköpfigen Jungen.

Die Spechte verbreiten sich über die ganze Erde mit Ausnahme Madagaskar's, Australiens, der Molukken und der Inseln des stillen Oceans. In Nordamerika giebt es gegen 30 Arten. Die Spechte sind, da sie nur morsche Bäume angreifen und diese von den dem Walde so schädlichen Kerbthieren säubern, eine vorzügliche Waldpolizei, die überall geschont werden sollte. Schon 1812 schrieb der vogelkundige Wilson, „daß für den Ruin von Tausenden von Quadratmeilen des kostbarsten Hochwaldes nicht die ewigen Todfeinde der wahren Waldverwüster, die Spechte, sondern die Gedankenlosigkeit, die Unwissenheit und das gründliche Vorurtheil der die Spechte verfolgenden Menschen verantwortlich zu machen seien.“

Wir nennen zunächst den Herren- oder Elfenbeinspecht (*Campephilus principalis;* Ivory-billed Woodpecker, siehe Tafel III, 2) unserer Südstaaten. Er wird 21 Zoll lang. Sein Gefieder ist glänzend schwarz, ein Streifen, der auf der Mitte der Backe beginnt und sich an den Schultern herabzieht, ist weiß. Die Haube ist bei den Männchen brennend scharlachroth, beim Weibchen schwarz. Der kräftige Schnabel ist weiß und hart wie Elfenbein. Wilson berichtet über ein gefangenes Exemplar Folgendes: „Er war am Fenster fast bis an die Decke geklettert und hatte ein wenig unter derselben angefangen, durch die Wand zu brechen. Das Bett war mit großen Stücken Kalk bedeckt, der Balken wenigstens 15 Zoll im Geviert entblößt, und das ausgehöhlte Loch, welches groß genug war, um eine Faust einzulassen, öffnete sich nach der Windseite, so daß es ihm noch vor Ablauf einer zweiten Stunde geglückt sein würde, zu entkommen. Ich legte ihm nunmehr eine Schlinge um den Fuß und befestigte ihn an den Tisch, worauf ich ihn abermals verließ. Da ich ihn am Leben zu erhalten wünschte, suchte ich mir ein passendes Futter für ihn zu verschaffen. Als ich die Treppe wieder hinaufstieg, hörte ich ihn von neuem mit großer Thätigkeit arbeiten; wie groß war aber mein Aerger, als ich bei meinem Eintritt in's Zimmer bemerkte, daß der Mahagonitisch, woran ich ihn befestigt, und an welchem er seine ganze Wuth ausgelassen hatte, fast völlig ruinirt war!"

Der Haarspecht (*Picus villosus;* Hairy Woodpecker, Larger Sapsucker, siehe Tafel III, 1) verbreitet sich vom Felsengebirge an über alle Vereinigten Staaten und Canada. Im nördlichen Indiana ist er das ganze Jahr hindurch von uns beobachtet worden. Die Oberseite ist kohlschwarz, ein breiter Streifen auf dem Rücken weiß. Ein Querband um den Hinterkopf ist roth. Die Unterseite, die Spitzen der Flügeldecken und die äußersten Schwanzfedern sind weiß. Das Weibchen trägt keinen rothen Nackenstreifen. Der Haarspecht wird 8 bis 11 Zoll lang. Er ist einer der verbreitetsten und bekanntesten Spechte. Er scheut aber auch unsere Nähe keineswegs. In den belebtesten Straßen unserer Städte kann man ihn beobachten. Ich selbst sah ihn auf einem Baume des Courthausplatzes in Milwaukee, unbekümmert um die Volksmenge, die dort versammelt war. Während des Winters, wenn die Noth ihn drängt, kommt er auch auf die Farm, um Körner aufzupicken. Durch sein rastloses Umherstreifen, sowie durch sein oft ausgestoßenes „klink, klink" oder „klinks, klinks" und auch „Glück, Glück" trägt er zur Belebung der Wälder bei.

Im Süden klammert er sich auch an das Zuckerrohr und genießt den süßen Inhalt. — Wird er angeschossen, so macht er es wie alle andern Spechte, er klammert sich fest an den Stamm und fällt erst mehrere Minuten nach seinem Ableben herunter.

Die Nisthöhle ist in der Regel etwa zwei Fuß tief. Die Eier, sechs und bei der zweiten Brut vier an der Zahl, sind schön weiß.

Der Dunenspecht (*Picus pubescens;* Downy Woodpecker, Lesser Sapsucker) stimmt in der Färbung fast ganz mit dem Haarspecht überein und unterscheidet sich von diesem nur durch seine weiße Stirn und dadurch, daß die drei äußeren Schwanzfedern auf den weißen Endhälften durch zwei schmale schwarze Querbänder gezeichnet sind. Er kann, weil er nur 6 bis 7 Zoll lang wird, als eine Duodezausgabe des Haarspechtes gelten. Auch sein Verbreitungskreis fällt mit dem des Haarspechtes zusammen. Er ist auch gleich jenem ohne Furcht vor der Nähe des Menschen, und meistens dient ihm ein Apfel-, Birnen- oder Kirschbaum in der Nähe eines Farmhauses als Nistplatz.

Der Kappenspecht (*Picus borealis;* Red-cockaded Woodpecker) wird etwas größer als der vorhergehende. Er bewohnt unsere südöstlichen Staaten. Ueber den Schläfen trägt das Männchen einen schmalen rothen Strich.

Auch die Gruppe der Dreizehenspechte (*Picoides*; Three-toed Woodpeckers) hat in Amerika drei Vertreter, die unseren hohen Norden bewohnen. Sie haben nur drei Zehen, wovon zwei nach vorn gerichtet sind, was übrigens auf ihre Lebensweise gar keinen Einfluß hat.

Der Gelbbauchspecht (*Sphyrapicus varius*; Yellow-bellied Woodpecker, siehe Tafel III, 4) wird 8¼ Zoll lang. Oberkopf, Kinn und Oberkehle sind roth, Unterkehle schwarz. Brust und Bauch sind blaßgelb. Im übrigen Gefieder wechseln Schwarz und Weiß. Das Weibchen hat eine weiße Kehle.

Der Gelbbauchspecht ist einer unserer häufigsten Spechte, der unsere Staaten westlich bis zum Felsengebirge bewohnt. Er kommt etwa Mitte April zu uns in das nördliche Indiana und ist um diese Zeit sehr häufig. In milden Wintern haben wir sie hier vereinzelt beobachtet. Man hört sie weithin durch den Wald gegen die Zweige hämmern oder eigentlich trommeln. Sie scheinen selber daran großen Gefallen zu haben. Ein Farmer, der im Walde, wo er Maplezucker bereitet hatte, zwei Eimer zurückgelassen hatte, fand bei seiner Rückkehr unsere Spechte auf dem Rande der Eimer hocken und kräftig dagegen



1. Gelbschnäbliger Kukuk (Yellow-bilied Cuckoo).
2. Walddrossel (Wood Thrush).
3. Sängerdrossel (Olive Thrush).
4. Wanderdrossel (Robin).

trommeln. Der dadurch hervorgebrachte weithinschallende Ton schien die Vögel höchlichst zu vergnügen. Diese Spechte leben nicht gerade vornehmlich von Insekten, sondern verzehren mit Vorliebe die innere saftige Baumrinde, wodurch die Bäume häufig zu Grunde gehen.

Der Hauben- oder Klotzspecht (*Hylotomus pileatus;* Black Woodcock, Log-Cock) wird etwa 18 Zoll lang. Das Gefieder ist mattbraunschwarz, ein weißer Streifen zieht sich an der Kopf- und Halsseite abwärts. Der Ober- und Hinterkopf, dessen Federn sich zu einer buschigen Haube verlängern, sind hochscharlachroth. Das Weibchen ist nur auf dem Hinterkopf roth. Diese unter allen amerikanischen Spechten am weitesten verbreitete Art findet sich vom atlantischen bis zum stillen Weltmeer und vom 63. nördlichen Breitengrade bis zum Golf von Mexiko. Im nördlichen Indiana wurde er von uns im Herbst und Winter nur sehr spärlich beobachtet. Er ist ein scheuer, das Dickicht des Waldes liebender Vogel.

Wohl der bekannteste und gemeinste unter allen Spechten ist der Rothkopfspecht (*Melanerps erythrocephalus;* Red-headed Woodpecker, siehe Tafel III, 6). Kopf und Hals des 9 bis 10 Zoll langen Vogels sind hochroth, der Mantel, die Schwingen und der Schwanz sind schwarz, die Hinterschwingen und Unterseite weiß. Er bewohnt die östlichen Vereinigten Staaten bis zum Fuße des Felsengebirges. Im nördlichen Indiana ist er im Frühjahr und Herbst häufig, auch während milder Winter fanden wir ihn in großer Anzahl. Leider nährt er sich nicht ausschließlich von Insekten, sondern nascht auch Früchte jeder Art, insbesondere Kirschen, weshalb ihm die Farmer gar nicht besonders „grün" sind. Seine Nisthöhle baut er in abgestorbenen Bäumen und legt hier zwei bis sechs weiße, durchscheinende Eier. Wilson beobachtete im Jahre 1808, daß mehrere Paare innerhalb der Stadtgrenze von Philadelphia nisteten. „Die alten Vögel", erzählt er, „machen, wie mich meine Beobachtung gelehrt hat, ihre Exkursionen regelmäßig nach den über Schuylkill hinaus liegenden Wäldern, ungefähr eine Meile von der Stadt, und beobachten beim Besuchen ihrer Nester große Stille und Vorsicht, Maßregeln, welche von solchen, die tiefer in den Wäldern nisten, nicht so streng beobachtet werden, weil das Späherauge des Menschen daselbst weniger zu fürchten ist. Allein trotz der Sorgfalt, welche dieser Vogel sowie die anderen Arten der nämlichen Gattung, anwendet, um seine Jungen durch die Auswahl einer sicheren Lage gegen die Nachstellungen von Verfolgern zu sichern, hat er es doch mit einem Todfeinde zu thun, gegen

dessen Räubereien ihm weder die Höhe des Baumes, noch die Tiefe der Höhle die mindeste Sicherheit gewähren. Dies ist die schwarze Schlange (Coluber constrictor), welche sich häufig am Stamme des Baumes hinauf windet und wie ein lauernder Wilder in die Höhle des armen Spechtes dringt, trotz dem Geschrei und ängstlichen Flattern der Eltern die Eier und hülflosen Jungen verschlingt und, wenn es der Raum gestattet, sich an der Stelle, die sie eben erst einnahmen, zusammenrollt und daselbst einige Tage hindurch verharrt."

Jedes Paar bewohnt im Walde ein bestimmtes, abgegrenztes Gebiet, in welches sich kein anderer Specht wagen darf. Sobald der Revierinhaber in seiner Nähe das Hämmern eines anderen hört, eilt er hinzu, um den Eindringling zu vertreiben. Im Frühling und Sommer vernimmt man laute Töne, die wie „teruckctuckctuckctucke" klingen, dann folgt gemeiniglich ein weithinschallendes Trommeln mit dem Schnabel gegen einen trocknen und hohlen Baumstamm.

Der Ameisenspecht (*Melanerps formicivorus;* California Woodpecker) bewohnt die Küste des stillen Oceans, besonders Californien und ist hier sehr häufig. Die Oberseite ist schwarz, die Unterseite weiß. Der Oberkopf bis zum Genick ist hochroth, und die schwarze Kehle umgiebt ein gelber Strich. Die Länge beträgt 9 Zoll. „Dies ist", berichtet Cassin, „der häufigste und lärmendste unter den Spechtarten Californiens. Von dem höchsten Zweige eines Baumes, auf dem er zu sitzen liebt, aus, schwingt er sich plötzlich, ein Insekt verfolgend, in die Luft, und nachdem er es ergriffen hat, kehrt er augenblicklich zu seinem früheren Platze zurück, von dem er nach wenigen Momenten dasselbe Manöver auf's neue beginnt. — Im Herbst beschäftigt sich diese Spezie eifrig damit, kleine Löcher in die Rinde der Eichen und Fichten zu bohren, die dazu bestimmt sind, Eicheln aufzunehmen. In jedes Loch kommt eine solche, und zwar wird sie so fest eingezwängt, daß sie nur mit Mühe herausgezogen werden kann. Auf diese Weise geschieht es, daß die Rinde eines kolossalen 40—50 Fuß hohen Nadelbaumes den Anschein gewinnt, als sei sie dicht mit Bronzenägeln, von denen nur die Köpfe sichtbar sind, beschlagen. Diese Eicheln werden so in sehr großer Menge aufgespeichert und ernähren den Winter hindurch nicht nur den Specht, sondern werden auch von Hähern, Mäusen und Eichhörnchen stark mitgenommen."

Der schönste unter unseren Spechten ist wohl der Gold- oder **Kukuksspecht** (*Colaptes auratus;* Golden-winged Wood-

pecker, High-Holder, Yellow Hammer, Yellow-shafted Woodpecker (siehe Tafel III, 5). Die in allen Farben treue Abbildung überhebt uns der Beschreibung. Dem Weibchen fehlen die schwarzen Backenstreifen. Der Goldspecht bewohnt unsere Staaten bis an den Fuß der Felsengebirge. In den mittleren und südlichen Staaten bleibt er das ganze Jahr hindurch. Zu uns in das nördliche Indiana kommt er Ende Februar und verläßt uns im Oktober; während milder Winter haben wir ihn einzeln hier beobachtet. „Der Flug des Vogels," schreibt mir Nehrling, „ist schwerfällig, stets nahe am Boden hinstreichend und nie hoch. Er ist ein ausgezeichneter Kletterer, der sich aber auch nach Art anderer Vögel auf dünne Aeste zu setzen weiß. Auf dem Boden ist sein Benehmen ziemlich ungeschickt, er kommt aber doch oft auf denselben herab, um den Ameisenhaufen einen Besuch abzustatten und sich an den Eiern und auch an den Ameisen gütlich zu thun. Es ist nicht eigentlich die Tiefe des Waldes, sondern es sind vielmehr die Vorhölzer und Baumgruppen, die mit freien Strecken abwechseln, welche ihm zum Aufenthalt dienen. Während die übrigen Spechtarten das nördliche Illinois fast ganz meiden oder es doch nur auf dem Zuge berühren, kommt doch der Goldspecht hier und da sogar brütend vor. Auch er läßt im Frühling weithinschallende Töne und lautes Trommeln hören. Sein Ruf „Flick, Flick" hat ihm den Namen Flicker eingetragen."

Ueber das Betragen des Goldspechtes in der Gefangenschaft theilt Wilson Folgendes mit:

„Eines Tages, als ich durch die Wälder strich, glückte es mir, einen dieser Vögel zu schießen, indem ich ihm eine leichte Wunde am Flügel beibrachte. Da er in vollen Federn und, wie es schien, nur wenig beschädigt war, nahm ich ihn mit mir nach Hause und steckte ihn in der Absicht, besser mit ihm bekannt zu werden, in einen großen, aus Weidenruthen geflochtenen Käfig. Sobald er sich von allen Seiten eingeschlossen sah, verlor er keinen Augenblick Zeit mit eitlem Umherflattern, sondern machte sich sogleich an die Zerstörung der Weidenstäbe, indem er mit großer Heftigkeit auf dieselben loshämmerte und dabei ein lautes, klägliches, dem Gackern der Henne, wenn sie beunruhigt wird und ängstlich umherflattert, nicht unähnliches Geschrei hören ließ. Der unglückliche Freiherr von Trenck arbeitete wohl nie mit größerem Eifer an den Wänden seines Kerkers, als dieser Sohn des Waldes in seinen Anstrengungen zur Wiedererhaltung seiner Freiheit; und er bediente sich seines kräftigen Schnabels mit solcher Kraft,

bohrte so nachdrücklich damit in die Stäbe und rüttelte sie so heftig hin und her, daß er sich bald einen Durchgang öffnete; und ob ich gleich die Bresche zu wiederholten Malen ausbesserte und jede Oeffnung, so gut, wie ich nur immer konnte, verrammelte, so fand ich ihn doch bei meiner Rückkehr in das Zimmer stets außer dem Käfig, an den Stühlen hinaufkletternd oder auf dem Fußboden umherlaufend, wo er wegen der Geschicklichkeit seiner Bewegungen, indem er mit derselben Leichtigkeit bald vorwärts, bald rückwärts, bald zur Seite ausbog, nicht leicht wieder gefangen werden konnte. Als ich ihn hierauf in einen starken Drahtkäfig gesperrt hatte, schien er alle Hoffnung zum Entfliehen aufgegeben zu haben und wurde bald sehr zahm."

Der dem vorigen ähnliche Kupferspecht (*Colaptes mexicanus;* Red-shafted Flicker) zeichnet sich durch den kupferrothen Glanz der Unterseite seiner Schwingen aus. Er bewohnt Centralamerika und das westliche Nordamerika. —



Die Hocker.

Insessores; engl. Perchers.

Eine allgemeine Charakteristik dieser artenreichen Ordnung läßt sich nicht wohl geben. Weder ihr Körperbau, noch ihre Nahrung ist gleichartig. Von den vier Zehen sind immer drei nach vorn und eine, und zwar in gleicher Höhe, nach hinten gestellt. In unermeßlicher Zahl sind sie über die Erde verbreitet und beleben hellstimmig Wälder und Felder, Berge und Thäler. Ihre Gestalt ist meist leicht und zierlich, ihre Stimme zuweilen ein kunstreicher Gesang.

Wir unterscheiden 16 Familien, nämlich die Kolibris (*Trochilidae;* Humming-bird Family), die Segler (*Cypselidae;* Swift Family), die Nachtschwalben (*Caprimulgidae;* Goat-sucker Family), die Eisvögel (*Alcedinidae;* Kingfisher Family), die Fliegenfänger (*Colopteridae;* Flycatcher Family), die Drosseln (*Turdidae;* Thrush Family), die Waldsänger (*Sylvicolidae;* Warbler Family), die Schwalben (*Hirundidae* Swallow Family), die Seidenschwänze (*Bombycillidae;* Waxwing Family), die Würger (*Lanidae;* Shrike Family), die Baumläufer (*Certhiadae;* Creeper Family), die Meisen (*Paridae;* Titmouse Family), die Lerchen (*Alaudidae;* Lark Family), die Finken (*Fringillidae*; Finch Family), die Stärlinge (*Icteridae*; Blackbird Family) und die Raben (*Corvidae*; Crow Family).

Die **Kolibris** oder **Schwirrvögel** (*Trochilidae;* Humming-bird Family). Es bietet wohl keine Vogelgruppe dem Forscher wie dem Naturfreund so viel des Lehrreichen und Interessanten als die Familie der Kolibris, dieser kleinsten, farbenglänzendsten und zahlreichsten unter allen Vögeln. Sie gehören ausschließlich der neuen Welt an und sind in Centralamerika und dem nördlichen Südamerika, wo sie die mit Schlingpflanzen bedeckten Urforsten bewohnen, am häufigsten.

„Wen gäbe es wohl," sagt Audubon, „der nicht bewundernd still stehen sollte, wenn er eines dieser lieblichen kleinen Geschöpfe erblickt, wie es schwirrend durch die Luft schießt, sich in ihr wie durch Zauber festhält oder von Blume zu Blume gaukelt,—wen gäbe es, der, wenn er diese glitzernden, regenbogenfarbigen zarten Vögel sieht, nicht mi Ehrfurcht des allmächtigen Schöpfers denken sollte, dessen Wundern wir uberall begegnen, und dessen unerforschliche Weisheit sich in seinen Geschöpfen so herrlich offenbart?" In der That, die Kolibris erscheinen uns als ein sonderliches Meisterstück in der Schöpfung. Selbst unsere kostbarsten Edelsteine und Metalle können mit diesen Kleinodien der gefiederten Thierwelt nicht wetteifern. Man sehe sie, wie sie von Blume zu Blume gaukeln mit der Schnelligkeit des Gedankens, wie sie schillern wie funkelndes Gold, wie Smaragd, wie Rubin, wie Topas. Sie sind wahre Schmetterlingsvögel; sie haben nicht nur die Farbenpracht, sondern auch die Bewegungsart und die Lebensweise derselben. Gar häufig werden sie darum auch von flüchtigen Beobachtern mit den Schmetterlingen verwechselt. Sobald sich der Kolibri in schnelle Bewegung setzt, vernimmt man ein bienenartiges Gesumm, welches ihm den Namen Summvogel (Humming-bird) verschafft hat. Oft bleiben sie ein paar Augenblicke in der Luft schweben, dann aber schießen sie mit blitzesschnellem Flügelschlag wie ein blendender Farbenstrahl davon.

Der Bau des Vogels entspricht ganz seiner Lebensweise. Der Leib ist gedrungen und kräftig. Der lange, röhrenförmige Schnabel ist gerade oder sanft gebogen. Die Zunge franst sich am Ende in zwei häutige Flächen aus, welche mit kleinen feinen Zacken versehen sind. Die Flügel sind lang, meist schmal und häufig sichelförmig gekrümmt. Der Schwanz besteht immer aus zehn Federn. Ueberaus zart sind die Füße, weshalb die Kolibris kaum auf dem Boden sich bewegen können.

Da man die Kolibris immer in der Nähe der Blüthen sah, wie sie ihre lange Spechtzunge in dieselbe einsenkten, so glaubte man, daß sie

in den süßen Honigsäften der Pflanzen ihre Nahrung fänden. Aber schon Badier berichtet im Jahre 1778, daß es sehr erklärlich sei, warum mit Zuckerwasser aufgefütterte gefangene Kolibris so bald sterben, da sie den Blumennektar wohl zufällig mit verschlucken, sich aber von kleinen Käfern nähren, wie die Untersuchung des Magens dies genugsam ergiebt.

Der Kolibri pflegt zweimal im Jahre zu brüten. Kunstvoll wie der Vogel ist auch sein Nestbau. Der Aufbau des Nestes geschieht im Fluge an sehr verschiedenen Orten, an der Gabel eines wagerechten Astes, zwischen senkrechten Halmen, Zweigen, an Blättern und dergl. und besteht aus einem weichen, baumwollenartigen Stoff, mit dem andere feste Pflanzentheile, namentlich Baumflechten, zarte Moosstengel und feine Würzelchen verwebt sind. Noch ehe das Nest vollendet ist, legt das Weibchen seine weißen, rundlichen, meist nur erbsengroßen Eier, unabänderlich zwei an der Zahl, während das Männchen an der Vervollständigung des Nestes arbeitet. Das Weibchen brütet und zeitigt die Eier nach etwa zehn Tagen. Die Jungen, kleine, schwarze, formlose Wesen, werden mit großem Muthe vertheidigt, denn der Kolibri ist ein höchst streitbarer, leidenschaftlicher Vogel.

Wenn die Kolibris auch in der heißen Zone Amerika's am häufigsten sind, so gehen sie doch auch weit über diese Grenzen hinaus. Wo noch Blumen und Blüthen sich finden, da zeigt sich auch der Kolibri. Nördlich bis nach Labrador und an den Columbiafluß, südlich bis nach Patagonien, mitten im Schneegestöber hat man diese zarten Vögel angetroffen. Und hoch oben auf den Anden, 12 bis 17,000 Fuß über dem Meeresspiegel, hat man sie getroffen. Man kennt etwa 460 Arten Kolibris, von denen nur zehn in den Vereinigten Staaten beobachtet wurden. Von diesen zehn Arten kommt weitaus am häufigsten vor und ist auch die einzige Art, welche sich weit nördlich verbreitet, der gemeine oder Rubinkolibri (*Trochilus colubris;* Ruby-throated Humming-bird, Tafel VII, 7), der nur 3¼ Zoll lang wird. Die Oberseite ist dunkelbronzegrün, Kinn und Kehle sind kupferfeuerroth, mit gewissem Licht ins Grüne schillernd, Unterseite schmutzig weiß. Das Weibchen ist einfacher gefärbt und ohne den kupferrothen Kehlfleck. Der Rubinkolibri bewohnt als Sommervogel die Vereinigten Staaten nördlich bis zum 57. Breitegrad und westlich bis an den Missouri. Auf seinem Winterzuge besucht er Mittelamerika und die westindischen Inseln.

Sobald die warme Frühlingssonne die Knospen zu öffnen beginnt, sieht man diesen Kolibri vor der Blume schaukeln und in jede duftige Blüthe seinen zarten und langen Schnabel stecken, um das darin steckende kleine Käferchen zu erhaschen. Seine lange klebrige Spechtzunge hält das Insekt fest, das ganz verschluckt wird. Auf blumenbestandenen Wiesen und Feldern, in unseren Gärten, ja auch im tiefsten und schattigsten Dickicht des Waldes finden wir unseren kleinen Freund. Seine schillernde Kehle erscheint bald feurig roth, bald tief sammetschwarz. Die Oberseite schillert in allen Nüancen des Grün.

In Louisiana zeigt sich dieser Kolibri am 10. März. Bei uns, im nördlichen Indiana, kommt er am 6. bis 8. Mai an und verläßt uns Mitte September.

So klein dieser Vogel auch ist, so ist sein Nest doch noch kleiner; es ist kaum mehr als einen Zoll breit und etwa ebenso tief. Es befindet sich auf einem wagerechten Baumzweig, ist immer sehr wohl versteckt und gleicht ganz und gar einem Astknoten. Die Umkleidung des Nestes besteht aus Stücken der hellgrauen Flechte, welche die alten Bäume bedeckt. Das Nest selber ist aus den baumwollenartigen, flaumigen Federn zusammengesetzt, welche die Flügel gewisser Samen bilden, und welche sorgfältig mit einander verwebt sind. Auf diesem weichen und dichten Bett ruhen die zwei zierlichen, erbsengroßen Eier.

Wir nennen von unseren nordamerikanischen Kolibris noch den Schwarzkinnkolibri (*Trochilus Alexandri*; Black-chinned Humming-bird) Californiens, den Röthelkolibri (*Selasphonis rufus*; Red-backed Humming-bird) unseres Westens, den Breitschwanzkolibri (*Selasphonis platycercus;* Broad-tailed Humming-bird) in Mexiko und Texas, und den Annenkolibri (*Atthis anna;* Anna Humming-bird) Californiens. —

Die **Segler** (*Cypselidae;* Swift Family). Die Segler sind mittelgroße oder kleine, düster gefärbte Vögel. Man stellte sie früher mit den Schwalben zusammen, da sie diesen in dem kleinen Schnabel und in der tief gespaltenen Kinnlade ähneln. Allein sie unterscheiden sich von diesen durch den kürzeren Schnabel, den nach oben und nicht seitwärts stehenden Nasenlöchern, den bogenförmigen, kolibriartigen Schwanz, der aus zehn und nicht, wie bei den Schwalben, aus 12 Federn besteht.

Die Segler bewohnen alle Erdtheile. Sie sind vorzügliche Flieger, die von früh Morgens bis in die Nacht hinein thätig sind.

Der gemeinste unter allen Seglern ist der **Rauchfangsegler** (*Chaetura pelasgia;* Chimney Swallow). Er wird 5½ Zoll lang, die Flügel messen fast 5 Zoll. Die Oberseite, Flügel und Schwanzfedern sind dunkelrauchbraun, die Unterseite ist heller. Die Federschäfte des kurzen, wenig abgerundeten Schwanzes haben eine unbefiederte Spitze, die weit hervorragt. Der Rauchfangsegler bewohnt die Vereinigten Staaten bis an den Fuß des Felsengebirges, nördlich bis zum 50. Breitengrad. Dieser Segler nistete ursprünglich, ehe es in unserem neuen Lande menschliche Wohnungen gab, in Felsenhöhlen und hohen Bäumen, wo man ihn auch heute in unbewohnten Gegenden noch findet. In angebauten Gegenden aber zieht er die vor Stürmen, Schlangen und diebischen Vierfüßlern sicheren Schornsteine vor. Er wählt natürlich nur solche, die während des Sommers nicht in Gebrauch sind. Diesem Umstande verdankt er auch seinen Namen. Das Nest wird von ihm aus trockenen Zweigen zusammengefügt, mit klebrigem Speichel überzogen und mit diesem auch, gewöhnlich an die Ostwand des Schornsteines, befestigt. Der Speichel erhärtet an der Luft zu einer widerstandsfähigen Masse. Die zum Nest nöthigen Zweige wissen sie geschickt von den Bäumen loszubrechen, ohne daß sie sich auf diesen niederlassen. Ein schwerer Regen oder das Gewicht der Jungen reißt nicht selten das Nest ab. Vier rein weiße Eier bilden das Gelege. Einige Tage, bevor die Jungen flügge werden, klettern diese mittels ihrer scharfen Klauen an den Wänden des Schornsteins in die Höhe und halten sich in der Nähe des Ausganges auf, wo sie von den Alten noch gefüttert werden.

Die Rauchfangsegler suchen auch die Schornsteine auf, um dort zu schlafen. Sie häkeln sich während der Nacht mit ihren scharfen Klauen an der Mauer fest und stützen sich mit den unbefiederten Schaftspitzen der Schwanzfedern. Der Segler ist ein lebendiger, unruhiger, bewegungslustiger und flüchtiger Vogel. Man sieht ihn in der Regel hoch in der Luft segeln, nur bei feuchtem Wetter sieht man ihn auch dicht über dem Boden dahingleiten. Dann und wann taucht er in das Wasser, um zu trinken oder um sich zu baden. Auf dem Boden ist er höchst unbehülflich, er kann nicht einmal kriechen. Er breitet dann seine Schwingen aus und versucht, sich mit diesen in die Höhe zu schwellen, was ihm aber erst nach einigen Versuchen gelingt. Man sieht ihn darum auch nie freiwillig auf den Boden herabkommen oder sich auf Bäume hocken; sein Reich ist die Luft.

Von den ausländischen Vertretern dieser Familie nennen wir die

Salangane (*Collocalia*; Edible Swallow-nest Swallow), welche die berühmten eßbaren Nester baut. Sie bewohnt ganz Ostindien bis China und Japan, Sumatra, Borneo und Malakka. Ihre Lebensweise und ihr Nestbau sind neuerdings von Bernstein gründlich erforscht worden, weshalb wir diesen hier selber wollen reden lassen.

„Wenn die Vögel mit der Anlage ihres Nestes beginnen wollen, so fliegen sie, wie ich öfters beobachtet habe, wiederholt gegen die hierzu gewählte Stelle an und drücken hierbei mit der Spitze der Zunge ihren Speichel an das Gestein. Dies thun sie oft zehn bis zwanzig Mal hinter einander, ohne sich inzwischen mehr als einige Ellen zu entfernen. Mithin holen sie den Baustoff nicht jedes Mal erst herbei, sondern haben ihn in größerer, sich schnell wieder ansammelnder Menge bei sich. So beschreiben sie zunächst eine halbkreis- oder hufeisenförmige Form an der erwählten Stelle. Die anfangs dickflüssige Masse verdunstet bald und bildet nun eine feste Grundlage für das weiter zu bauende Nest. Sie klammern sich dann, je mehr der Nestbau fortschreitet, an dasselbe an und, indem sie unter abwechselnden Seitenbewegungen des Kopfes den Speichel auf den Rand des schon bestehenden und verhärteten Nesttheiles auftragen, entstehen wellenförmige Querstreifen. Bei dieser Gelegenheit mögen dann wohl auch die einzelnen kleinen Federn, die wir an den Nestern finden, an dem halb eingetrockneten Speichel kleben bleiben und als zufällige Bestandtheile der Neststoffe beigefügt werden. Auch mag wohl der Reiz, den die angeschwollenen Drüsen verursachen, die Thiere veranlassen, sich der Absonderung derselben durch Drücken und Reiben zu entledigen. Hierbei kann es denn bisweilen geschehen, daß diese Theile wund gerieben werden und somit Veranlassung gegeben wird zum Austritt einiger Blutstropfen. Diesem Umstande dürften wohl die kleinen Blutspuren, die man bisweilen an den Nestern wahrnimmt, ihre Entstehung verdanken. Uebrigens muß noch erwähnt werden, daß die Absonderung des Speichels sowie vieler Drüsen in geradem Verhältniß zur Menge der aufgenommenen Nahrung steht. Wenn ich meine einige Tage lebend unterhaltenen Vögel gut gefüttert hatte, trat alsbald eine reichliche Speichelabscheidung ein, die hingegen sehr gering war, wenn die Thiere einige Stunden gehungert hatten. Und hiermit stimmen andere Beobachtungen überein, zumal der Umstand, daß zu manchen Zeiten die Vögel ihre Nester schneller bauen und diese größer und schöner sind, als zu andern. Im ersteren Falle hatten die Thiere wahrscheinlich Ueberfluß an Nahrung. Im letzteren Mangel.“

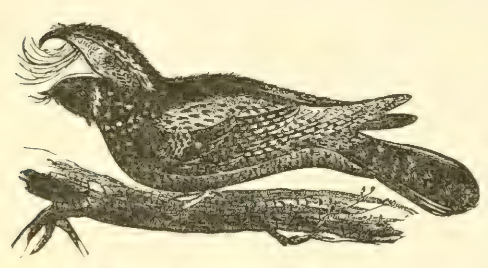
Die Nester, welche von oben offen sind, werden immer an einem Felsen befestigt, gegen den eine wüthende Brandung tobt. Die ergiebigsten Bruthöhlen befinden sich an der Südküste Java's. Epp beschreibt eine solche, die von der holländischen Regierung ausgebeutet wurde. Sie befindet sich in einer senkrecht abfallenden Felswand. Auf der Höhe steht eine kleine Schanze mit fünfundzwanzig Mann Besatzung zum Schutze des Nestspeichers. Am Rande der Wand erhebt sich ein starker Baum und streckt seine Aeste über den senkrechten Abgrund. Hält man sich an diese und beugt sich so, daß man hinabsehen kann, so erscheinen die in der Tiefe hin und her schwirrenden Salanganen nicht größer als Bienen, und ihre Masse gleicht Bienenschwärmen. Die kühnen Nestsucher lassen sich an einem neunzig Faden (540 Fuß) langen Rotangseile Einer nach dem Andern in die schauervolle Tiefe hinab. Wer stürzt, ist rettungslos verloren. Auch in den Höhlen selbst wird ihnen die donnernde Brandung noch gefährlich. Der Höhlen sind neun. Jede hat ihren Namen, und jede ist nur von dem Seile aus zugänglich. Die Bevölkerung von Karang-Kallong bestand im Jahre 1847 aus 2700 Seelen, von welchen 1500 Mann zur Einsammlung der Nester bestimmt waren. Diese bleiben von andern Frohnen frei, bekommen übrigens für ihre gefährliche Arbeit geringen Lohn. Jährlich wird nur dreimal gesammelt. Die Einkünfte von diesen Höhlen betragen im Durchschnitt jährlich 480,000 Gulden. Es werden alljährlich Millionen der eßbaren Nester nach China ausgeführt, welche zusammen einen Werth von $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollars haben. Die Chinesen unterscheiden eine Menge Sorten und zahlen für diese recht eigentliche Speichelleckerei fabelhafte Summen.—

Die Nachtschwalben oder Ziegenmelker (*Caprimulgidae*; Goatsucker Family). Die Nachtschwalben kennzeichnen sich durch einen kurzen, flachen, hinten ziemlich breiten Schnabel und durch ihr weiches, eulenartiges Gefieder, das durch seine düstere, baumrindenartige Färbung ganz mit der nächtlichen Lebensweise harmonirt. Die Schwingen sind lang, schmal und spitz. Die Augen sind dunkel, groß und nächtlich sehend. Die Nahrung der Nachtschwalben besteht in Insekten, die sie im Fluge mit dem weit aufgesperrten Maule auffangen.

Die vielgenannteste unserer Nachtschwalben ist die Klagenachtschwalbe oder der Whippoorwill (*Antrostomus vociferus*; Whippoorwill). Der Whippoorwill wird 10 Zoll lang, seine

Flügel messen 6½ Zoll. Das Gefieder ist auf schwarzbraunem Grunde dicht mit rostfarbenen und graulichen Pünktchen bespritzt und mit schmalen schwarzen Schaftflecken gezeichnet. Unter der Oberkehle steht bei den Männchen ein weißes, bei den Weibchen ein rostfahles Querband. Der Rachen ist von steifen Borsten umgeben, und das Auge umstehen kurze, feine und dichte Wimpern.

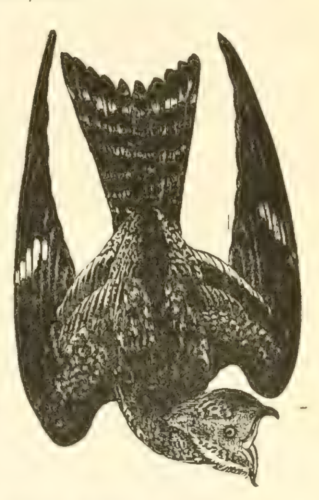
Der Whippoorwill verbreitet sich über den größten Theil der östlichen Vereinigten Staaten und besucht auf dem Winterzuge Mexiko und Mittelamerika. Im nördlichen Indiana wurde er von mir schon am 6. Mai beobachtet. Er verläßt uns hier um den 20. September.


Die Klagenachtschwalbe; Whippoorwill.

Ganz nächtlich in seiner Lebensweise hält sich der Whippoorwill während des Tages im tiefsten Dickicht verborgen. Man findet ihn auf den Boden gedrückt oder der Länge nach auf einem starken Baumaste sitzend, daß er der Borke oder einem knorrigen Auswuchse so ähnelt, daß man ihn nur schwer entdeckt. Wird er aufgestört, so zeigt sich sein Flug unsicher, unregelmäßig, flatternd. Erst wenn die Schatten der Nacht hereingebrochen sind, zeigt er sich in seiner ganzen Lebendigkeit und erweist sich als ein ganz vortrefflicher Flieger und Insektenfänger. Leicht und gewandt schwebt er unhörbar leise dahin, führt allerlei Schwankungen aus und gefällt sich in den sonderbarsten Flugkünsten. Da die Insekten von dem Lichte angezogen werden, so sieht man auch den Whippoorwill nicht selten in der Nähe der erleuchteten Fenster oder sieht ihn dem Lagerfeuer zufliegen. Während des Fluges läßt er ein sonderbares Schnurren vernehmen, welches entfernt an das Spinnen der Katze erinnert. Aber während der ersten Stunden der Nacht tönt auch sein Ruf, dem er seinen Namen verdankt, weithin durch den Wald. Audubon schätzte diesen Ruf höher als den der Nachtigall; er habe, sagte er, auf ihn in der Stille der Nacht immer einen tiefen Eindruck gemacht. Sealsfield nennt den Whippoorwill mit dichterischem Ausdruck „die einsame Nachtigall der Prairie“.

Der Whippoorwill brütet wie alle Nachtschwalben nur einmal im Jahre gegen Ende Mai oder Anfangs Juni. Ein eigentliches Nest baut er nicht, sondern er legt seine grünlichweißen, dunkel gefärbten Eier einfach auf den Boden oder auf trockenes Laub, jedoch an eine gut gewählte, sichere Stelle. Beide Geschlechter brüten abwechselnd. Wenn sie dabei gestört werden, erheben sie sich und gebrauchen dann allerlei Verstellungskünste. Sie stellen sich fluglahm und schlagen den Boden mit den Flügeln, um die Aufmerksamkeit des Feindes vom Nest abzulenken. Die ausgeschlüpften Jungen sind häßliche, unförmliche Klumpen, welche erst nach und nach eine Form gewinnen. Sie werden anfänglich mit Ameisen und halbverdauten, von den Alten ausgewürgten Insekten gefüttert. Sie wachsen schnell heran.

Der **Nachtfalk** (*Chordeiles popetue;* Night-hawk, Bull-bat) ist noch häufiger als der Whippoorwill. Er verbreitet sich von den Pelzländern bis Texas und Mexiko und besucht auf dem Winterzuge Mittelamerika und die westindischen Inseln, bis Ostbrasilien südlich ziehend. Er kommt zu uns in das nördliche Indiana etwa am 10. Mai und verläßt uns um den 20. August. Er wird 9½ Zoll lang, die Flügel messen über 8 Zoll. Das im Allgemeinen grauschwarze Gefieder trägt auf den Flügeln und dem Schwanz weißliche Querbinden. Vom Whippoorwill, mit dem er häufig verwechselt wird, unterscheidet er sich durch die langen, über den Schwanz hinausgehenden Flügel und durch Mangel an Rachenborsten.



Der Nachtfalk; Night-hawk.

Dieser Vogel verdient den Namen eines **Nacht**falk nicht mit Recht. Denn er ist keineswegs ein Tagschläfer, sondern er ruht während der Nacht und jagt mit Vorliebe während der Dämmerung. Auch im hellen Sonnenschein sieht man ihn herumfliegen. Nach Eintritt der Nacht läßt er sich entweder auf ein Haus oder auf einen Baum nieder, um Ruhe zu halten. Ihr Flug ist sicher, leicht und ausdauernd. Geselliger als andre Nachtschwalben, sieht man sie in unzählbaren Schwärmen, unbesorgt um das geräuschvolle Treiben der Menschen, auch über unsere volkreichen Städte dahinfliegen, ja selbst auf den

Dächern unserer Häuser, wo die Bauart dies gestattet, nisten. So gehört der Nachtfalk zu den bekanntesten Erscheinungen in Boston. Es ist unterhaltend, diesen Vogel bei seinen Flugkünsten zu beobachten. Oft steigt er plötzlich hoch in die Luft, daß er fast dem Auge entschwindet, fällt dann pfeilschnell nach unten, so daß er fast die Erde berührt und läßt einen schwer zu beschreibenden Schrei hören. „Als Knabe", schreibt mir Nehrling, „habe ich mich oft mit diesem Vogel auf eigenthümliche Weise unterhalten. Warf ich einen Stein oder einen andern nicht zu kleinen Gegenstand in die Höhe, so stieg eine in der Nähe fliegende Dämmerungsschwalbe hoch in die Luft. Sobald aber der Gegenstand wieder herabkam, so schoß sie ihm pfeilschnell nach und ließ dann, fast auf der Erde angekommen, regelmäßig den eigenthümlichen, brüllenden Laut hören."

Die **Eisvögel** oder **Königsfischer** (*Alcedinidae*; Kingfisher Family, siehe Tafel IV, 3). Die Eisvögel tragen einen großen, langen, geraden, fast vierseitigen Schnabel mit scharfer Spitze und scharfen Schneiden. Die Flügel sind kurz und ziemlich stumpf, die Füße sehr klein, schwach und kurzzehig.

Der bekannteste Vertreter dieser Familie ist der Gürtelfischer (*Ceryle alcyon*; Belted Kingfisher. Tafel IV, 3), der sich über ganz Nord- und Mittelamerika verbreitet und als Irrgast schon in England erlegt wurde. Er ist ein stattlicher und schmucker Vogel von 13 Zoll Länge, ganz so gefärbt, wie es unsere Tafel darstellt. Das Weibchen hat eine schmalere Querbinde, unter der sich ein weißer und ein unvollständiger zimmetrostbrauner Streifen befindet. Hierauf, also auf die Zeichnung des Weibchens, bezieht sich der Name Gürtelfischer.

Der Gürtelfischer bleibt in milden Wintern auch in den nördlichen Staaten bei uns. Im Winter von 1875 auf 1876 habe ich einige Paare in der Nähe von Fort Wayne, Ind., beobachten können. Nur wenn der hart zugefrorene Fluß oder See ihm keine Nahrung mehr bietet, zieht er südlich, kommt aber früh zurück.

Der Gürtelfischer ist ungesellig. Man begegnet nur einzelnen Paaren, und auch diese sieht man selten bei einander. Seine Nahrung besteht ausschließlich in Fischen, die er mit großer Gewandtheit zu fangen weiß. Seine Heimath befindet sich darum am Ufer der Flüsse, Teiche und Seen. Hier sieht man ihn auf überragendem Aste sitzen und unverwandt auf den Wasserspiegel blicken. Plötzlich reckt er den Hals aus, senkt den Schnabel und schießt pfeilschnell unter die Oberfläche des Wassers. Selten nur entgeht ihm die Beute; mit kräftigem

Flügelschlag arbeitet er sich aus dem Wasser empor, den Fisch im Schnabel. Er fliegt dem nächsten Baum zu, dreht den Fisch im Schnabel herum, bis er mundgerecht liegt und läßt ihn ganz im Rachen verschwinden. Zuweilen sieht man ihn auch aus der Luft herab auf Fische stoßen. Er steigt dann von seinem Sitzplatz auf, hält sich eine Weile schwirrend und flatternd in der Luft und späht nach Beute. Gewahrt er ein Fischlein, so schießt er pfeilschnell nach unten und fliegt gleich darauf zum nächsten Ufer.

Die Bruthöhle gräbt der Gürtelfischer in steile Uferwände. Er klammert sich nach Art der Spechte an die Wand und arbeitet mit dem Schnabel die Erde los. Sobald das Loch die nöthige Größe erreicht hat, kriecht der Vogel hinein, schlägt mit dem Schnabel Erdstücke los und scharrt diese mit den Füßen zurück. Männchen und Weibchen lösen sich bei dieser Arbeit ab. Die Länge der Höhle variirt zwischen 4 und 15 Fuß. Einige verlaufen gerade, andere gekrümmt. Am Ende erweitert sich die Höhle zum Nest, das nur selten etwas ausgefüttert wird. Die Eier, sechs an der Zahl, sind schön weiß.

Die **Fliegenfänger** (*Colopteridae;* Flycatcher Family). Diese Familie umfaßt verschieden große, lebhafte und muthige Vögel mit starkem, an der Spitze des Oberschnabels hakig hinabgebogenen und vor derselben eingekerbten Schnabel, mit von Borsten überdeckten Nasenlöchern. Die mäßig langen Flügel reichen bis an die Schwanzmitte. Unter den Schwingen ist die erste nur wenig verkürzt.

Wir nennen zunächst den Königsvogel oder Königstyrann (*Tyrannus carolinensis;* Kingbird, Bee Martin. Tafel II, 2). Er wird 8½ Zoll lang. Der schwarze Kopf trägt einen theilweis verborgenen feurig orangerothen Scheitelfleck. Die Oberseite ist dunkelblaugrau, die Unterseite graulichweiß und auf der Brust aschgrau überflogen. Hals und Kehle, wie auch die Spitze der Schwanzfedern sind weiß. Beim Weibchen sind alle Farben unscheinbarer und düsterer.

Der Königstyrann bewohnt unsere Staaten östlich bis zum Felsengebirge, nördlich vom 44. Breitengrad findet er sich vom atlantischen bis zum stillen Ocean. In das nördliche Indiana kommt er in den ersten Wochen des Mai und verläßt es Ende August.

Wer kennt ihn nicht, diesen muthigen und kriegerischen Gesellen, der unsere Gegenwart keineswegs scheut und sich durch sein Geschrei bemerklich genug macht! Er ist nirgends selten. Wenige Tage nach seiner Ankunft scheint er ermüdet zu sein, denn er verhält sich vollkommen still. Sobald er sich aber in der alten Heimath wieder zu-

rechtgefunden hat, hört man seinen schrillen, trillernden Schrei in jedem Garten, in jedem Feld, am Saume eines jeden Waldes. In des Waldes Dickicht dringt er nur ausnahmsweise, wohl aber besucht er unsere Obstgärten und Kleefelder. In den von Farmern angepflanzten hochgewachsenen Hecken, auf Apfelbäumen, Dornen, jungen Ulmen, auf den Akazien siedelt er sich gern an. Das Nest besteht aus dünnen Reisern, Baumflechten, Wolle und Werg; innen ist es mit Würzelchen und Pferdehaaren ausgefüttert. Das Weibchen legt 4 bis 6 röthlich weiße oder bläuliche, braun gefleckte Eier. Sobald das Weibchen zu brüten begonnen, zeigt das Männchen einen ritterlichen Muth, der wirklich beispiellos ist. Auf hohem Zweig sieht man ihn unweit des Nestes Auslug halten. Weithin glänzt seine weiße Brust und der aufgerichtete feurig orangerothe Scheitelfleck in der Sonne. Sollte er eine Krähe, einen Geier, einen Habicht oder einen Adler in der Nachbarschaft, die er als sein Revier beansprucht, erspähen, so achtet er nicht der Größe und Stärke des Eindringlings, sondern schreitet todesmuthig zur Attacke. Er fliegt hoch auf, läßt seinen Schlachtruf hören und stürzt sich mit Wuth auf den zwar stärkeren, aber doch minder gewandten Feind, den er mit fortgesetzten Schnabelhieben behelligt. Und der durch solche energische Angriffe nicht wenig erschreckte Räuber ergreift die Flucht, noch immer, wohl eine Meile weit, von seinem kühnen Angreifer verfolgt. Nach solchem Sieg kehrt das Männchen, mit den Flügeln zitternd und beständig trillernd nach dem Nest zurück. Ja, auch auf die Katze, der es vielleicht nach der leckern Kost der jungen Brut gelüstet, stürzt er sich mit entschlossenem Muth, und auch diese, verwundert über die hartnäckigen Angriffe, zahlt beschämt Fersengeld und meidet fortan die Behausung unseres Tyrannen. Auch der die Vogelnester so gern plündernde Blauhäher wagt es nicht, in einem Gebiete umherzustreichen, wo sich ein Pärchen Königsvögel angesiedelt hat. Nur die Purpurschwalbe, die zwar weniger kräftig, aber doch weit fluggewandter als unser Tyrann ist, macht diesem zuweilen das Terrain streitig.

Jedenfalls verdient der Tyrann die Pflege und den Schutz der Menschen. Denn abgesehen davon, daß er den Farmhof durch seine Angriffe vor Habichten und Krähen schützt, die sonst manches Ei und manches Küchlein annektiren würden, ist er einer der eifrigsten Jäger und Fänger von Insekten, die fast ausschließlich seine Nahrung bilden. Vögel, die seine Existenz nicht gefährden, läßt der Tyrann unbehelligt. Brewer beobachtete ein Paar auf einem Apfelbaum, auf dem zu gleicher Zeit ein Baltimorevogel und eine Wanderdrossel ihre Nester

errichtet hatten. Alle drei Familien lebten in der schönsten Harmonie, und es schien fast, als ob sich alle des Schutzes freuten, den der auf hoher Warte Wache haltende Tyrann ihnen gewährte.

Wenn der August naht, wird unser Tyrann einsilbiger. Man sieht ihn auf den Fenzen unserer Getreidefelder und Wiesen hocken, von wo aus er auf Insekten schießt. An warmen Tagen fliegt er nach Schwalbenart ins Wasser, um zu trinken oder ein kühlendes Bad zu nehmen.

Das Fleisch des Tyrannen ist zart und wohlschmeckend; es werden deshalb viele erlegt. Dazu kommt auch, daß der Tyrann ein Bienenfreund ist. Man sieht ihn nicht selten in der Nähe der Bienenkörbe auf der Fenz oder auf Bäumen sitzen und nach Bienen schießen.

Der Arkansastyrann (*Tyrannus verticalis;* Arkansas Flycatcher) vertritt den vorigen im Westen unseres Landes. Er ist so groß wie der vorige, ist aber aschblau, unten gelb. Der Scheitel trägt gleichfalls einen feuerrothen Mittelfleck.

Der Haubentyrann (*Myiarchus crinitus;* Great-crested Flycatcher) wird 8¾ Zoll lang. Die Oberseite ist düster olivengrünbraun, Kopf und Halsseite düster braungrau, Kinn und Kehle aschgrau, die übrigen Untertheile hell schwefelgelb. Der Kopf trägt eine niedrige Holle. Er bewohnt die östlichen Vereinigten Staaten bis ins südöstliche Texas. In seiner Lebensweise unterscheidet er sich namentlich dadurch von dem vorigen, daß er sich mit Vorliebe von Beeren nährt, und daß er sich weniger kriegerisch zeigt, als sein Verwandter. Sein Flug ist kräftig, ausdauernd und schnell. Wenn er ein größeres Kerbthier gefangen hat, fliegt er damit einem nahen Aste zu und tödtet es hier durch Schnabelhiebe. Gesellig sind diese Tyrannen nicht. Ihr Nest ist liederlich gebaut; sie benutzen Höhlen in Bäumen oder Baumstumpfen. Das Weibchen legt 4 bis 6 Eier von verschiedener, röthlicher, purpurgetüpfter Färbung.

Der Felsentyrann oder Phoebevogel (*Sayornis fuscus;* Pewee, Phoebe Bird) ist einer unserer häufigsten und darum besser bekannten Vogel. Er wird 7 Zoll lang. Die Oberseite ist erdbraun, die Unterseite hell rostfarben. Er bewohnt die östlichen und südlichen Vereinigten Staaten und Mexiko. Schon Ende Februar besucht er das nördliche Indiana, das er erst Ende September wieder verläßt. Das Innere des Waldes, sowie auch baumlose und wasserarme Gegenden werden von ihm gänzlich gemieden. Er liebt die

Nähe von Brücken, Mühlen, überhaupt die Nähe des Wassers und zeigt sich anhänglich an den Ort, den er einmal als Nistplatz gewählt hat. Dem Menschen gegenüber verräth er wenig Scheu, und da, wo man ihn nicht verfolgt, ist er sogar zutraulich. Er hockt auf irgend einem feinen Zweig oder auf der Fenz, wippt dabei fortwährend mit dem Schwanze hin und her und ruft sein traurig klingendes „Fiwi, Fiwi", welches nicht sehr schnell nach einander ausgestoßen wird, jedoch auch Abänderungen erleidet in „Fiwiwi, Fiwiwi" oder „Fiwet, fiwet" und ähnlich. Oft bleibt er stundenlang auf derselben Stelle sitzen und nur, wenn er ein Kerbthier erspäht, schießt er auf dieses, fängt es im Fluge, um dann wieder auf seinen Standpunkt zurückzukehren. „Das Nest," schreibt mir Nehrling, „wird meist unter Brücken, aber auch in Scheunen, an Dachsparren und in alten unbewohnten Blockhäusern angelegt. Der Hauptbestandtheil desselben ist Erde, welche durch lange starke Grashalme und durch Moos besonders haltbar gemacht wird; immer ist es mit Bastfasern, mitunter auch mit Federn und anderen feinen Stoffen ausgelegt. Durch das hervorstehende Moos erscheint der ganze Bau auf den ersten Blick als ein kleiner Mooshaufen." Uebrigens gebrauchen sie keine Erde, wenn das Nest auf ebener Fläche ruht. Die Eier sind meist rein weiß, doch tragen einige an dem stärkeren Ende matte röthliche Flecken.

Der Waldtyrann (*Contopus virens;* Wood Pewee) wird 6¾ Zoll lang. Die Oberseite des Gefieders ist dunkel olivenbraun, die Unterseite blaßgelb und aschblau über der Brust. Er bewohnt die östlichen Staaten und ist ein sehr häufiger Vogel. Zu uns, in das nördliche Indiana, kommt er um den 8. Mai und verläßt uns Mitte September. Das dunkle Waldesdickicht ist sein Lieblingsaufenthalt. In unsere Obstgärten kommt er wohl auch zuweilen. Gewandt wie alle seine Verwandten, weiß auch er geschickt die Insekten zu fangen. Er hockt in der Regel auf dem äußersten Ende eines Zweiges und schießt von hier auf Kerbthiere, oft gleich mehrere nach einander im Fluge fangend. Während er hockt, zittert er häufig mit den Flügeln und läßt einen leisen Triller hören. Sein Ruf lautet wie „Pieh—i". Zum Brutplatz wählt er niedrige, abgestorbene Baumzweige, 10 bis 30 Fuß über dem Boden, nistet wohl auch auf einem noch grünenden, moosüberwachsenen Zweig. Immer aber wählt er einen solchen, der mit Flechten bedeckt ist, die auch die Außenwand des Nestes bilden, so daß dieses ganz und gar einem natürlichen Auswuchse des Zweiges gleicht. Die Gestalt ist tassenkopfartig. Die vier Eier haben eine

prächtige weiße Grundfarbe, die am stärkeren Ende des Eies mit Purpur- und Lilaflecken bestanden ist. —

Die **Drosseln** (*Turdidae;* Thrush Family). Die artenreiche Familie der Drosseln ist über die ganze Erde verbreitet. Sie kennzeichnet sich durch folgende Merkmale: Der Oberschnabel ist sanft gebogen und vorn an der Spitze leicht eingekerbt. Der Fuß ist mittelhoch. Von den Schwingen der Flügel ist die erste sehr kurz, die dritte und vierte die längste. Die Drosseln fehlten selten bei den üppigen Mahlen der Römer, die sie in großartigen Vogelhäusern auffütterten. Noch heute gilt ihr Fleisch als schmackhaft.

Wir nennen zunächst die Walddrossel (*Turdus mustelinus;* Wood Thrush, Tafel VI, 2). Sie wird 8 Zoll lang. Die Oberseite rostgelbbraun, die Unterseite weiß und mit großen, dichtstehenden, schwarzen, herzförmigen Flecken gezeichnet.

Die Walddrossel, die nirgends gerade häufig ist, hat doch einen weiten Verbreitungskreis. Sie bewohnt Nordamerika vom Mississippi bis an den atlantischen Ocean. Im nördlichen Indiana beobachtete ich sie von der letzten Woche des April an bis Ende September. Unter allen unsern Drosseln ist sie die beste Sängerin. Den Forscher, der im Wald der Vögel Eigenart lauscht, wie dem Naturfreunde, der sich der duftigen Waldeinsamkeit freut, ergötzt sie mit ihrem wunderbaren Lied. Audubon, der viele Jahre seines Lebens der Erforschung unserer amerikanischen Thierwelt widmete, zu einer Zeit, da der Ansiedlungen nur wenige waren, spricht mit wahrer Begeisterung von ihr. Wie oft hat sie seinen gesunkenen Muth wieder gehoben, wenn er ihren fröhlichen Liedern im Walde lauschte, nachdem er eine ruhelose Nacht in einem elenden Zelte zugebracht hat, das ihn nur wenig vor den heftigen Gewitterstürmen schützte. Fern von seiner Heimath und seinen Lieben, matt, hungrig, einsam, haben ihn die schmelzenden Melodien, die ihm Sonnenschein ankündigten, wieder zu neuen Strapazen ermuntert. „Wie inbrünstig," sagt er, „habe ich bei solcher Gelegenheit den Schöpfer gepriesen, daß er die Walddrossel schuf und sie auch in diese öden, menschenleeren Wälder setzte, gleichsam um mich in meinen Entbehrungen zu trösten und mich zu lehren, daß der Mensch nie verzweifeln darf, sondern immer eingedenk bleiben soll, daß Gottes Hülfe allezeit nahe ist . . . . . Ich weiß nicht, mit welchem Tonwerkzeuge ich den Gesang vergleichen möchte; denn ich kenne kein einziges, welches so melodisch und harmonisch wäre. Abwechselnd erhebt er sich zu voller Kraft und fällt dann in anmuthiger Folge zu einem kaum ver-

nehmlichen Geflüster herab." Schon am frühesten Morgen und noch in später Abendstunde hört man das Lied dieser Drossel. Waldesdickichte, welche sich an den Ufern der Flüsse hinziehen und von hohen Bäumen beschattet werden, bilden ihren Lieblingsaufenthalt. Hier brütet sie auch. Das Nest steht in der Regel auf einem wagerechten, niedrigen Zweig, etwa 6 bis 8 Fuß über dem Boden. Es besteht aus abgefallenen Blättern als Unterlage und aus alten Grashalmen, Moos, Würzelchen und Ranken, welche mit Lehm gepflastert und in der Mulde mit feinen Würzelchen ausgelegt sind. Die Eier, vier oder fünf an der Zahl, sind gleichmäßig schön lichtblau. Die Nahrung besteht in Beeren und kleinen Früchten, die im Walde aufgesucht werden. Die Walddrossel ist darum dem Farmer keineswegs schädlich. Gelegentlich fängt sie auch Insekten. In der Gefangenschaft ist sie leicht zu erhalten.

Die Einsiedlerdrossel (*Turdus Pallasi*; Hermit Thrush, Rufous-tailed Thrush) theilt mit der vorigen den Verbreitungskreis und erscheint auch zu der nämlichen Zeit. Sie wird 7½ Zoll lang. Die Oberseite ist rostbräunlich, die Unterseite weiß mit dunkel olivenbraunen Flecken. Der Schwanz ist lebhaft rostrothbraun.

Auch diese Drossel ist ein guter Sänger. Sie läßt dieselben Glockentöne hören wie die vorige, singt aber nicht so kräftig und anhaltend. Das Nest wird auf dem Boden errichtet und besteht aus welken Blättern, Würzelchen, Grashalmen und dergl. ohne Lehm.

Die Rötheldrossel (*Turdus fuscescens;* Wilson's Thrush, Tawny Thrush) wird 7½ Zoll lang. Die Oberseite ist rostbräunlich, die Unterseite schmutzig weiß. Kehle und Kopf sind mit dunkelgraubraunen Längsflecken gezeichnet. Sie bewohnt die östlichen Staaten bis zum Missouri. Sie ist in den Neuenglandstaaten sehr häufig. Sie ist scheu und liebt das Dickicht des Waldes. Das Nest wird auf dem Boden errichtet.

Die Sänger- oder Olivendrossel (*Turdus Swainsoni;* Olive-backed Thrush, Swainson's Thrush, siehe Tafel VI, 3) bewohnt das östliche Nordamerika und wurde auch schon in Deutschland und in der Schweiz erlegt. Sie wird 7 Zoll lang. Die Oberseite ist rosterdbraun mit einem deutlichen Schimmer ins Grünliche. Kehle und Kropf sind blaß braungelb mit dunklen Flecken. Im nördlichen Illinois ist dieser Vogel nächst der Wanderdrossel die am häufigsten vorkommende Drosselart. In der Lebensweise ähnelt sie den vorigen.

Die Wanderdrossel (*Turdus migratorius;* Robin, American Redbreast, siehe Tafel VI, 4) wird 9¾ Zoll lang. Kopf und Hals sind braunschwarz, Kinn und Oberkehle weiß, letztere dunkel gestrichelt. Die Oberseite ist olivenbraungrün, die Unterseite und die untern Flügeldecken lebhaft zimmetroth.

Unter den nordamerikanischen Drosseln ist die Wanderdrossel, wiewohl sie als Sänger weit hinter der Walddrossel zurücksteht, der erklärte Liebling der Amerikaner. Sie ist der erste Bote des nahenden Frühlings, oft wenn noch Schnee den Boden deckt; sie ist auch die letzte unter den fröhlichen Waldsängern, die uns bei nahendem Winter verlassen. Schon Mitte Februar kommt sie zu uns in das nördliche Indiana und erst Ausgangs Oktober sehen wir sie südwärts ziehen. In milden Wintern bleibt sie ganz bei uns. Aber ihr erster Frühlingsgruß ist es nicht allein, der sie uns lieb macht, sie zeigt sich auch zutraulich, siedelt sich ungescheut in der Nähe unserer Wohnungen an und errichtet ihr Nest selbst in der unmittelbaren Nähe unserer Gebäude. Schon ihr Name „Robin", d. i. Rothkehlchen, beweist, daß die ersten Ansiedler bei ihrem Anblick an einen Lieblingsvogel der alten Heimath erinnert wurden und ihm von Anfang an eine warme Zuneigung entgegenbrachten. Kaum ein andrer Vogel hat aber auch einen gleich großen Verbreitungskreis und ist überall häufiger als die Wanderdrossel. Von Grönland bis Mexiko, vom atlantischen bis zum stillen Ocean ist diese Drossel zu finden. In den Wintermonaten ist sie sonderlich in den Südstaaten häufig; doch bestimmt mehr der Mangel an Nahrung, der vornehmlich in Beeren besteht, die Wanderung. In den Thälern der White Mountains, wo das Quecksilber des Thermometers erstarrt, hat man ganze Schaaren dieser Drosseln beobachtet, die durch den Ueberfluß an nahrhaften Beeren angezogen waren. In den Neuenglandstaaten, wo man die Thiere schützt, sind sie am häufigsten. In anderen Gegenden bringt man sie massenhaft auf den Markt.

In ihrer Haltung, in ihrem Lauf und Springen, ihrem Zucken mit dem Schwanz und den Flügeln zeigen sie sich ganz als Drosseln. Ihr Gesang ist weder ausgezeichnet noch schlecht; dennoch lauschen wir dem Robin gern, wenn er, auf einer Fenz oder einem niedrigen Baumstamm sitzend, frisch in den Sonnenschein hineintrillert.

Die Nahrung der Wanderdrossel besteht hauptsächlich aus Würmern, besonders Regenwürmern, dann auch aus Schnecken und allerlei Kerbthieren, welche sie vom Boden aufsucht. Zur Abwechslung nimmt sie aber auch gern allerlei Beeren, besonders Hollunder- und Eber-

eschen- oder Vogelbeeren. Zum Nistplatz werden die verschiedensten Orte gewählt. Man findet das Nest häufig auf Bäumen, in den Ecken der Riegelfenzen, auf hohen Baumstumpfen, in den Wurzeln umgefallener Bäume, besonders häufig auch in den Obstbäumen unserer Gärten, in Weinstöcken und Gartenlauben. Das Nest ist aus Stroh, trockenen Blättern und Moos errichtet, innen mit Lehm ausgeklebt und mit kurzem verrotteten Stroh und Gras ausgekleidet. Die vier bis sechs Eier sind grünlich blau und ungefleckt. Das Weibchen brütet allein; beide Alten nehmen sich aber sorgfältig der jungen Sprossen an. Naht sich dem Neste etwas Verdächtiges, so rüsten sich die Alten, welche durch ihr Geschrei noch andere ihrer Art herbeirufen, muthig zum Angriff. Selbst auf Menschen stoßen sie herab, um sie zu schrecken.

Erwähnen wollen wir auch hier gleich das europäische Rothkehlchen (*Erythaca rubecula;* Robin Redbreast), dessen Name wenigstens auch unter uns bekannt ist. Es ist ein $5\frac{1}{4}$ Zoll langes Vögelchen mit orangegelber Stirn, Kehle und Oberbrust. Es ist in Deutschland wohlbekannt und wohlgelitten. Auf den Dörfern läßt man das Rothkehlchen in der Stube herumlaufen und steckt ihm grüne Büsche an die Wände. Es befindet sich wohl, wenn es in der Stube frei herumlaufen kann und hält 8 bis 12 Jahre in der Gefangenschaft aus. Es duldet aber seines Gleichen in der Stube nicht, es müßte denn ein gleich starker Vogel sein. Dann nimmt eines diese, das andere jene Hälfte ein, und so vertragen sie sich; keines darf aber über die Grenze des andern kommen, sonst geht der Streit an. —


Die Spottdrossel; Mocking Bird.

An die Drosseln reihen wir auch gleich die Spottdrosseln (*Mimus;* Mocking Birds) und nennen zuerst die weltberühmte Spottdrossel (*Mimus polyglottus;* Mocking Bird). Sie wird $9\frac{1}{2}$ Zoll lang. Die Oberseite ist graubraun, die Unterseite weißlich, Kinn, Bauch und untere Schwanzdecken fast weiß. Flügel und Schwanz sind schwarz. Die südlichen Vereinigten Staaten sind das Vaterland dieses ausgezeichneten Vogels, der in einzelnen Paaren sich bis nach Massachusetts zieht. Im Winter zieht die Spottdrossel südlich bis Mexiko und Cuba. Ein warmes Klima, tief gelegenes Land in der

Nachbarschaft des Meeres scheint ihr am besten zu behagen. Ihre Nahrung besteht je nach der Jahreszeit in Insekten und Beeren.

Zweierlei ist, so lange man die Drossel kennt, an ihr bewundert worden: der Reichthum, der Umfang, die Modulationsfähigkeit ihrer Stimme und ihre unvergleichliche Nachahmungsfähigkeit. Unsere Forscher stellen den Gesang über den jedes anderen Vogels, auch über den der Nachtigall. Mag dabei nun auch etwas „Nativismus“ im Spiele sein, so ist doch so viel wahr — und deutsche Vogelkenner haben es bestätigen müssen — daß die Spottdrossel, was Umfang der Stimme und Nachahmungsfähigkeit angeht, alle Vögel weit übertrifft. „Es ist nicht der sanfte Ton der Flöte oder irgend eines andern Tonwerkzeuges, welches man vernimmt“, sagt Audubon, „es sind die schöneren Laute der Natur selbst. Die Tonfülle des Sanges, die verschiedene Betonung und Abstufung, die Ausdehnung der Stimme, das Glänzende des Vortrags sind unerreichbar. Es giebt wahrscheinlich keinen Vogel in der Welt, welcher soviel tonkünstlerische Befähigung besitzt, wie dieser von der Natur selbst geschulte König des Gesanges. Mehrere Europäer haben behauptet, daß das Lied der Nachtigall dem des Spottvogels gleichkomme; ich meinestheils habe beide oft gehört, in der Freiheit ebensowohl wie in der Gefangenschaft und stehe nicht an, zu erklären, daß die einzelnen Töne der Nachtigall ebenso schön sind, wie die, welche die Spottdrossel hervorbringt: — der Nachtigall Stückwerk aber zu vergleichen mit der vollendeten Begabung des Spottvogels ist meiner Ansicht nach abgeschmackt.“ — Aber das Wunderbarste dieser Drossel bleibt doch ihre Nachahmungsfähigkeit und der damit verbundene unerschöpfliche Wechsel des Gesanges. „Am 26. Februar“, erzählt Nuttall, „hörte ich die erste Spottdrossel dieses Jahres. Sie begann mit einer Nachahmung des Spechtes „dschoih, dschoah, dschoh, dschau“, hierauf das „switut, switut“ des Carolinazaunkönigs, nach und nach das „wutit, wutit“ und „dju, dju“ des Kardinals, das „pitta, pitta“ der Schopfmeise hinzufügend, brachte diese Laute aber in Verbindung mit ihrer eigenen und trug sie in einer so geläuterten, meisterhaften Weise vor, als ob sie durch ihre Kräfte die jener unter ihr stehenden Künstler beschämen wolle.“ „Am 29. Juni“, erzählt Gerhardt, „beobachtete ich ein singendes Männchen in unserer Nachbarschaft. Wie gewöhnlich bildete der Lockton und Gesang des amerikanischen Zaunkönigs fast den vierten Theil seines Liedes. Es begann mit dem Gesang des erwähnten Vogels, ging in den Lockruf der Purpurschwalbe über, schrie plötzlich wie ein Sperlingsfalk, flog dann von dem dürren

Aste, auf welchem es bisher gesessen hatte und ahmte während des Fluges den Lockruf der zweifarbigen Meise und der Wanderdrossel nach. Auf einer Umzäunung lief es mit hängenden Flügeln und emporgehobenem Schwanze umher und sang dabei wie ein Fliegenfänger, ein Gilbvogel und eine Tangara, lockte wie die schwarzköpfige Spechtmeise, flog hierauf in ein Brombeergebüsch, zupfte da ein paar Beeren ab und rief sodann wie der Goldspecht und wie die virginische Wachtel, gewahrte eine Katze, welche am Fuße eines Baumstummels herumschlich, stieß sofort mit großem Geschrei nach ihr, schwang sich, nachdem dieselbe die Flucht ergriffen hatte, unter Gesang auf jenen abgebrochenen Ast des Baumes und begann ihr Lied von neuem." „Die Stimme des Spottvogels", sagt Wilson, „ist voll und stark und fast jeder Abänderung fähig. Sie durchläuft von den hellen und weichen Tönen der Walddrossel an alle denkbaren Laute bis zu dem wilden Kreischen des Geiers. Der Spottvogel folgt im Zeitmaße und in der Betonung treu dem Sänger, dessen Lied er stahl, während er letzteres hinsichtlich der Lieblichkeit und Kraft des Ausdrucks gewöhnlich noch überbietet. In den Wäldern seiner Heimat kann kein anderer Vogel mit ihm wetteifern. Seine Lieder sind fast grenzenlos mannigfaltig. Sie bestehen aus kurzen Takten von zwei bis sechs Tönen, welche mit großer Kraft und Geschwindigkeit hervorquellen und zuweilen mit unvermindertem Feuer eine Stunde nach einander ertönen. Oft glaubt der Zuhörer, daß er eine Menge Vögel höre, welche sich zum gemeinschaftlichen Gesange vereinigt hätten. Der eine Sänger täuscht den Jäger und sogar andere Vögel. Die Lieder wechseln je nach der Oertlichkeit. Im freien Walde ahmt die Spottdrossel die Waldvögel nach, in der Nähe des Menschen webt sie dem Gesange alle diejenigen Klänge ein, welche man nahe dem Gehöfte vernimmt. Dann wird nicht blos das Krähen des Hahnes, das Gackern der Hennen, das Schnattern der Gänse, das Quaken der Enten, das Miauen der Katze, das Bellen des Hundes und das Grunzen des Schweines nachgeahmt, sondern auch das Kreischen einer Thüre, das Quiken einer Wetterfahne, das Schnarren einer Säge, das Klappern einer Mühle und hundert andere Geräusche werden mit möglichster Treue wiedergegeben. Zuweilen bringt sie die Hausthiere in förmlichen Aufruhr. Sie pfeift dem schlafenden Hunde so täuschend nach Art seines Herrn, daß jener eiligst aufspringt, um den Gebieter zu suchen; sie bringt Gluckhennen zur Verzweiflung, indem sie das Gekreisch eines geängstigten Küchleins bis zur Vollendung nachahmt; sie entsetzt das furchtsame Geflügel durch den wiedergegebenen Schrei des



1. Fichtensänger (Pine Warbler).
2. Schwarzkappenschnäpper (Black-capped Flycatcher).
3. Canadaschnäpper (Canada Flycatcher).
4. Distelfink (Thistle-Bird).
5. Rubinkronsänger (Ruby-crowned Wren).
6. Citronwaldsänger (Yellow Warbler).
7. Rubin Kolibri (Ruby-throated Humming-bird).

Raubvogels. Gefangene Spottdrosseln verlieren nichts von ihren Begabungen; sie eignen sich im Gegentheil noch allerlei andere Töne, Klänge und Geräusche an und mischen sie oft in der drolligsten Weise unter ihre wohltönenden Weisen."

Keiner unserer Vögel ist darum aber auch so vielen Nachstellungen ausgesetzt als die Spottdrossel. Jedes aufgefundene Nest wird seiner Jungen beraubt. Man füttert diese mit gekochten Kartoffeln und hartgesottenem Ei auf. Die Händler verkaufen die Spottdrosseln zu sehr hohen Preisen. Ganz junge kann man für fünf Dollars bekommen; solche, die zu singen anfangen, kosten fünfzehn Dollars, gut singende fünfundzwanzig und mehr. Soll die Drossel gut singen, so muß man ihr jeden Tag 10 bis 15 Mehlwürmer als Zukost reichen. Der Käfig muß geräumig sein und stets rein gehalten werden.

Ueber die Nistweise berichtet Wilson Folgendes:

„Die Zeit, zu welcher der Spottvogel sein Nest zu bauen beginnt, ist je nach der Breite, in welcher er sich aufhält, verschieden. In den Niederungen von Georgia fängt er frühzeitig im April an zu bauen, in Pennsylvanien hingegen selten vor dem zehnten Mai und in New York und den Staaten von New-England noch später. Es giebt verschiedene Lagen, die er anderen vorzieht. Ein einsamer Dornstrauch, ein fast undurchdringliches Dickicht, ein Orangenbaum, eine Ceder oder Stechpalme sind seine Lieblingsstellen. Diese wählt er am häufigsten. Auch läßt er sich keineswegs abhalten, an den genannten Stellen zu nisten, wenn sie sich auch zufällig, wie dies bisweilen der Fall ist, in der Nähe einer Meierei oder eines Wohnhauses befinden sollten. Stets bereit, sein Nest zu vertheidigen, und niemals allzuängstlich besorgt, es zu verbergen, baut er oft in einiger Entfernung von einem Hause und nicht selten auf Birnen- oder Aepfelbäumen, selten aber höher als sechs oder sieben Fuß vom Erdboden. Die Nester dieser Vögel sind nicht immer ganz von derselben Beschaffenheit, ein Umstand, der von dem größeren oder geringeren Vorrath von passenden Materialien abhängt. Ich habe soeben ein sehr vollständiges Nest vor mir, welches aus folgenden Substanzen zusammengesetzt ist: erstens aus einer Quantität dürrer Zweige und Reiser, dann aus verwelkten, vorjährigen und mit dürren Strohhalmen, Heu, Woll- und Wergflocken vermischten Moosspitzen und drittens endlich aus einer dichten Schicht feiner, lichtbrauner, das Ganze auskleidender Wurzelfasern. Die Anzahl der Eier beläuft sich auf 4, bisweilen auch auf 5, diese sind von graublauer Farbe und mit großen braunen Flecken bezeichnet. Das Weibchen sitzt 14 Tage und

brütet in der Regel jährlich zwei Mal; wenn es aber seiner Eier beraubt wird, nistet und legt es sogar ein drittes Mal."

Die Katzendrossel (*Mimus carolinensis*; Cat-bird) wird 9 Zoll lang. Ihr Gefieder ist schiefergrau, die Unterschwanzdecken sind dunkel kastanienrothbraun. Sie bewohnt den größten Theil der Vereinigten Staaten, nördlich bis Canada, und geht auf dem Winterzuge bis Mittelamerika und Westindien. Sie ist fast in allen Staaten häufig. Es findet sich kaum ein größeres, in der Nähe des Wassers gelegenes, sumpfiges Dickicht, kaum ein mit dichtem Buschwerk bepflanzter Garten, in welchem sich nicht ein Pärchen Katzendrosseln angesiedelt hätte. Als Irrgast wurde sie schon auf der Insel Helgoland vor der Elbmündung erlegt. Im Februar zeigt sie sich in Florida, Georgia, in den Carolinas. Im April erreicht sie Virginien und Pennsylvanien. Im nördlichen Indiana zeigt sie sich Ende April.

Die Katzendrossel erfreut sich der Liebe der Menschen nicht; die Knaben verfolgen sie mit Steinen und zerstören ihre Brut, die Farmer schießen sie, um einen Apfel oder eine Birne, der Gärtner um eine Erdbeere zu retten — und keiner bedenkt, daß der durch den Vogel an den Früchten angerichtete Schaden tausendfach durch die Vertilgung von Insekten ausgeglichen wird, welche die eigentliche Lebensaufgabe dieser Drossel ist. Uebrigens stellen auch die Katzen, die Eichhörnchen und die Blauheher ihnen und ihren Jungen nach.

Die Lockstimme, der diese Drossel ihren Namen verdankt, ist ein unangenehmes Quäken, welches entfernt an die Stimme junger Katzen erinnert. Hiermit begrüßt und verfolgt sie auch jeden, der ihrem Revier zu nahe kommt. Ihr Gesang steht allerdings dem der Spottdrossel nach, ist aber doch nicht unbedeutend, und, da auch sie eine vollendete Nachahmerin fremden Vogelgesanges ist, sehr mannigfaltig und unterhaltend. Das Pfeifen des Quails, das Klucken der die Brut herbeirufenden Henne, die Antwort der jungen Küchlein, den Gesang der sie umgebenden Waldsänger weiß sie so geschickt nachzuahmen, daß auch der Kenner getäuscht wird. „Eine Katzendrossel," schreibt mir Nehrling, „welche ich längere Zeit in der Gefangenschaft hielt, ließ stets beim Anfange ihres Gesanges ganz täuschend den Ruf des Whippoorwills hören, worauf dann ihr sehr schöner, eigener Gesang folgte. Auch das anmuthige Liedchen des Wellenpapageies versuchte sie nachzuahmen. Zuerst wollte dieses ihr nicht glücken, nach einer kurzen Zeit ahmte sie es jedoch so getreu nach, daß es von dem des Wellensittichs nicht zu unterscheiden war. Auch den Gesang des

Indigo- und Papstfinken gab sie ganz fehlerlos wieder. — Im Käfige hält sie bei geeigneter Pflege gut und lange aus. Man füttert sie wie die Spottdrossel. Ihre Gesangsgabe, ihr Nachahmungstalent und ihre Zutraulichkeit gegen ihre Pfleger machen sie als Stubenvogel sehr empfehlungswerth. Sie wird darum auch gleich der Spottdrossel sehr oft nach Deutschland gebracht."

Der Aufenthalt dieser Drossel sind vorzugsweise sumpfige, in der Nähe des Wassers gelegene Dickichte. Gewandt und schnell huscht sie durch die Büsche, während ihr Flug über größere Strecken schwerfällig erscheint. Im Walde wird sie nicht angetroffen. Das Nest baut sie etwa 6 bis 8 Fuß über dem Boden in einem Busch. Es besteht aus dürren Reisern und groben Halmen, welche mit einigen Blättern bedeckt und mit Erde verklebt werden. Das Innere ist stets mit feinen Würzelchen ausgepolstert.

Das Gelege besteht aus vier oder fünf Eiern, welche glänzend bläulichgrün gefärbt sind. Auf die erste Brut, welche in den Anfang des Juni fällt, folgt in der Regel eine zweite, etwa Mitte Juli.

Die Braundrossel oder rothe Spottdrossel (*Harporhynchus rufus*; Brown Thrush, Brown Thrasher, Northern Mocking Bird) bewohnt Nordamerika östlich vom Felsengebirge. Ueber diese Drossel schreibt mir Nehrling Folgendes:

Die Braundrossel ist an der Oberseite rostbraun; die Unterseite ist bräunlich-weiß und mit vielen schwarzbraunen Längsflecken versehen; der Schwanz ist auffallend lang; die Flügel dagegen sind verhältnißmäßig kurz und an den Spitzen gerundet; der Schnabel ist sehr lang, etwas gebogen und schwarz; die fleischfarbenen Füße zeigen einen kräftigen Bau. Die Gesammtlänge dieser Spottdrossel beträgt fast 12 Zoll, wovon etwas weniger als die Hälfte auf den langen Schwanz kommt.

Sie ist unter allen Singvögeln einer der besten Sänger und in unseren Nordstaaten, wo die Spottdrossel fehlt, ist sie ohne Zweifel der hervorragendste Sänger. Ihr Gesang hat alle Eigenschaften, welche ein guter Gesang haben muß: Er ist stark, anmuthig, rein, reich an Abwechselung und Verschmelzung der verschiedenen Strophen. Wie ein klarer, sanft rauschender Strom fluthet er dahin. Er ist unnachahmlich, unbeschreiblich! Nur der, welcher selbst Gelegenheit hatte, den Tönen der Braundrossel zu lauschen, kann sich einigermaßen eine Vorstellung davon machen. Oft sind sie leicht und sanft wie eine süße Klage, wie Sehnsucht. Plötzlich wechseln sie; sie wer-

den lauter, lebhafter, schmetternder, jauchzender, wie ein Lob- und Preisgesang.

Zu ihrem Aufenthalt wählt die Braundrossel dichte, verschlungene Dickichte, in welchen sie selbstverständlich auch brütet. In Illinois, wo sie sehr häufig angetroffen wird, siedelt sie sich vorzugsweise gern in den von Farmern angepflanzten Hecken an, welche ihr auch auf sehr vortheilhafte Weise Schutz gegen die Angriffe ihrer zahlreichen Feinde gewähren. In Wisconsin kommt sie regelmäßig vor, ist aber lange nicht so gemein wie in Illinois.

Ihr Flug ist langsam über den Boden dahinstreichend und schwerfällig. Man sieht sie oft am Gebüsch und an Hecken nur kurze Strecken dahinfliegen. In freie, gebüschlose und nur von einigen Bäumen bestandene Gegenden kommt sie fast gar nicht, weil sie sehr furchtsam und ängstlich ist. Diese Aengstlichkeit erklärt sich aber leicht durch ihren schlechten Flug. Auf den Boden kommt sie nicht häufig herab und wenn es geschieht, so verweilt sie auf demselben nur kurze Zeit. Im Gebüsche dagegen beweist sie, wie die Katzendrossel, ihre Meisterschaft. Munter durchkriecht sie die dichtesten, stachligsten Hecken und die verschlungensten Rebengewinde mit unnachahmlicher Meisterschaft. Das Nest baut sie nie hoch vom Boden, sehr versteckt in einem dichten Busch; je stacheliger, je undurchdringlicher dieser ist, desto lieber ist es ihr. Es besteht an der Außenseite aus Halmen; inwendig ist es mit zarten Wurzeln weich ausgepolstert. Die 4 bis 5 Eier sind der Grundfarbe nach grünlich, aber mit feinen, rostbraunen Flecken so übersäet, daß man oft kaum die Grundfarbe zu erkennen vermag.

Die Braundrossel ist ein hauptsächlich von Würmern, Käfern und anderen Kerbthieren lebender, sehr nützlicher Vogel. Leider ist die Zahl ihrer Feinde sehr groß, und da sie ein schlechter Flieger ist, fällt sie ihnen leicht zur Beute. Besonders sind es in Feldern umherstrolchende, nach Vogelfleisch lüsterne Hauskatzen, welche unzählige junge und alte Braundrosseln umbringen. — Für die Gefangenschaft eignet sich die Braundrossel nicht. Ihren Käfig rein zu erhalten ist fast unmöglich, da sie fortwährend durch Herauswerfen des Futters und durch ihre übelriechenden Exkremente denselben verunreinigt. Die meisten singen in der Gefangenschaft auch gar nicht oder doch nur unbedeutend und kurze Zeit.

Wir schließen nun hieran gleich einige Vertreter der Drosselfamilie, die von manchen Forschern in selbstständige Familien gruppirt sind.

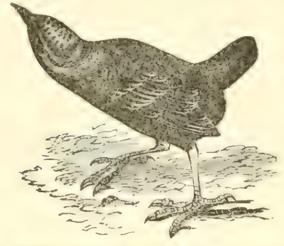
Wir nennen zunächst den allbekannten Blauvogel oder Hüttensänger (*Sialia sialis;* Blue-bird, Tafel II, 1), der das östliche Nordamerika bis zum Felsengebirge bewohnt und im Winter bis Mexiko und Mittelamerika hinabzieht. Die Oberseite nebst Flügel und Schwanz sind ultramarinblau, die Unterseite schön zimmetroth braun, Bauch und untere Schwanz- und Flügeldecken sind weiß. Das Weibchen ist rostaschblau. Schon Ende Februar läßt er sich im nördlichen Indiana sehen. Die Weibchen kommen einige Tage später. Ist das Wetter gut, so schreiten sie gleich zum Nestbau. Oft aber ist der Boden noch mit Schnee bedeckt, das Insektenfutter also spärlich; dann bilden die Aehren des Sumachs die ausschließliche Nahrung. Natürlich kann dieses Futter diese Vögel nicht lange erhalten, und sie erliegen dann der ungünstigen Witterung. So fand ich im Frühjahre 1875 Tausende in der Umgegend von Fort Wayne, Ind. Sie lagen unter Sumachgebüschen, in Baumlöchern und in Umzäunungen. In Folge hiervon zeigten sich im Sommer darauf die sonst bewohnten Brutstätten leer. —

Wo es nicht an passender Nistgelegenheit fehlt, also da, wo es alte Bäume mit Spechtlöchern, hohle Pfosten und dergl. giebt, da ist der Blauvogel gemein. Waldreiche, mit Feldern, Wiesen und Gärten abwechselnde Gegenden sind sein Lieblingsaufenthalt. Sehr gern siedelt er sich in Baumgärten an, namentlich wenn man Nistkästchen für ihn aufstellt. Das Nest formt er aus Heuhalmen und anderen feinen Stoffen. Die Eier, vier bis 6 an der Zahl, sind blaßblau. — „In der Nähe von Chicago," schreibt mir Nehrling, „ergreifen die von Europa eingeführten, schon zahlreich vorkommenden Haussperlinge häufig Besitz von allen vorhandenen Nistgelegenheiten und daher kommt es zum Theil, daß unsere so nützlichen Hüttensänger hier immer seltener werden."

Die Nahrung des Blauvogels besteht fast ganz aus Kerbthieren aller Art, welche er meist vom Boden aufsucht, auf welchem er jedoch sich nur langsam fortbewegt. Für die Gärten ist er ein großer Wohlthäter, welcher gehegt und gepflegt werden sollte. Wo man für passende Nistkästchen sorgt und ihn vor seinen Hauptfeinden: Katzen, Eichhörnchen, Sperlingsfalken und Würgern schützt, siedelt er sich an und vergilt die Fürsorge durch Vertilgung einer zahllosen Menge schädlicher Kerfe. —

Auch die zwerghaften Goldhähnchen, liebliche kleine Vögel, wollen wir hier nennen. Unser Land beherbergt zwei Vertreter: den

Rubinkronsänger (*Regulus calendula;* Ruby-crowned Wren, Tafel VII, 5) und den Goldkronsänger (*Regulus satraba*; Golden-crowned Wren). Jenen ziert ein feuerrother, diesen ein orangefarbener Fleck auf dem Hinterkopfe. Die Oberseite beider Vögel, die nur vier Zoll messen, ist olivengrün, beim ersten mehr einen grauen, beim letzteren mehr einen gelblichen Schimmer annehmend. Beide Arten wandern von Labrador und Neufundland aus in alle Vereinigten Staaten. Zu uns kommen sie nur auf ihrem Durchzug. Im nördlichen Indiana zeigen sie sich Anfangs April und ziehen im Mai nördlicher. Im Herbst zeigen sie sich gleichfalls während der Zugzeit. Es sind liebliche, stets unruhige, bewegliche Vögel, welche im Gezweige der Bäume mit überraschender Behendigkeit umherhüpfen und dieselben nach Insekten und deren Eiern durchsuchen. Wenn sie, in der Luft fliegend, ein Kerbthier jagen, sträuben sie ihre prachtvollen Kopffedern. Vor dem Menschen zeigen sie so wenig Scheu, daß sie in die Nähe der Wohnungen kommen, um auf den Bäumen ihre anziehende Kerbthierjagd zu beginnen. —


Der Wasserschwätzer; Water Ouzel.

Ein eigenthümlicher Vogel ist der zu der Sippe der Wasserschwätzer zählende Grauschwätzer (*Hydrobata mexicana;* American Dipper, Water Ouzel), ein $7\frac{1}{2}$ Zoll langer Vogel mit einfarbig dunkelschiefergrauem Gefieder. Er bewohnt das Gebiet des Felsengebirges von Britisch-Amerika bis Mexiko. Es ist dies ein interessanter Vogel; er ist ein Sänger und doch auch ein vollendeter Taucher und Schwimmer. Man trifft ihn an rauschenden, nicht zufrierenden Gebirgsbächen mit steinigem Grund und hellem Wasser. Hier sieht man ihn, immer regsam und lebendig, von den Steinen, Pfählen und Baumwurzeln aus, die aus dem Wasser ragen, seine Fischerei betreiben. Aber man trifft ihn selbst im Wasser, kräftig mit seinen kurzen Flügeln rudernd, ja, oft vom Wasser ganz überfluthet, auf dem Boden herumtrippelnd. Die Nahrung besteht in Wasserinsekten und anderen kleinen Wasserthieren. Das Nest steht dicht am Wasser, unter Brücken, in Uferhöhlen, in Baumstämmen; es ist aus Moos und Reisern zusammengefügt. Die Eier, 3 bis 6 an der Zahl, sind glänzend weiß. —

Die Sänger (*Sylvicolidae;* Warbler Family) bilden eine artenreiche Familie kleiner, aber frischer und farbenschöner Vögel. Sie

sind es namentlich, die den Wald mit ihrem munteren Gesang beleben, die immer geschäftig von Zweig zu Zweig durch das dichte Laub schwirren, um kleine Insekten, die sich unter den Blättern oder in den Blüthen verbergen, zu erhaschen. Sie sind gekennzeichnet durch neun Schwungfedern der ersten Ordnung und durch den weniger als kopflangen konischen Schnabel.

An die Spitze der Sänger müssen wir—mag sich auch das amerikanische Nationalgefühl dagegen sträuben—einen Ausländer stellen, die vielsingende und vielbesungene Nachtigall (*Philomela luscinia*; Nightingale). Schon der alte Römer Plinius sagt von ihr: „In ihrer kleinen Kehle vereinte die Natur Alles, was die musikalische Kunst der Menschen erfand und an eine Reihe vielartiger Instrumente vertheilen mußte; ihre Stimme hat eine bewunderungswürdige Stärke, ihr Athem eine unvergleichliche Dauer.“ Die Römer der Kaiserperiode zahlten 300 Dollars für eine Nachtigall, also mehr als der Preis eines Sklaven war; sie ließen auch Tausende dieser Vögel zu ihren Schmausereien fangen und tödten.

Die Nachtigall wird 6¾ Zoll lang und ist oben einfarbig graubraun, unten graulichweiß gefärbt. Aber trotz ihres unansehnlichen Gefieders hat sie doch eine edle, schlanke Figur, eine noble Haltung. Sie ist, wie der deutsche Name es treffend sagt, die Sängerin der Nacht. „Die ahnungsvolle Dämmerung“ sagt Masius, „die Feier der Nacht, der sternfunkelnden Mainacht, wenn Jasmin und Rosen duften, und ferne Wetter leuchten: das ist Seele und Echo des Nachtigallgesanges. Tief aus der Brust—in langgehaltenen Noten—zieht sie den Wohlklang ihrer Klagen oder den feurigen Ruf und die siegschmetternden Schläge.“

Die Vereinigten Staaten beherbergen mehr als 50 Arten der Sänger. Voran stellen wir die den Lerchen nicht fern stehenden Pieper. Diese sind gekennzeichnet durch den geraden, vor der Spitze eingekerbten Schnabel, die hochläufigen, dünnzehigen Füße mit der großen Daumenkralle und die langen zugespitzten Flügel. Wir nennen hier den Baumpieper (*Anthus ludovicianus;* Tit-lark, American Pipit), der sich in ganz Nordamerika findet und im Winter bis Mexiko zieht. Man findet ihn in New Mexiko und Californien wie auf den Ebenen des Saskatchewan in großer Anzahl. Die Oberseite ist dunkelolivenbraun, die braunröthliche Kehle und Brust sind auf der Kropfgegend dunkel gefleckt und gestreift. Unser Pieper ist ein gewandter, wenn auch niedriger Flieger und gleich den Lerchen auch ein guter Läufer. Insekten und Sämereien sind seine Hauptnahrung. Wenn er

sich in der Nähe der Seeküste oder an den Flußufern aufhält—und er thut dies mit Vorliebe—pickt er kleine Kruster und Muscheln aus dem Wasser auf. Dabei ist er immer hurtig, gewandt und listig, ein rechter „Ueberall und Nirgend". Das Nest steht auf dem Boden in einer Vertiefung zwischen deckenden Grashalmen. Die Eier sind auf dunkel chocoladenbraunem Grunde mit schwarzen Längsflecken gezeichnet, variiren aber in der Farbe.

Auch die Gruppe der Kletterwaldsänger (*Mniotilta;* Creeping Warblers), die sich durch lange Zehen, durch spitze Flügel und dünnen, gestreckten Schnabel kennzeichnen, hat in Nordamerika einen Vertreter, nämlich den Kleibwaldsänger (*Mniotilta varia;* Black and White Creeping Warbler). Die Oberseite ist schwarz, der Kopf trägt fünf weiße Längsstreifen. Der sehr ausgedehnte Verbreitungskreis dieses Vogels umfaßt den Osten der Vereinigten Staaten, Mexiko, Mittelamerika, Westindien und Südamerika bis zur Stadt Bogota, doch ist er nirgends sehr häufig. Sein Gebahren erinnert ganz und gar an das der Baumläufer (Creepers). Er ist gleich diesen ein vorzüglicher Kletterer, wählt Baumstämme zu seinem Jagdgebiete, klettert in Schraubenlinien um den Stamm und hackt mit dem scharfen Schnabel in die morsche Borke, um sich die darunter verborgenen Insekten zu sichern.

Die Gattung der Wurmwaldsänger (*Helmintophaga;* Worm-eating Warblers) mit langem, sehr scharfem Schnabel hat mehrere Vertreter in den Vereinigten Staaten. So den Goldflügelsänger (*Helmintophaga chrysoptera;* Golden-winged Warbler) mit gelbem Kopf und großem gelbem Fleck auf den Flügeln, den blauflügligen Waldsänger (*Helmintophaga pinus;* Blue-winged Yellow Warbler) mit orangegelber Krone und manche andere, die wir hier nicht erwähnen können.

Wir nennen hier auch den Ringwaldsänger (*Parula americana;* Blue Yellow-backed Warbler), der nur 4¾ Zoll lang wird. Oberseite, Kopf, Hals sind schön blaugrau, Kinn, Kehle und Kropf citronengelb, Untertheile weiß. Er ist einer unserer anziehendsten Waldsänger, obwohl er nirgends gerade häufig ist. Er findet sich vom Mississippi-Thal bis zum atlantischen Ocean. Er bewohnt sumpfige Dickichte und nährt sich von Insekten, die er in den Kronen der Bäume aufsucht. Behend schlüpft er hier von Ast zu Ast und kommt nur selten auf den Boden. —

Artenreich ist die Gruppe der eigentlichen Waldsänger (*Dendroica;* Warblers), welche sich über Nord-, Mittel- und das nördliche Südamerika, sowie über Westindien verbreiten. Sie haben einen spitzen kegelförmigen, vorn scharf gebogenen, deutlich ausgeschnittenen Schnabel, an dessen Grunde kurze Borsten stehen. Die Flügel sind lang und spitzig. Der leicht gerundete Schwanz trägt immer einen weißen Flecken. Wir theilen sie, der Uebersichtlichkeit und leichten Bestimmung wegen, nach Baird in sieben Gruppen. Wir können nur auf wenige besondere Rücksicht nehmen; sie gleichen überdies einander in der Lebensweise.

Die Waldsänger der ersten Gruppe haben ein schwarzes Kinn, eine schwarze Kehle, und ein schwarzes Vordertheil der Brust, einen gestreiften Rücken, zwei weiße Querbinden auf den Flügeln und vorwiegend weiße äußere Schwanzfedern. Hierher gehört der Grünwaldsänger (*Dendroica virens;* Black-throated Green Warbler) unserer Oststaaten, dessen Oberseite olivengrün, dessen Stirn und Rücken gelb sind. Im nördlichen Indiana ist er häufig und brütet auch hier.

Bei den Waldsängern der zweiten Gruppe sind die Seiten und die unteren Theile des Kopfes schwarz. Hierzu gehört der schwarzkehlige Blauwaldsänger (*Dendroica caerulescens;* Black-throated Blue Warbler) unserer Oststaaten. Seine Oberseite ist dunkel schieferblau, die Untertheile sind weiß.

Bei den Waldsängern der dritten Gruppe finden wir einen gelben Längsfleck auf der Krone. Zu ihnen gehört der Kronsänger (*Dendroica coronata;* Yellow-rump Warbler) unserer Oststaaten bis zum Missouri. Die Oberseite ist schieferblau, die Unterseite weiß. Die Brust ist schwarz gefleckt; der Bürzel und die Seiten sind gelb. Er ist im nördlichen Indiana häufig; ich habe ihn aber hier nie brütend gefunden.

Der Orangewaldsänger (*Dendroica Blackburniae;* Blackburnian Warbler, Orange-throated Warbler) bewohnt unsere Staaten östlich vom Missouri. Die Oberseite ist schwarz, die Kehle glänzend orange. Kommt im nördlichen Indiana nur auf dem Durchzuge vor.

Die vierte Gruppe umfaßt solche Waldsänger, deren Seite und Kehle kastanienbraun und deren Rücken gestreift ist. Der braunbrüstige Waldsänger (*Dendroica castanea;* Bay-breasted

Warbler) unserer Oststaaten gehört hierher. Ziemlich häufig im nördlichen Indiana.

Die Waldsänger der fünften Gruppe haben eine weiße Unterseite, ihr Rücken trägt schwarze Längsstreifen, die Flügel weiße Querbänder. Zu dieser Gruppe zählen wir den Pennsylvania Waldsänger (*Dendroica pennsylvanica;* Chestnut-sided Warbler) unserer Oststaaten bis zum Missouri. Er trägt eine goldene, weiß umgrenzte Krone. Die Kopfseiten sind schwarz, die Seiten des Rumpfes kastanienbraun.

Der Blauwaldsänger (*Dendroica caerulea*; White-throated Blue Warbler) theilt des vorigen Verbreitungskreis, trägt aber ein blaues Oberkleid und eine blaue Brustbinde. Er brütet im nördlichen Indiana und ist hier auch ziemlich häufig.

Die Waldsänger der sechsten Gruppe sind gekennzeichnet durch eine gelbe Kehle, gestreifte Brust und Seite. Zu dieser Gruppe gehört der Fichtensänger (*Dendroica pinus;* Pine-creeping Warbler) (siehe Tafel VII, 1) der Osthälfte Nordamerikas mit olivengrüner Oberseite und gelber Unterseite. Man sieht ihn am häufigsten in Nadelwäldern, namentlich auf der Pechtanne (Spruce) unseres Südens, deren Samen er gern genießt. Man sieht ihn aber auch auf dem Boden herumhüpfen; bei jeder Störung aber fliegt er sofort dem Stamme zu, an dem er sich nach Art der Spechte und Baumläufer festhakt.

Der Citronwaldsänger (*Dendroica aestiva*; Yellow Warbler, Summer Yellow-bird (siehe Tafel VII, 6) bewohnt ganz Nordamerika und ist ein häufiger Gast unserer Wälder. Er ist ein schöner, beweglicher Vogel, dessen Hauptfarbe ein angenehmes Gelb ist, das auf dem Rücken kaum bemerkbar ins Gräulichgelbe übergeht und unten mit bräunlichen Längsstreifen geziert ist. Dieser Sänger hält sich vorzugsweise gern in trockenen, gebüschreichen Vorhölzern und in dem dichten Laub der Gartenbäume auf. Er verläßt das nördliche Indiana schon im August.

Der Fleckenwaldsänger (*Dendroica maculosa;* Black and Yellow Warbler) bewohnt die Staaten östlich vom Missouri. Er trägt eine blaue Kappe, hat einen gelben Rumpf, schwarze Kopfseiten und schwarzen Rücken. Auf den Flügeln steht ein weißer Fleck und über den Unterleib ziehen sich schwarze Streifen. Im nördlichen Indiana habe ich ihn nur selten angetroffen.

Der Rothkronwaldsänger (*Dendroica palmarum;* Yellow Red-poll Warbler, Palm Warbler) trägt eine hellkastanienbraune

Krone. Die Oberseite ist olivenbraun, der Rumpf grüngelb. Die Unterseite ist gelb mit braunen Streifen. Er nistet auf dem Boden.

Die siebente Gruppe endlich umfaßt solche Waldsänger, die eine gelbe Kehle und keine Bruststreifen haben. Hierher zählen wir den Prairiewaldsänger (*Dendroica discolor;* Prairie Warbler) der östlichen Staaten. Er ist oben olivengelb und hat eine roth gestreifte Oberseite. Die Unterseite, ein Querband über die Flügel sind gelb. Im nördlichen Indiana ein sehr seltener Gast.

In diese Verwandtschaft gehört auch ein Vogel, der zwar bei uns nicht heimisch ist, der aber seines eigenthümlichen und kunstvollen Nestbaues wegen, wohl einen Platz in diesem Buche verdient. Ich meine den Schneidervogel (*Orthotomus longicaudata;* Tailorbird Ostindiens, ein Vögelchen von 6½ Zoll Länge. „Ein Bewohner Ostindiens,“ schreibt Müller, „und dort allbekannter Bürger und Schneider, zeigt er sich meist paarweise oder auch zuweilen in Gesellschaft in Gärten, im Rohrdickicht und seltener in Waldungen heimisch. Hier hüpft er munter im Gezweig umher, öfters lockend und rufend, und nährt sich von Ameisen und Insektenlarven. Sein Nest näht er sich aus einem oder zwei Blättern zusammen. Zu diesem Zwecke sucht er sich ein passendes Blatt aus, gewöhnlich ein solches, welches am Ende eines dünnen, schwanken Zweiges herabhängt. Dieses Blatt durchbohrt er mit seinem spitzen Schnabel an vielen Stellen der Ränder, so daß zuletzt Reihen von feinen Löchern, freilich in ziemlich unregelmäßiger Stellung, entstehen. Dann erst sucht sich der Vogel entweder schon fertige Fäden, welche auf dem Boden liegen oder hier und da an erhöhten Gegenständen hängen geblieben sind, oder er benutzt die lange Faser irgend einer Pflanze und bereitet sich selbst einen dienlichen Faden. Durch die Löcher zieht er nun dieses Heftemittel und zieht die Ränder des Blattes an einander, so daß eine Art hohlen Kegels gebildet wird, dessen Spitze nach unten zu gekehrt ist. Besitzt das auserwählte Blatt die nöthige Breite, so begnügt er sich mit diesem einen, wenn nicht, so näht er zwei an einander, selbst wenn er genöthigt sein sollte, ein zweites aus einiger Entfernung, nachdem er es losgebissen, herbeizuholen und mit den Fasern an das erste zu heften. Den Schneiderfaden spinnt sich der Vogel aber auch oft aus roher Baumwolle. Die innere Auskleidung des Nestes besteht aus weichem, weißem Flaum, der kurzer Baumwolle gleich ist. Das Weibchen legt drei bis vier weiße Eier mit braunröthlichen Flecken. Die Vögel sind wohl darauf bedacht, das Nest im Schutz des Laubes gut zu verbergen, wie=

wohl die höhere oder tiefere Lage desselben weniger in der Absicht des Vogels, den Nachstellungen zu entgehen, als vielmehr in reinen Zufälligkeiten ihren Grund haben mag.“

Wir wenden uns nun zur Gruppe der Erdwaldsänger *Geothlypis;* Ground Warblers), die durch einen deutlich gekerbten Schnabel, kräftige Füße, kurze, gerundete Flügel und einen ziemlich langen Schwanz gekennzeichnet sind. Zu ihnen gehört der Erdwaldsänger (*Geothlypis trichas*; Maryland Yellow-throat), dessen Stirn, Backen und Ohrgegend schwarz sind. Die übrigen Theile sind vorherrschend gelb. Dieser häufige und bekannte Erdwaldsänger hält sich während der Wintermonate in Mittelamerika und Westindien auf und durchwandert im Frühjahr und Herbst den ganzen Osten von Florida bis Neu-England. Er ist im nördlichen Indiana eine häufige Erscheinung und nistet auch hier. Während des Sommers sehen wir ihn im dichten, schattigen Walde, am häufigsten in der Nähe des Wassers; er hält sich im niederen Gebüsch versteckt und kommt oft zum Boden herab, um unter abgefallenem Laube nach Insekten zu suchen. Sein Gesang, der aus den wiederkehrenden Silben Witititih besteht, ist nicht ohne Anmuth. Man kann sich dem Vogel bis auf wenige Fuß nähern, so wenig scheu ist er. Wird sein Nest entdeckt, so legt er die größte Sorge und Angst an den Tag und fliegt bis auf wenige Fuß auf den Ruhestörer zu. Das Nest findet man im unzugänglichsten Dickicht des Waldes oder auf buschigen Wiesen fast immer auf dem Grunde; es besteht aus trocknen Blättern und Gras, welche mit dünnem Reisig verflochten sind. Die 4 bis 6 Eier zeigen auf rein weißem Grunde röthlichbraune Flecken, Punkte und Strichelchen.

Die Sippe der Sumpfwaldsänger (*Sciurus;* Water Thrushes) kennzeichnet sich durch geraden, kopflangen Schnabel, lange und spitzige Flügel und durch den ziemlich gerundeten Schwanz. Sie sind oben olivenfarbig, unten weißlich. Zu ihnen gehört der Piperwaldsänger oder Ofenvogel (*Sciurus aurocapillus;* Golden-crowned Thrush, Oven-bird), der 6 Zoll lang wird, und den ein breiter rostzimmetfarbener, schwarzbegrenzter Kopf- und Nackenstreifen ziert. Er bewohnt unsere Oststaaten und nistet auch im nördlichen Indiana. Er pflegt mit dem Schwanz zu wippen, weshalb man ihn in Jamaica den “Land Kickup” nennt. Sein Schlag ist laut und klar und dabei nicht unangenehm. Er nistet auf dem Boden und schützt sein Nest in der Regel durch ein gewölbtes Dach, so daß nur ein mäßiger Zugang bleibt. Daher sein Name Ofenvogel. Doch

auch ein solches wohlverwahrtes Nest vermag unser schmarotzender Strolch, der Kuhstaar, zu erreichen. Man findet nicht selten seine „Kukuksceier" in dem Nest unseres Piperwaldsängers.

Auch die Sippe der Waldfliegenschnäpper (*Myiodioctes;* Warbling Flycatchers) hat in Amerika seine Vertreter. Der Schnabel ist an der Spitze eingekerbt, in den Mundwinkeln stehen lange Borsten. Die Oberseite ist olivengrün oder bleifarben, die Unterseite ist gelb. Zu ihnen gehört der Canada Fliegenschnäpper (*Myiodioctes canadensis;* Canada Flycatcher (siehe Tafel VII, 3) und der Schwarzhauben-Fliegenschnäpper (*Myiodioctes pusillus;* Green Black-cap Flycatcher (siehe Tafel VII, 2). Der erstere ist nur im Frühjahr und Herbst bei uns, er brütet im Norden.

Zur Sippe der Fliegenschnäpper (*Setophaga;* Flycatchers) stellt Nordamerika als Vertreter den Rothschwanzschnäpper (*Setophaga ruticilla;* American Redstart, siehe Tafel II, 4), einen der muntersten und farbenreichsten Vögel unserer Wälder. Oberseite, Kinn, Kehle, Kropf- und Brustseiten sind schwarz, die unteren Flügeldecken lebhaft mennigroth, die übrigen Untertheile weiß, zart mennigfarben verwaschen. Er ist in den Mittelstaaten häufig. Mit halbgeöffneten Flügeln und ausgebreitetem Schwanze sitzt er auf dem zarten Ast und späht von hier aus auf vorüberschwirrende Insekten, um sie im Fluge wegzufangen. Einen guten Theil ihrer Nahrung picken sie auch von den Blättern ab, fliegen auch zum Boden nieder, rennen, den langen Schwanz emporgehoben, nach Stelzenart mit großer Gewandheit hin und her, lüften die Flügel ein wenig bei jedem Ansatze zum Laufen und bewegen sie oft auch flatternd oder schwirrend. Ihr Gesang, der wie „ti, ti, vi" klingt, ist klangvoll und angenehm.

Der Gruppe der Feuertyrannen (*Pyranga*: Tanagers) zählen wir den Scharlachtangara (*Pyranga rubra*; Scarlet Tanager, siehe Tafel VIII, 2) zu. „Keiner unserer gefiederten Sommergäste," schreibt mir Herr Nehrling, „gereicht dem Walde unserer Nordstaaten so zur Zierde, wie dieser herrlich rothe Vogel mit schwarzen Flügeln und eben solchem Schwanze. Dies gilt jedoch nur von dem Männchen, das Weibchen ist viel einfacher gelblichgrün gezeichnet, welche Färbung auch das Männchen gegen den Herbst zu annimmt. Als Aufenthalt dienen diesem Vogel die Wälder, besonders solche, die wenig Unterholz haben. Er kommt ebensowohl am Saume, als im Inneren des Waldes vor. Freie, baumlose Gegenden meidet er ganz; in die Gärten kommt er zuweilen. Er ist so wenig scheu, daß

man ihn genau beobachten kann. Auf Bäumen nimmt er sich herrlich gegen das grüne Laub aus. Er hüpft auf denselben langsam umher und fliegt auch nicht sehr schnell; es scheint gerade, als wolle er dem Beobachter so recht seine Pracht zeigen. Auf den Boden kommt er oft herab. Er ist ein stiller Vogel, welcher sich durch Nichts als durch seine Schönheit bemerkbar macht. Einen Ton giebt er höchst selten von sich. Das Nest fand ich im nördlichen Illinois einmal. Es befand sich etwa 20 Fuß vom Boden auf dem Seitenaste einer Eiche und war aus Bastfasern und Halmen ziemlich lose und nachlässig zusammengefügt; an einigen Stellen war es sogar durchsichtig. Ich fand darin vier sehr längliche und zartschalige Eier, welche auf hellgrünem Grunde mit kleinen blassen und dunkelbraunen Flecken, am dicksten Ende am dichtesten gezeichnet waren. In diesem Neste fand ich auch ein größeres, von den anderen ganz verschieden gefärbtes Ei. Ohne Zweifel war es ein Kuhvogel gewesen, welcher sein Ei in das Nest des Tangaren gelegt hatte, denn es stimmte sowohl in Größe als auch in Färbung vollkommen mit anderen Kuhvogeleiern überein.

An die Gefangenschaft gewöhnt sich dieser prachtvolle Vogel sehr schwer; ist er aber erst eingewöhnt, so zeigt er sich dauerhaft. Man füttert ihn mit Spottdrosselfutter, etwas Sämereien und Mehlwürmern."

Im nördlichen Indiana ist er ein häufiger Gast, der sich in den letzten Tagen des April einstellt. Im October verläßt er uns; das Männchen verfärbt sich aber schon im August. Das Weibchen zeigt sich um Nest und Junge eifrig bemüht. Wilson hat einen jungen Vogel aus dem Nest genommen und in einem Käfig zu einem Paar Gartentrupiale gebracht, in der Hoffnung, diese würden sich des jungen Sprößlings annehmen. Diese thaten es indessen nicht, und das Schreien des jungen Tangaras lockte endlich die Alten herbei, die zwischen Wald und Käfig hin- und herflogen, den kleinen Schreihals zu sättigen. Als dieser endlich flügge geworden war, lockten sie den armen Gefangenen mit solchen beweglichen Tönen zu sich, daß Wilson ihrem Verlangen nachgab und dem jungen Vogel die Freiheit schenkte. Fröhlich zwitschernd flogen nun alle drei dem nahen Walde zu. Gegen Kälte sind diese Vögel sehr empfindlich, so daß bei starker Frühlingskälte große Mengen zu Grunde gehen. —

Die **Schwalben** (*Hirundidae;* Swallow Family). Die äußerst kurze, dreieckige und platte, an der Wurzel sehr breite, bis an die Augen

gespaltene Schnabel, die langen, schmalen, spitzigen Flügel, der mittellange, meist gegabelte Schwanz kennzeichnen die Schwalben.

Die Schwalbe ist ein vollendetes Luftthier. Auf dem Boden unbeholfen und lahm, erscheint sie im Fluge schnell und gewandt. Ihre Flügel, lang und spitzig, schneiden wie Sensen durch die Luft. Der kurze, aber breitgeöffnete Schnabel erhascht im Fluge die Insekten der Luft, des Bodens und des Wassers; fliegend frißt, trinkt, badet der ruhelose Vogel. Bewundernswerth ist die unvergleichliche Flugfähigkeit. Sie scheint keine Ermattung zu kennen. Verbringen doch manche den ganzen langen Sommertag in hoher Luft, ohne auszuruhen! Auf ihren Flügen entfernen sie sich oft sehr weit über das Meer hin. Humboldt sah eine Schwalbe 200 Meilen weit von Madeira in offener See, der deutsche Reisende Burmeister ein Pärchen 400 Meilen von der Küste Afrikas und 200 von den Inseln des grünen Vorgebirges entfernt. Ja, der Reisende Kalm traf sie mitten im Atlantischen Ocean, mehr als 900 Meilen vom Festlande.

Die Schwalben sind uns willkommene Boten des nahenden Frühlings, wenn auch der Volksmund warnend ausruft: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer!“ Kaum ist Eis und Schnee geschmolzen, kaum summen die Fliegen und tanzen die Mücken, so kommen auch die Schwalben zu uns. Dichter haben ihre Heimkehr oft besungen.

„Schwälbchen, du liebes, nun bist du ja
Wieder von deiner Wanderung da?
Erzähle mir doch, wer sagte dir,
Daß es wieder Frühling wurde hier?“
„„Der liebe Gott im fernen Land,
Der sagte mir's, der hat mich hergesandt!““
„Und wie sie so weit war hergeflogen,
Da hat sie sich nicht in der Zeit betrogen.
Der Schnee schmolz weg, die Sonne schien warm,
Es spielte manch fröhlicher Mückenschwarm;
Die Schwalbe litt keinen Mangel, noch Noth,
Sie fand für sich und die Kinder Brod.“

Auch die Anhänglichkeit an die von Menschen bewohnten Stätten hat sie uns lieb gemacht. Sie erkennen in dem Menschen ihren Beschützer und Freund und fügen sich in die verschiedenartigsten Umstände. „Hierfür,“ schreibt Liebe, „liefert ein alljährlich wiederkehrendes Pärchen der Rauchschwalbe im Dorfe Pfordten bei Gera einen Beleg. Dasselbe klebt seinen Lehmpalast unter dem schwankenden Dächelchen einer Hängelampe in dem sehr belebten Schänkraum des

Wirthshauses fest. Wirth und Gäste freuen sich der Thierchen, entbehren während der „Schwalbenzeit“ gern der von oben leuchtenden Flamme und begnügen sich inzwischen mit einem tiefstehenden Lichte, welches die Schwalben ebensowenig wie das lebhafte Getreibe der Gäste behelligt.“

Von der zärtlichen Sorge der Schwalben zu ihren Jungen erzählt Otto v. Kotzebue in seiner „neuen Reise um die Welt“ einen charakteristischen Zug. „Als wir bei Kamtschatka vor Anker lagen, baute ein Schwalbenpaar ruhig sein Nest nahe bei der Kajüte. Ungestört von dem Lärm der Arbeiten auf dem Schiffe brütete das liebende Paar seine Jungen glücklich aus, fütterte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt und zwitscherte ihnen zärtliche Lieder vor. Da entfernte sich plötzlich ihre friedliche Hütte vom Lande. Sie schienen darüber in Erstaunen zu gerathen und umkreisten ängstlich das immer weiter eilende Schiff, holten aber doch noch vom Lande Nahrung für ihre Jungen, bis die Entfernung zu groß wurde. Da ging der Kampf zwischen Selbsterhaltung und Elternliebe an. Lange noch umflogen sie das Schiff, verschwanden dann auf einige Zeit, kehrten plötzlich wieder, setzten sich zu ihren hungrigen Jungen, welche ihnen die offenen Schnäbel entgegenstreckten, und schienen sich zu beklagen, daß sie keine Nahrung für sie finden konnten. Dieses Verschwinden und Wiederkommen dauerte noch einige Zeit. Endlich blieben sie aus, und nun nahmen sich die Matrosen der Verwaisten an.“

Ist auch ihr Gesang kein guter, so ist er doch gemüthlich und anheimelnd. Lustig ist ihr Gekreisch, mit dem sie den Flug, liebenswürdig das Geplauder, mit dem sie den Nestbau begleiten. — Ihre Nützlichkeit wenigstens sollte ihnen die Beachtung auch des selbstsüchtigsten Menschen sichern. Sie nützen uns durch das Wegfangen von allerlei Insekten, die sie im Fluge erhaschen, und die ihnen in den weit geöffneten, fast bis an die Augen gespaltenen Schnabel hineinspazieren, wie den Bewohnern „des Schlaraffenlandes“ die gebratenen Tauben.

Von unseren heimischen Schwalben nennen wir zunächst die allbekannte und allbeliebte Scheunenschwalbe (*Hirundo horreorum;* Barn Swallow) mit stahlblauer Oberseite, kastanienbrauner Stirn und Kehle und rostzimmetrother Unterseite. Zutraulich wagt sie sich in das Gewoge unserer volkreichen Städte und errichtet ihre Erdwohnungen an den Dächern der Paläste wie der Hütten. Im hohen Grade den Menschen durch den Insektenfang nützlich, zutraulich, anmuthig in ihren Bewegungen, zärtlich gegen ihre Brut, friedlich, gesellig unter einander —



1. Blauheher (Blue Jay).
2. Tanagra (Scarlet Tanager).
3. Hauszaunkönig (House Wren).
4. Cardinal (Cardinal).
5. Sumpfhordenvogel (Red-winged Black-bird) Männchen.
6. " " Weibchen.

müssen sie unsere Vorliebe gewinnen. Weit her, aus Central- und Südamerika, aus Brasilien und Paraguay hat sie das erste Frühlingswehen zu uns hergeführt. Emsig sind sie alsbald an die Gründung eines eigenen Hausstandes gegangen. Das künstliche an die Wand geklebte Nest, zu dem die Erde mühsam klümpchenweise herbeigeholt wurde, ist mit feinen Hälmchen und Federchen weich und wohnlich ausgepolstert. Hier legt das Weibchen seine schön weißen, rosig angehauchten, purpurbraun gefleckten Eier, vier bis sechs an der Zahl. Sie scheuen die Nähe des Menschen gar nicht. Früh im Sommer, an einem Junimorgen, hatte sich ein Schwalbenpärchen auf dem Dach einer Hütte niedergelassen, die von einem Hufschmied als Werkstätte benutzt wurde. Sie achteten der umhersprühenden Funken und des Geräusches des Blasebalges nicht. Ohne Scheu flogen sie in die Hütte und wählten zwitschernd einen passenden Nistplatz, nämlich einen Pfosten, der gerade über dem Amboß sich befand. Wiewohl nun der kräftig geschwungene Hammer auf- und abflog, das Feuer hoch aufloderte, das glühende Eisen Funken sprühte, der Amboß erdröhnte, flog doch das Pärchen emsig aus und ein, und schon nach wenigen Tagen war das Nest vollendet. Die junge Brut gedieh unter der Pflege der Alten vortrefflich.

Die natürlichen Nistplätze dieser Vögel, ehe unser Land besiedelt wurde, waren Höhlen oder die schattigen durch überhängende Felsen gebildete Spalten. In diesen findet man sie noch jetzt in der Pelz-Region und an der Küste des Stillen Oceans.

Die Klippen- oder Gesellschaftsschwalbe (*Hirundo lunifrons*; Eave Swallow, Cliff Swallow) hat einen stahlblauen Rücken, tiefkastanienbraune Kopfseiten und Kehle, eine rostbraune Brust und weiße Unterseite. Sie bewohnt ganz Nordamerika, hat sich aber an manchen Plätzen erst während der letzten Jahrzehnte eingestellt. In unbesiedelten Theilen kleben sie ihr Erdnest an Klippen; es hat dann die Form einer Glasretorte, deren Oeffnung nach unten und vorn gerichtet ist. Wenn sie unter uns sich niederlassen, so kleben sie ihr Nest an die Außenwände der Gebäude, da, wo das Dach einen Vorsprung bildet. Das Nest ähnelt einem Flaschenkürbiß und ist aus Klümpchen lehmiger Erde aufgemauert. Man sieht zuweilen 50 bis 60 Nester nachbarlich bei einander. — Einen Farmerhof beleben diese munteren und zutraulichen Thierchen auf eine anziehende Weise, zumal wenn die Jungen ihre ersten Flugkünste probiren.

Die Zweifarbenschwalbe (*Hirundo bicolor;* White-bellied Swallow) hat eine tiefstahlgrün schimmernde Oberseite und ein weißes Unterkleid. Sie ist in ganz Nordamerika heimisch. In der Nähe von Boston und in den britischen Provinzen ist sie sonderlich häufig. Sie brütet vorzugsweise in hohlen Baumstumpfen, weshalb man ihr auch den Namen Waldschwalbe (Wood Swallow) beigelegt hat. Im östlichen Massachusetts indessen, wo diese Schwalbe die sonst allerorten häufige Purpurschwalbe verdrängt hat, nistet sie in den Brutkästen, die das Mitleid der Vogelfreunde ihnen errichtet hat.

Die Erzschwalbe (*Hirundo thalassina;* Violet-green Swallow) trägt ein grünes Ober- und ein weißes Unterkleid. Sie brütet in den westlichen Staaten in den Astlöchern der Eiche. Die Eier sind rein weiß.

Die Uferschwalbe (*Cotyle riparia;* Bank Swallow, Sand Martin) ist allerorten häufig. Die Oberseite ist erdbraun, die Unterseite weiß bis auf ein erdbraunes Brustquerband. Sie bewohnt, mit Ausnahme Australiens und der Südhälfte Südamerikas, die ganze Erde. Sie hält sich stets an Flüssen, Teichen und Seen auf und gräbt sich hier, überaus eifrig arbeitend, in Gesellschaften von fünf bis hundert Pärchen, sehr tiefe Röhren, die je nach der Natur des Erdreichs oft 4 Fuß weit eindringen und dann erst in backofenförmige Nistkammern übergehen. Diese sind mit Stroh, Heu und Würzelchen, mit Wolle und Federn weich ausgefüttert. Die fünf Eier sind schneeig weiß. — Sie fliegt minder gewandt als ihre Verwandten meist dicht über dem Wasser. „Oft sind die Wohnungen,“ sagt Müller, „so dicht neben und über einander angebracht, daß nur eine wenige Zoll dicke Wand die eine von der anderen scheidet. Es ist dann ein sehr unterhaltender Anblick, das thätige, muntere Schwalbenvolk in seinem ergötzlichen Treiben zu beobachten. Hier hämmern einige an kaum angebohrten Stellen; da bemerkt man eine andere nur noch mit dem Schwanz in dem Loche, den Sand unter dem Leibe wegscharrend, der in die Tiefe hinabrollt; dort begiebt sich eine Abtheilung von der Ansiedlung weg, um sich von der mühsamen Arbeit zu erholen; hier kommt eine neue Schaar an, um die unterbrochene Thätigkeit von Neuem aufzunehmen.

Und kein einziger von allen diesen Vögeln vergißt in dem bunten Durcheinander das kleine Plätzchen seiner Wahl, das Pünktchen, was sein Schnabel einmal angebohrt hat. Plötzlich schwärmt die ganze Schaar der Unzähligen in die Ferne, aufgeschreckt durch einen Raub-

vogel, der den Frieden ihres gesellschaftlichen Lebens durch einen geschickten Angriff störte. Doch bald ist der Schreck vorüber, und die alte Harmlosigkeit führt die Verscheuchten zurück. Häufiger wird ihr gewohntes Treiben unterbrochen, wenn die Zeit herangenaht ist, wo die jungen Schwälbchen ihre ersten Flugübungen von den Geburtsstätten aus unternehmen."

Die Purpurschwalbe (*Progne purpurea;* Purple Martin) ist Jung und Alt wohlbekannt. Ist sie doch durch ganz Nordamerika verbreitet und nirgends selten. Ihr einfarbiges Gefieder schimmert tiefpurpurblauschwarz. Ursprünglich ein Baumhöhlenbewohner, erfreut sie sich jetzt der Gastfreundschaft der Menschen und brütet ebensowohl in den Straßen der geräuschvollsten Städte wie an dem mitten im Walde errichteten Blockhause, vorausgesetzt, daß ihr irgend ein Nistkasten als Einladung ausgehängt wird. Dankbar ist sie dem Gastgeber durch den Wegfang schädlicher und lästiger Insekten. Sie ist unter allen Schwalben der erste Frühlingsbote, der z. B. das nördliche Indiana schon im März erreicht. Das Nest ist ein höchst einfacher Bau im Inneren des Nistkastens, bestehend aus dürren Zweigen, Gräsern, trocknen und frischen Blättern, Federn u. dergl.; das Gelege besteht aus vier bis sechs reinweißen Eiern.

Unsere Purpurschwalbe ist muthig und immer bereit, einer drohenden Gefahr tapfer zu begegnen. Sie vermag auch den Königstyrannen von ihrem Nistplatze fern zu halten. — Ihr Gesang ist ein angenehmes Gezwitscher. —

Die **Seidenschwänze** (*Bombycillidae;* Wax-wing Family). Die Seidenschwänze sind gedrungen gebaute Vögel mit kurzem, dickem, an der Wurzel flachem, gekrümmtem und gezahntem Schnabel, mit weichem seidenartigem Gefieder, welches auf dem Kopf eine Haube bildet.

Der Seidenschwanz (*Ampelis garrulus;* Northern Waxwing, Bohemian Chatterer) bewohnt den Norden der alten wie der neuen Welt und kommt nur als Strichvogel zu uns. Der 7½ Zoll lange Vogel ist oben röthlichgrau. Die Kehle und ein Strich über dem Auge ist schwarz. Die Schwanzfedern sind schwarz mit gelben Spitzen. An diesen wie an den hinteren Schwungfedern stehen rothe, wachsglänzende, hornige Spitzen. Da der Seidenschwanz weder im mittleren Europa noch bei uns ein Nistvogel ist, sondern nur im hohen Norden sich dauernd wohlfühlt, so war bis zum Jahre 1856 seine Brutheimath unbekannt. Niemand hatte bis dahin je Eier und Nester des Seidenschwanzes gesehen. Da machte sich der englische Vogel-

kundige Wolley nach Lapland auf, durchstöberte die dichten düstern Nadelwälder, bot große Summen, und endlich brachten ihm lappländische Jäger Nester und Eier des Seidenschwanzes. Die ersten Nester wurden mit 25 Dollars bezahlt, und noch heute stehen sie hoch im Preise. Im Norden Amerika's hat man erst zwei Nester gefunden. Das eine fand Kermicott 1861 am Yukon-Fluß. Dasselbe stand etwa 18 Fuß über dem Boden auf einer hohen Pechtanne. Das Aeußere bestand aus einigen dürren Tannenzweigen und war innen mit feinen Grashalmen, Haaren vom Moosethier und großen Federn ausgefüttert. Das andere Nest fand McFarland am Anderson-Fluß. Beide Nester, jedes mit einem Ei, sind jetzt im Besitze des Smithsonian Institute in Washington.

Der Seidenschwanz kommt nur im Winter und nur selten zu uns; doch zeigt er sich immer in großen Schaaren. Im Winter 1844 sah man in Boston mitten im Schneesturm gegen 30 auf einer Roßkastanie. Wie alle nordischen Vögel zeigt sich auch der Seidenschwanz als ein dummes und träges Thier, welches nur im Fressen Großes leistet und nur durch sein schmuckes, seidenglänzendes Gefieder unsere Aufmerksamkeit lockt. Sie sind leicht zu fangen, da sie in jede Falle gehen und sich darin auch nicht, wie andere Vögel, durch wildes Toben verletzen, sondern still ihres Geschickes warten. „Selbst unter einem sehr großen Schwarm,“ sagt Brehm, „scheint nur ein Wille zu herrschen. Was der eine thut, führt auch der andere aus; gleichzeitig erhebt sich der ganze Schwarm, und gleichzeitig läßt er sich nieder, gleichzeitig fressen, ruhen, putzen sich alle, und stets nehmen sie auf einem und demselben Baum Platz, hierdurch schon von weitem sich kenntlich machend.“

Der Cedervogel oder Cederseidenschwanz (*Ampelis cedrorum*; Southern Wax-wing, Cedar-bird) gleicht dem vorigen wie in der Lebensweise so auch in der Färbung; er ist aber merklich kleiner. Er bewohnt die Vereinigten Staaten und Canada nördlich bis zum Winnipegsee; auf seinen Wanderzügen dringt er bis Mittel-Amerika und Westindien vor. Sie sind häufige Vögel und würden noch häufiger sein, wenn ihre Vorliebe für Kirschen, die ihnen den Namen Kirschenvogel eingetragen hat, ihnen unter den Menschen, die selber gern diese Frucht genießen, nicht viele Feinde erweckt hätte. Insekten, namentlich Spannraupen, die sie von den Blättern ablesen, und Fliegen, die sie im Fluge fangen, sind wohl nur Zukost für diese, vornehmlich Beeren und Sämereien fressende Vögel.

Cedervögel im Käfig zu halten, ist kaum anzurathen. Man müßte es denn, wie ich es that, nur zu dem Zwecke es unternehmen, um sich von ihrer wirklich beispiellosen Freßgier zu überzeugen. Diese ist in der That großartig. Sie sind gewaltige Fresser, die den ganzen Tag vor dem Napfe stehen und dann wieder auf dem Sprungholze sitzen. Ich bot ihnen Beeren, in Milch geweichtes Brod, gekochte Aepfel, Kartoffel, und sie fraßen alles mit der gleichen Gier. Ich habe mich durch Versuche überzeugt, daß sie täglich so viel und manchmal mehr genießen, als sie schwer sind. Freilich geben sie das Gefressene nur halb verdaut von sich, fressen auch, wenn man ihnen nicht genügendes Futter bietet, ihren eigenen Unrath wieder. Sie sollen sich jahrelang im Käfig halten; ich wurde nach einigen Wochen ihrer müde und ließ sie fliegen.

Das Nest, welches ich besitze, fand ich in einem niederen Ast eines dicht belaubten Baumes, etwa 9 Fuß über dem Boden. Es ist ein großer, dichter Bau von 6 Zoll Durchmesser. Die Außenseite besteht aus Halmen und starken Gräsern und ist innen mit feinen Würzelchen, Blättern und dergl. ausgefüttert. Das Gelege besteht aus 5 Eiern; diese sind hell schieferfarbig und mit dunklen Purpurflecken gezeichnet.

Die **Würger** (*Lanidae;* Shrike Family). Die Würger sind kräftige, gedrungen gebaute Vögel mit starkem, hakig herabgebogenem, oben und unten ausgeschnittenem, oben mit deutlichem Zahn versehenem Schnabel. Der ziemlich hochläufige Fuß trägt kräftige Nägel. Wir unterscheiden die Gattung der ächten Würger (*Collyrio;* Shrikes) und die weniger kräftigen und schwächer entwickelten Laubwürger (*Vireo;* Vireos).

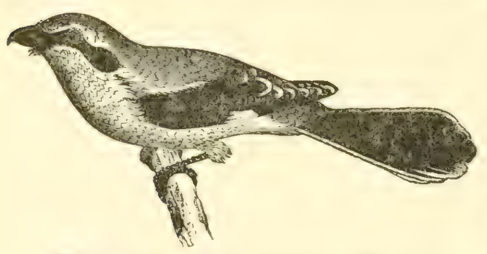
Von den Würgern nennen wir zunächst den Metzgervogel (*Collyrio borealis;* Great Northern Shrike, Butcher-bird), der eine Länge von 10 Zoll erreicht. Die Oberseite seines Gefieders ist aschgrau, die Unterseite ist weiß und trägt sehr schmale, undeutliche, dunkle Wellenlinien. Ein Längsstreifen vom Schnabel bis zur Ohrgegend ist schwarz.

Gärten, Vorhölzer und Wiesen mit Gebüsch sind der Lieblingsaufenthalt unseres Würgers; hier bereitet er auch sein Nest. Dasselbe wird in der Regel in einem Dornstrauch angelegt und besteht aus dem verschiedensten Material. Die Eier haben einen hellgrünen Grund und sind dunkel purpurbraun gestrichelt und gefleckt. Er scheint nur nördlich zu brüten, man hat sein Nest nur einige Male in den Vereinig-

ten Staaten gefunden. Im Winter zieht der Würger südlich bis zum Ohio und Potomac.

Nicht nur ihre Ausrüstung, sondern auch ihr kriegerisches Wesen lassen die Würger als Mittelglieder zwischen Raubvögeln und Sängern erscheinen. Raublustig und mordsüchtig wie wenig andere Vögel gilt ihre Jagd nicht nur den Insekten, sondern auch kleinen Säugethieren und Vögeln. Sie packen ihre Beute mit dem hakig übergreifenden Schnabel und spießen sie wohl auf Dornen (Dorndreher). Die Bewohner des Kaplandes nennen den Würger „Fiscaal" oder Gerichtshalter und glauben, daß er unter den niederen Thieren gleichsam die Rolle eines solchen Beamten habe. Ja, die hottentottische Sage erzählt, der Vogel übe nur am Freitage sein Amt, vermuthlich weil die holländischen Behörden vormals nur an diesem Tage Sitzung hielten. Die unmelodische Stimme des Würgers zeigt sich doch geschmeidig genug, um andere Vogeltöne nachzuahmen.

Auf der höchsten Spitze eines einzeln stehenden Baumes oder Strauches, am liebsten eines Dornstrauches, sitzt er lauernd und thatendurstig. Nun erblickt er ein Kerbthier, das ahnungslos durch die Luft schaukelt. Schnell wie der Blitz schießt er von seinem Sitz mit angezogenen Flügeln in schräger Richtung auf die Beute, die er mit seinen Krallen packt und mit einigen Schnabelhieben schnell tödtet. Mit der Beute eilt er zum Baum zurück, um sie gleich zu verzehren, oder sie auf einen Dorn zu spießen. Uebrigens verzehrt er nicht einmal alle die Thiere, die er so aufspießt, sondern er läßt sie verwesen. Der deutsche Volksmund nennt ihn darum auch „Neuntödter". Wie mit den Insekten verfährt er auch mit unseren kleinen gefiederten Garten-, Wiesen- und Waldbewohnern, denen er nicht nur die Jungen aus dem Nest holt, um sie auf Dornen zu spießen und gelegentlich zu verzehren, sondern denen er auch selber zu Leibe geht. Mit seinem Muthe paart sich oft eine überraschende Dreistigkeit. Im Herbst und Winter des Jahres 1871 zeigten sich Würger auf den "Commons" in Boston, wo sie, unbekümmert um die Nähe der Menschen, unter den dort eingebürgerten deutschen Sperlingen die größte Verwüstung anrichteten. Sie



Metzgervogel; Great Northern Shrike.

wagen sich selbst an eingebauerte Stubenvögel, indem sie durchs offene Fenster in die Zimmer fliegen. Während Brewer in seinem Studirzimmer hinter dem geschlossenen Fenster saß, wo ein Kanarienvogel im Bauer hing, hörte er plötzlich einen heftigen Schlag gegen die Fensterscheibe und sah den Kanarienvogel erschreckt im Käfig herumflattern und dann zu Boden fallen. Die Ursache dieser seltsamen Erscheinung zeigte sich bald. Ein Würger war auf den Kanarienvogel gestoßen, ohne die zwischen ihnen befindliche Glasscheibe zu bemerken, und war, betäubt durch den heftigen Anprall, vor dem Fenster in den Schnee gefallen. —

Kleiner als dieser, aber an Mordlust und Kampfesmuth ihm völlig gleich, ist der namentlich im Westen häufige Weißbürzelwürger (*Collyrio excubitoroides;* White-rumped Shrike, Western Loggerhead), dessen obere Schwanzdecken rein weiß sind. Er nistet bei uns. Das Gelege besteht aus 4 bis 6 blaßgrünlichen Eiern, die mit ölgrünen und rauchfarbenen unregelmäßigen Flecken bestanden sind. — Vogelhändler Schmidt theilte mir folgenden Vorfall mit: Er hatte auf einem Eisenbahndamm einen Käfig mit einem Indigovogel aufgestellt, um hierdurch andere Indigofinken anzulocken. Statt dessen aber schoß ein Würger, der auf einem Telegraphendrahte in der Nähe Posto gefaßt hatte, gegen den Käfig, so daß er betäubt niederfiel. Als nun Schmidt am Käfig Leimruthen befestigte, gelang es ihm, drei Würger zu fangen, die alle gegen den Indigofinken stießen.

Die Laubwürger (*Vireo;* Vireos) bewohnen Gebirge wie Ebenen, den einsamen, stillen Wald wie das umbuschte Dorf, und kommen sogar bis in das Innere der Städte, so daß sie in unseren Parks und Gärten gar nicht selten sind. Sie gehören zu den beweglichsten, muntersten und ansprechendsten unserer Vögel. „Wenige Vögel," bemerkt Audubon, „scheinen sich ihres Lebens mehr zu freuen als die Laubwürger. Während jedes kurzen Aufhörens ihres Gesanges sieht man sie eine oder zwei Bewegungen ausführen, mit äußerstem Fleiße nach Futter spähen, behutsam unter die Blätter gucken, jede Knospe oder Blüthe mit der ihnen eigenen Sorgfalt untersuchen, mit unermüdlicher Thätigkeit von einem Baum zum andern fliegen."

Unter den Laubwürgern ist der bekannteste der Rothaugenlaubwürger (*Vireo olivaceus;* Red-eyed Greenlet oder Vireo), der die östlichen Staaten bis zum Missouri bewohnt. Im nördlichen Indiana ist er häufig. Die Oberseite dieses häufigen, etwa 6½ Zoll langen Vogels ist matt olivengrün, die Untertheile sind weiß. Die

Augen sind roth. Er ist einer der fleißigsten Sänger, einer der ersten des Frühlings, einer der letzten des Herbstes. In den belebtesten Straßen unserer Städte kann man sein Lied von den Bäumen herabtönen hören; es scheint fast, daß sie hier lauter singen als im stillen Wald, um den Straßenlärm zu übertönen.

Nicht weniger anmuthig, wohl aber noch sangreicher erscheint der Singlaubwürger (*Vireo gilvus;* Warbling Greenlet oder Vireo), der mit dem vorigen den Verbreitungskreis theilt und etwa 5½ Zoll lang wird. Die Oberseite ist düster olivengrün, die Unterseite gelblich weiß. „Kein Name," sagt Audubon, „hätte dieser Art mit größerem Rechte beigelegt werden können als eben Singlaubwürger. Das Männchen singt vom Morgen bis zur Nacht so lieblich und mild, mit so viel Klangfülle und Sanftheit des Tones und so zart, daß man glauben möchte, es trage sein Lied einzig und allein vor zu eigener Genugthuung, ohne den leisesten Wunsch, die Aufmerksamkeit eines Nebenbuhlers anzuregen."

Der Goldbrustlaubwürger (*Vireo flavifrons;* Yellow-throated Vireo) ist oben olivengrün, Augenring und Unterseite sind hellgelb, Bauch weiß. Ein gleichfalls häufiger Vogel und ein lieblicher Sänger.

Der Einsiedellaubwürger (*Vireo solitaris;* Blue-headed Vireo) ist oben olivengrün, unten weiß, an der Seite blaßgelb. Der schmale Augenring ist weiß. Kopf und Halsseiten sind dunkelaschgrau. „Vor Kurzem," schreibt Koch, „beobachtete ich ein Männchen des Einsiedellaubwürgers, welches sich auf einer Fichte belustigte. Nie hörte ich ein so freudiges, Lebenslust und Behagen ausdrückendes Gezwitscher, wie dieses Thierchen es hören ließ. Dabei machte es alle erdenklichen Verdrehungen und führte wahrhaft komische Sprünge aus, als wolle es alle Seiten seines Leibes gleichzeitig der Morgensonne preisgeben. Es war ein Schauspiel, von welchem ich mich schwer losreißen konnte."

Der Weißaugenlaubwürger (*Vireo noveboracensis;* White-eyed Vireo) ist oben olivengrün, unten weiß gefärbt. Die Körperseiten sind blaßgelb, der Augenring ist gelb, das Auge weiß. Sein Gesang ist ernst, laut und mannigfaltig.

Die **Schlüpfer** (*Troglodytidae;* Wren Family). Die Schlüpfer kennzeichnen sich im allgemeinen durch länglichen, pfriemenförmigen, etwas gebogenen Schnabel, kurze, abgerundete, sehr gewölbte

Flügel, keilförmigen, kurzen Schwanz und ein reiches, düster gefärbtes Gefieder.

Der Hauszaunkönig (*Troglodytes aedon*; House Wren, Wood Wren) bewohnt unsere östlichen Staaten vom Atlantischen Ocean bis zum Felsengebirge. Er wird etwa 5 Zoll lang. Die Oberseite ist rostbraun mit dunklen Streifen, die Unterseite schmutzig weiß. Er sucht mit Vorliebe die Nähe der Menschen auf und siedelt sich in Gärten und Gehöften an. Die Höhlung faulender Bäume, Felsspalten sind ihre natürlichen Nistplätze, die sie aber gern gegen die Gelegenheiten vertauschen, die ihnen die menschliche Wohnung bietet. Man sieht sie unter dem vorstehenden Dach, in den Winkeln unserer Holzschuppen, in alten Kisten, in Vogelkästen, die man ihnen errichtet, und aus denen sie die Blauvögel zu vertreiben wissen. Unsere um das Concordia College in Fort Wayne zum Schutz der Vögel errichteten Vogelhäuschen sind fast sämmtlich von ihnen mit Vertreibung früherer Insassen in Beschlag genommen. In den Holzhaufen fand ich häufig ihr aus trocknen Zweigen und Gras zusammengesetztes Nest, welches in der Regel 7 bis 9 weiße, rothbraungefleckte Eier enthält. Im Jahre 1855 nistete ein Paar dieser Zaunkönige über der Thür eines Hauses und errichtete später das Nest sogar in einem Zimmer, zu dem sie durch ein Astloch von außen beständigen Zugang fanden. Das Weibchen war zutraulicher als das Männchen, welches die für die junge Brut eingefangenen Insekten nur bis an das Astloch brachte, wo das Weibchen dieselben in Empfang nahm. Obwohl die Brut von einer Katze aufgefressen wurde, kehrte doch das Pärchen im nächsten Sommer zurück.—Dr. Kennicott, ein Landarzt, gebrauchte ein altes, zweirädriges „Gig", welches hinten einen etwa fußlangen offenen Kasten enthielt. Hier baute ein Zaunkönigpärchen ein Nest und ließ sich durch wiederholtes Herausnehmen der zum Nestbau zusammengebrachten Zweige und Grashalme nicht stören, ja, das Weibchen legte endlich die Eier auf den Boden der Kiste, und erst, als man diese entfernte, stand sie von weiteren Versuchen ab.

Der Winterzaunkönig (*Troglodytes hyemalis*; Winter Wren) wird nur 4 Zoll lang. Er ist dem Hauszaunkönig sehr ähnlich, doch nicht so matt gezeichnet wie jener, und bewohnt ganz Nordamerika. Wahrscheinlich ist der Zaunkönig Europas und des gemäßigten Asiens mit ihm identisch und unterscheidet sich von jenem nur dadurch, daß er wandert. Mit mäuseartiger Gewandtheit durchkriecht er gleich dem vorigen das dichteste Gezweige, alle Spalten, Ritzen und Löcher. Sein

Gesang ist reich und angenehm. Hüpfenden Ganges eilt er auf dem Boden dahin, besieht, untersucht und prüft alles Vorhandene. Nur selten versteigt er sich in die Gipfel höherer Bäume.

Der Carolinaschlüpfer (*Troglodytes ludovicianus;* Great Carolina Wren) wird 6 Zoll lang und bewohnt unsere südlichen Staaten bis Pennsylvania.

Der langschnäblige Sumpfschlüpfer (*Cistothurus palustris;* Long-billed Marsh Wren) wird 5½ Zoll lang, ist oben rostbraun, unten weiß gefärbt. Er bewohnt ganz Nordamerika und bevorzugt sumpfige Gegenden. —

Die **Baumläufer** (*Certhiadae;* Creeper Family). Die Familie der Baumläufer kennzeichnet sich durch einen langen, zarten, ungekerbten Schnabel. In der Lebensweise nähern sie sich den Spechten.

Der amerikanische Baumläufer (*Certhia americana;* American Creeper) wird 5½ Zoll lang. Die Oberseite seines Gefieders ist dunkelbraun, doch ist jede Feder weiß gestrichelt. Der Rumpf ist rostfarben, die Unterseite und der Strich über dem Auge ist weiß. Er verbreitet sich über ganz Nord-Amerika und ist dem in der alten Welt vorkommenden Baumläufer wahrscheinlich identisch. Er ist im Sommer und Winter im nördlichen Indiana häufig. Nach der Spechte Weise sieht man ihn munter und gewandt am Stamm der Bäume auf- und ablaufen. Da der zarte Schnabel die Rinde nicht aufzuhacken vermag, so sieht man den Vogel häufig in Gesellschaft der Spechte, der Meisen oder des Kleibers, die ihm eine Nachlese gestatten. — Sein Nest errichtet er in Löchern und Spalten der Bäume, oder er benutzt verlassene Eichhörnchen- oder Spechthöhlen.



Baumläufer; American Creeper.

Der Kappenkleiber oder die amerikanische Spechtmeise (*Sitta carolinensis;* White-bellied Nuthatch, siehe Tafel III, 3), ist ein Stand- oder doch Strichvogel. Er wird 6 Zoll lang. Die Oberseite ist aschblau, Kopfscheitel und Nacken sind schwarz. Der kurzgeschwänzte, gedrungen gebaute Vogel sieht freilich etwas plump aus, umsomehr, da er sein Gefieder nicht immer glatt trägt und namentlich die Nackenfedern gern aufsträubt. Dennoch ist er einer der gewandtesten Vögel. Wer ihn jemals gesehen hat, wenn er seinen Nahrungsgeschäften nachgeht, wie er mit überraschender Leichtigkeit in allen möglichen Lagen und Stellungen an den Bäumen umherklettert,

an denen er sich mit seinen starken Nägeln den Halt zu sichern weiß, wie er mit den listigen Augen frisch und froh in die Welt blickt: der wird nicht anstehen, ihn den heitersten und rührigsten Vögeln zuzuzählen. Sein Gebahren ähnelt so sehr dem der Spechte, daß er von flüchtigen Beobachtern häufig für einen solchen angesehen wird. Die Nistweise ist ganz die der Spechte. Während das Weibchen die weißen, zart rosig durchschimmernden Eier ausbrütet, schleppt das Männchen fleißig Nahrung herbei und lockt es an die Eingangsöffnung des Nestes, um dieselbe in Empfang zu nehmen.

Insekten sind die Lieblingsnahrung unseres Kleibers. Während des Winters indessen, wenn Schnee und Eis die Bäume decken, verläßt er den Wald. Ich habe diese Vögel dann häufig auf der Veranda meines Hauses beobachtet, wie sie emsig nach Körnern suchten.—Ganz vorzüglich eignet sich der Kleiber für die Gefangenschaft. Er bleibt bei geeigneter Pflege lange Zeit gesund. Ich habe einen solchen nun schon geraume Zeit in einem großen Gesellschaftskäfig. Er verträgt sich mit den Kernbeißern, Drosseln, Finken, Sperlingen, Trupialen u. a. ganz vorzüglich und unterhält durch seine stete Lebendigkeit und Zutraulichkeit ungemein. Ich hatte ihn erst wenige Wochen, da begann er bereits den ihm dargebotenen Mehlwurm — ein sonderlicher Leckerbissen für ihn — mir aus der Hand zu nehmen. Dem Weichfutter — geriebenem Ei und Semmeln, gebacktem Fleisch—spricht er fleißig zu; er hockt sich aber nicht vor den Futternapf, sondern nimmt dabei seine Lieblingshaltung an, indem er sich mit dem Kopf nach unten an den Stäben des Käfigs hält. Sein gewöhnlicher Platz ist das Dach des Käfigs; hier klammert er sich mit seinen kräftigen Zehen fest, übt sich in allerhand drolligen Kopfwendungen und blickt mit den listig klugen Augen nach seinen Genossen. Hanfkörner sind ihm ein Leckerbissen. Diese wie andere harte Nahrung klemmt er in irgend einem Spalt des Käfigs fest und hämmert dann mit seinem spitzen Schnabel so lange und so kräftig darauf los, daß die Hülle berstet und er den Kern erreichen kann.

Der Buntkleiber (*Sitta canadensis;* Red-bellied Nuthatch) verbreitet sich über sämmtliche Vereinigte Staaten und Canada. Er ist unten rostbraun. Sein Gebahren ist ganz das des Kappenkleibers.

Die **Meisen** (*Paridae;* Titmouse Family). Die allbekannten Meisen kennzeichnen der kurze, gerade, kegelförmige Schnabel, die mittellangen, rundlichen Flügel und der lange Schwanz. Eine rastlose Beweglichkeit, mit der sie sich an Bäumen und Sträuchern fliegend und

kletternd auf- und abschwingen, an der Sonnenblume sich festhäkeln, charakterisirt sie nicht minder. So vorsichtig scheu sie sind, werden sie doch leicht dreist und frech. In dem ziemlich engen, rings von hohen Mauern umgebenen Hofe des mitten in Wien gelegenen Gasthauses „Zum König von Ungarn" wurden im Laufe des Winters von 1870 zu 1871 Meisen freigelassen, von denen ein Pärchen im Hofe zurückblieb und in dem Fuße eines Gasleuchters sein Nest anlegte, ohne sich im mindesten von den zahlreichen Gästen, welche während des Tages in besagtem Hofe anwesend sind, stören zu lassen. Als Herklotz, der dies berichtet, den Gasthof besuchte, fand er das Weibchen auf sieben Eiern brütend. Es saß so fest, daß es, ungeachtet es sich genau besichtigt sah, nicht vom Neste abflog. Seine Tagesgeschäfte betrieb das Pärchen in größter Ruhe und Gelassenheit in Gegenwart von dreißig bis vierzig Gästen, welche in unmittelbarer Nähe des Nestes tranken, aßen und plauderten.

Unter allen unseren Meisen ist die Platt- oder Schwarzkopfmeise (*Parus atricapillus;* Black-cap Titmouse, Chickadee) weitaus die bekannteste. Sie wird 5 Zoll lang, ist oben aschbraun, unten weißlich Kopfoberseite und Kehle sind schwarz. Schon im Mai lassen sie sich bei uns sehen, und schon früh im Juni zeigen sich flügge Junge. Wiewohl sie sich mit Vorliebe am Waldessaum aufzuhalten pflegen, beobachtet man sie doch auch häufig in unserer Nähe. Selbst in die belebtesten Theile unserer geräuschvollen Städte wagen sie sich.


Plattmeise; Chickadee.

Auch hat man sie an diesen unruhigen Orten schon brütend gefunden. Man fand ein Nest unter der Ueberdachung eines Ziehbrunnens, aus dem täglich Wasser geschöpft wurde. Das brütende Weibchen läßt sich oft mit der Hand greifen. Gewöhnlich nisten sie in Baumhöhlungen mehr oder weniger hoch über dem Boden. Das Nest ist zierlich aus Dunenfedern, Haaren, Grashalmen und Moos geflochten. Das Gelege besteht aus acht weißen, rothbraun markirten Eiern. Da sie unsere Gärten und Wälder von den Kerbthieren und deren Eiern säubern, so verdienen sie unsern besonderen Schutz. Ein außerordentliches Beispiel hiervon erzählt Kasimir von Wodzicki.

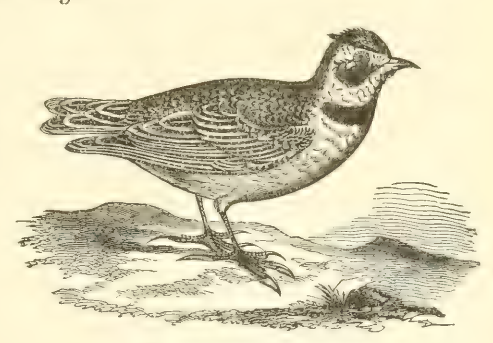
Im Jahre 1848 erschienen zahllose Raupen der berüchtigten Bombyx dispar im gräflichen Park und entlaubten binnen Kurzem

alle Bäume. Bald bedeckten Millionen von Eiern die Stämme und Aeste. Das Bemühen, sie durch Menschenhand zu vertilgen, erwies sich als fruchtlos. Da kamen im Winter Schaaren der Meisen; etwa 20 Pärchen siedelten sich an, und nach 2 Jahren waren die gefürchteten Gartenfeinde verschwunden, und die Bäume standen im frischesten Grün. —

Die Hollenmeise (*Lophophanes bicolor*; Tufted Titmouse) bewohnt die östlichen Vereinigten Staaten bis zum Missouri und wird $6\frac{1}{4}$ Zoll lang. Die Oberseite ist bräunlichaschgrau, die Unterseite unrein weiß. Scheitel und Hinterkopf sind von einer hohen, dunkelgrauen Haube bedeckt. — Beide Meisen sind empfehlenswerthe Käfigvögel. Ich habe sie gehalten und ihre Munterkeit, ihr lebhaftes, neugieriges Wesen, ihre Klugheit bewundert. Interessant ist ihr fester Schlaf: man kann sie streicheln, ohne daß sie erwachen. — Ihr „Sitt, sitt", dem sie zuweilen ein „Trärärä" folgen lassen, ist dem Ohre angenehm.

Die **Lerchen** (*Alaudidae;* Lark Family). Die Lerchen sind gedrungen gebaute Vögel mit kurzem, kegelförmigem Schnabel und kräftigem Fuß, dessen hintere Zehe einen mehr oder weniger verlängerten Nagel, einen Sporn trägt.

Die Hornlerche (*Eremophila cornuta;* Skylark, Shore Lark) wird $7\frac{3}{4}$ Zoll lang, hat eine schmucke gelbe Kehle, ein breites schwarzes Brustband. Die Oberseite ist erdbräunlich mit schwachem weinröthlichem Anfluge, die Unterseite ist weiß. Ein besonderes Kennzeichen sind die an jeder Seite des Kopfes stehenden, aus zugespitzten schwarzen Federn gebildeten Hörnchen.



Hornlerche; Skylark.

Vom Oktober bis zum April findet man diese Lerche in allen Theilen der Vereinigten Staaten. Während der Sommermonate findet man sie nur in den nördlichen Staaten, in Canada, in der Pelzregion. Auf den mit Moos und Flechten bedeckten Granitfelsen nisten sie in großen Mengen. Bei uns errichten sie schon im März auf der Erde

aus dünnen Hälmchen ein Nest. Ich fand im Frühjahr 1876 einige Nester, deren Eier von dem spät gefallenen Schnee ganz verdeckt waren. Die kleinen Eier sind schmutzigweiß und mit vielen braunen und dunklen Flecken übersäet.—Im Käfig sind diese Lerchen leicht und dauernd zu erhalten.

Der Vogel ist allerorten häufig und, weil der Boden sein eigentliches Element ist, auch leicht zu beobachten. Hier suchen sie Körner und Insektenlarven und nähren sich dabei so trefflich, daß sie fett und eine begehrliche Speise werden. Auf den Landstraßen sieht man sie häufig sich im Staube baden. — Der Gesang ist leise, zwitschernd, angenehm, so lange der Vogel auf dem Boden bleibt. Wenn er aber aufgeflogen ist, oft zu der Höhe von 120 Fuß, wird sein Gesang voller. Doch bleibt derselbe — auch der ärgste Nativist muß es gestehen — ein Stümperwerk gegen die Töne des europäischen Verwandten.

Die europäische Lerche (*Eremophila arvensis;* Skylark of Europe) verdient hier um so eher einen Platz, als sie nicht nur einen Weltruf als Sängerin genießt, sondern auch in Grönland und auf den Bermuda-Inseln angetroffen und seit einigen Jahren, wie es scheint, erfolgreich in der Nähe von New York angesiedelt wurde. Masius sagt von ihr: „Sie ist die gepriesene Nebenbuhlerin der Nachtigall. Sie ist der erste unserer Frühlingsboten, und ihre Stimme klingt unermüdet selbst noch in der Stille des Sommers. The shrill-gorg'd lark, „die Lerche mit schriller Kehle" schilt sie Shakespeare einmal. Aber wer hätte sie nicht schon mit Entzücken belauscht, wenn sie aus der Scholle des Sturzackers sich aufschwingt ein jauchzendes Meteor und singend steigt und steigend singt, bis hoch aus den Wolken ihr Wirbel gleich einem goldenen Sonnenregen niedersprüht? In diesen Rhythmen klingt weder die Leidenschaft, noch das Sehnen der Nachtigall; es ist das fromme, frohlockende Lied der Unschuld und der Freude, einfach, herzig, kindlich; aber himmelanschwebend schwillt es zum Halleluja. Ist jene die Sängerin der Nacht, so ist diese die Tochter des Lichts, und ihr Gesang selber ist Licht. Mit dem ersten Sonnenstrahl erhebt sie sich aus der Furche, und wenn der letzte schon verglüht ist, tönt noch lange, wie ein heiterer Scheidegruß, ihr vielstimmiger Chor herab. Sie befreundet sich gern dem Menschen, sie sucht ihn, und ihr Lied harmonirt ebenso zu den offenen Gebreiten unserer Wiesen und Kornfelder, als das der Nachtigall zu der geheimnißvollen Wildniß des Waldes und zu dem Versteck der Gebüsche. Wie sehr sie dem Menschen vertraue, zeigt folgender Zug, der von Gustav Adolf

erzählt wird. Dieser ritt einst im Jahre 1631 auf den Feldern von Nördlingen umher. Da suchte eine Lerche, welche ein Stößer verfolgte, Schutz bei ihm. Er nahm sie in die Hand: „Ei, mein liebes Vöglein! Gott behüte dich! du willst auch Schutz und Schirm bei mir haben? Wohlan, ich will's soviel möglich thun.“ Indessen war der Stößer verschwunden, und der König ließ den geängsteten Vogel, wie der fromme Chronist hinzusetzt, alsbald mit Danksagung gegen Gott wieder fliegen.“

Die **Finken** (*Fringillidae;* Finch and Sparrow Family). Ein kurzer, starker, kegelförmiger Schnabel und neun Schwungfedern erster Ordnung sind die vornehmlichsten Kennzeichen dieser artenreichen Familie.

Der Purpurgimpel (*Carpodacus purpureus;* Purple Finch) wird etwa 6¼ Zoll lang. Er ist karminroth und überall dunkel gestreift. Er verbreitet sich von Georgia bis zu den Ebenen des Saskatchewan und westlich bis zu den Prairien.

Er ist einer unserer lieblichsten Sänger und wird deshalb gern im Käfig gehalten, wo er freilich sein schönes karminrothes Gefieder bald in ein unscheinbares Grau umwandelt. In Fichtenwäldern scheint der Vogel mit Vorliebe seinen Aufenthalt zu nehmen.

Der Distelfink, Goldfink oder Goldzeisig (*Chrysomitris tristis;* Yellow-bird, Thistle-bird, siehe Tafel VII, 4) ist ein sehr häufiger, darum auch sehr bekannter Vogel. Nehrling schreibt mir über ihn Folgendes:

„Der Goldfink kennzeichnet sich hauptsächlich durch seine vorherrschend gelbe Färbung sehr bald. Er ist auch einer der ersten Vögel, der den von Deutschland Kommenden besonders auffällt, welche ihm auch den allerdings falschen Namen „wilder Kanarienvogel“ beilegen. Mit einem Kanarienvogel hat er aber weiter nichts gemein, als die gelbe Farbe: Im Betragen und in der Lebensweise gleicht er ganz dem europäischen Stieglitz. Die Färbung ist beim Männchen lebhaft gelb; die Stirn ist schwarz; Flügel und Schwanz sind ebenfalls schwarz, aber weiß gebändert. Das Weibchen ist gelblich grau und unterscheidet sich vom Männchen auf den ersten Blick. Auch das Männchen verfärbt sich im Herbst und legt ein gelbgraues Kleid an, das jedoch etwas heller als das des Weibchens ist; im Frühling legt es das Prachtkleid wieder an.

Hinsichtlich seiner Verbreitung übertrifft der Goldfink die meisten einheimischen Finkenarten, denn er ist einer der am häufigsten vorkom=

menden. Jedoch kommt es bei seiner Verbreitung sehr auf die Beschaffenheit der Oertlichkeit an, und deshalb tritt er nicht mit gleicher Häufigkeit allerwärts auf. Zu seinem Aufenthaltsort wählt er Gegenden, die reich an Baumpflanzungen sind, und in denen besonders seine Lieblingsnahrung, der Distelsamen reift. Das Innere der Wälder meidet er und nur an dem Saume derselben siedelt er sich höchstens noch an. In Wisconsin habe ich ihn viel häufiger als in Illinois angetroffen.

Das Nest wird in der Regel in ein schlankes, junges Bäumchen zwischen eine Astgabel gebaut. Sehr gern legt er dasselbe auch in Gärten auf jungen dazu passenden Obstbäumen an. Es ist ein sehr niedlicher, schön geformter und künstlicher Bau, der an der äußeren Seite aus feinen Bastfasern, feinen Hälmchen und anderem zarten Material gebaut und inwendig mit Distelwolle glatt und weich ausgepolstert ist; in Ermangelung der Distelwolle wird es mit anderen zarten Stoffen ausgelegt. Gewöhnlich besteht das Gelege aus 4 bis 5 reinweißen, nur wenig braungefleckten Eiern; doch habe ich auch schon einige Mal in einem Neste 6 Eier gefunden. Das kleine Nest ist so versteckt angelegt, daß man es von unten nur selten gewahrt, und gewöhnlich findet man dasselbe erst, wenn sich der Baum entblättert hat. Der Goldfink fesselt den Beobachter nicht nur durch seine hübsche Gestalt und schöne Färbung, sondern ebensowohl durch sein drolliges Betragen. Wenn er an einem Distelkopfe, oft den Kopf nach unten und die Füße nach oben gekehrt, herumklettert, oder wenn er dieselben Kunststücke an einem Hanfstengel oder am reifen Salat ausführt, dann muß man seine Geschicklichkeit bewundern. Ebenso gewandt benimmt er sich im Gebüsch und auf Bäumen, dabei ist er beständig in Bewegung. Auf die Erde kommt er nur ungern, und wenn es geschieht, so benimmt er sich hier ziemlich ungeschickt.—Sein Gesang ist schön, laut und volltönend. Der Lockton ist ein wohlklingendes, langgedehntes „Ziri, ziri". Sonst hört man auch Laute, die wie „Ziwitt, ziwitt" klingen, und im Fluge läßt er ein ziemlich lautes „Zififfiffiffiff, zififfiffiffiff" hören.

Im Herbste schlagen sich die Distelfinken zu kleinen Flügen zusammen und ziehen südlicher, oder verweilen auch ganz, wenn der Winter mild ist, und streichen dann von Ort zu Ort. Ich habe sie öfter zu Weihnachten und Neujahr, wenn der Schnee die Erde völlig bedeckt hatte, noch munter umherstreichen sehen. Auch in dem Winter 1875 — '76 konnte man sie häufig beobachten. — Ihr Flug ist beim

Zuge hoch, leicht, schnell und wellenförmig, wird aber, wenn sie sich dem Boden oder dem Gegenstande nähern, auf welchem sie sich niederlassen wollen, schwebend. Man sieht den Vogel in der Regel immer auf den Spitzen kleiner Bäume und Gebüsche sitzen, aber immer nur kurze Zeit, denn sein lebhaftes Wesen läßt ihn keinen Augenblick ruhig sitzen. Im Freien besteht die Nahrung in Gesämen aller Art und besonders bevorzugt er Distelsamen, aber auch Salatsamen verzehrt er, und auch Kohl- und Rübsamen verschmäht er nicht. Die Gärtner und Hausfrauen sehen ihn darum nicht mit freundlichen Augen an und bedienen sich verschiedener Kunstgriffe, um ihn von den Samenbeeten fern zu halten. Ein Strohmann wird zurecht gemacht, dem ein alter Rock und eben solche Hosen angezogen werden, von welchen die Fetzen herunter hängen oder im Winde flattern. Ein alter Hut oder in Ermangelung dessen, eine ausgediente Frauenmütze tragen zur Vervollständigung bei. Kaum aber ist die Vogelscheuche, die selbst einem nervenschwachen Menschen Furcht einjagen könnte, aufgestellt, als auch wieder einige Goldfinken erscheinen und sich das Schreckbild erst aus der Ferne ansehen, dann aber, wenn sie sich von der Harmlosigkeit desselben überzeugt haben, ohne Furcht wieder die Samenbeete besuchen und sich um die Vogelscheuche weiter gar nicht mehr kümmern. Sie sind kluge Vögel, die sich nicht leicht täuschen lassen, sondern der List des Menschen wieder mit List begegnen.

Seines Gesanges wegen und auch deshalb, weil Viele glauben, sie hätten es mit dem wilden Kanarienvogel zu thun, hält man ihn gern im Käfig. Stets aber hält er hier nur kurze Zeit aus. Im Frühling 1875 fing ich 12 Stück, um mit ihnen Versuche anzustellen. Die erste halbe Stunde zeigten sie sich sehr scheu, in der zweiten gingen sie schon ans Futter, und am zweiten Tage hatten sie schon ganz ihr scheues Wesen abgelegt. Ich brachte sie dann in meinen Gesellschaftskäfig, welcher 4 Fuß lang, 3 Fuß breit und 5 Fuß hoch ist, zu den anderen Finkenvögeln. Mit diesen lebten sie sehr verträglich; dabei waren sie immer in Thätigkeit und wurden bald die zutraulichsten aller meiner Vögel. Nach vier Wochen waren sie so zahm, daß sie auf die in den Käfig gehaltene Hand kamen, um die in derselben befindlichen Hanfkörner zu verzehren. Selbstverständlich hatte die ganze Gesellschaft darauf nicht Platz; darum fand jedes Mal eine interessante Rauferei statt, so daß sie mitunter dem Arme entlang bis zur Schulter kamen. Ich konnte die Hand mit vier bis fünf auf derselben befindlichen Distelfinken aus dem Käfige ziehen und in der Stube

umhergehen, ohne daß einer derselben einen Fluchtversuch gemacht hätte. So lange sich noch Hanfkörner vorfanden, blieben sie ruhig sitzen. Leider sollte die Freude an den so zahmen Thierchen nicht lange währen, denn kaum hatte ich sie ein halbes Jahr gepflegt, als einer nach dem andern starb, trotz der besten Pflege. In der Regel hält der Goldfink nur kurze Zeit im Käfige aus, da er die Stubenwärme nicht vertragen kann, besonders sich aber zu fett frißt und so zu Grunde geht. Als Stubenfutter ist reiner Mohn am besten zu empfehlen, hie und da zerquetschter Hanf- und Rübsamen und sehr oft Grünkraut." —

Wir schließen hieran den Kanarienvogel (*Fringilla canaria;* Canary-bird). Der Wildling, von dem unser zahmer Vogel abstammt, bewohnt die kanarischen Inseln, die Azoren und Madeira. Von hier kam er im Jahre 1555 nach Deutschland, wo er zu Augsburg, Nürnberg in den Häusern großer Kaufleute zuerst gehalten wurde. In seiner Heimath brütet er im Gebüsch oder auf jungen Fichten, inmitten der reichen und üppigen Tropenvegetation. Ueber die Pflege des Kanarienvogels entnehmen wir das Folgende im Auszug dem Werk über „Hof- und Stubenvögel" von J. M. Bechstein:

Schon seit dreihundert Jahren kennt und züchtet man in Europa die Kanarienvögel, und ihre ursprünglich grüne, braune und gelbe Farbe hat sich durch Zähmung, Nahrung, Aufenthalt, Klima, Mangel an Bewegung und künstliche Paarung, wie bei allem zahmen Geflügel, auf so mannichfache Weise abgeändert, daß man jetzt Kanarienvögel von fast allen Farben hat; doch bleiben Grau, Gelb, Grünlich, Weiß, Schwärzlich und Rothbraun immer die Hauptfarben, welche aber einzeln in verschiedenen Graden der Schattirung oder zusammengesetzt unzählige Verschiedenheiten geben. Das Weibchen ist vom Männchen kaum zu unterscheiden; doch sind die Farben des letzteren immer lebhafter als beim ersteren; der Kopf ist etwas dicker, gestreckter und heller; der Körper schlanker gebaut; der Hals länger; die Beine sind höher und gerader; und vorzüglich sind die Schläfe und das Feld um die Augen immer hochgelber als die übrige Körperfarbe.

An Größe gleicht der Kanarienvogel dem Hänfling, er ist 5 Zoll lang, wovon der Schwanz $2\frac{1}{4}$ Zoll einnimmt, der Schnabel ist nicht ganz einen halben Zoll lang, stark, scharf zugespitzt und weißlich; die Füße sind fleischfarbig und $\frac{3}{4}$ Zoll hoch.

Die Reinlichkeit verhindert bei diesen zärtlichen Vögeln die meisten Krankheiten, deshalb versieht man die Böden der Käfige mit Schiebern, die man jede Woche wenigstens einmal herausnehmen und reinigen und mit grobem Wassersande bestreuen kann. Da es Vögel aus einem warmen Himmelsstriche sind, und ihre weichlichere Natur auch durch ihren beständigen Aufenthalt im Zimmer nicht abhärtet, sondern dadurch in ihrem natürlichen Klima beständig unterhalten wird, so darf man sie im Winter nie im ungeheizten Zimmer lassen oder der kalten Luft aussetzen, so zuträglich ihnen auch im Sommer die frische Luft ist; denn sie würden sonst leicht krank werden oder gar erfrieren. Sie müssen auch, im Käfig hängend, wenn sie gut singen sollen, immer helles Tageslicht haben und womöglich der Sonnenwärme ausgesetzt sein, welche ihnen besonders beim Baden gar sehr ersprießlich ist.

Auf die Fütterung kommt das Meiste an. Je ungekünstelter, der Natur getreuer und daher einfacher diese ist, desto besser befinden sich auch die Vögel dabei, da hingegen eine allzu gesuchte, unnatürliche und zusammengesetzte diese Geschöpfe schwach und kränklich macht. Ich habe bei dieser einfachen Behandlungsweise sehr viele Kanarienvögel erzogen und viele Jahre gesund erhalten; da hingegen Andere, welche die ihrigen mit der größten und künstlichsten Sorgfalt warteten und pflegten, immer über allerlei verdrießliche und unglückliche Zufälle klagten. Man hat, außer einer großen Menge von kürzeren Abhandlungen über die Behandlung der Kanarienvögel, auch ganze Bücher darüber. Diese enthalten eine große Menge künstlicher Verhaltungsregeln, die aber alle nicht mehr oder weniger bewirken, als die wenigen einfachen, die hier folgen.

Das vorzüglichste Futter ist der Sommerrübsamen, wohl zu unterscheiden von Winterrübsamen, der im Herbst gesäet wird und größer und schwärzer ist als jener spät im Frühjahr gesäete. Bei diesem Futter allein befinden sie sich schon, wie die Hänflinge, sehr wohl; man vermischt es ihnen jedoch immer oder nur zuweilen, des Wohlgeschmackes wegen, mit zerquetschtem Hanfsamen, Kanariensamen und Mohn, besonders im Frühjahr, wenn man sie zur Fortpflanzung brauchen will. Will man sie beständig etwas traktiren, so giebt man ihnen ein Gemisch von Sommerrübsamen, ganzen Haferkörnern oder Hafergrütze mit Hirsen oder etwas Kanariensamen vermengt. Den Weibchen reicht man eben diese Fütterung; sie nehmen aber auch im Winter

mit Semmeln oder bloßem Gerstenschrot, mit Milch angefeuchtet, vorlieb, wenn es ihnen nur alle Tage frisch gegeben wird, daß es nicht sauer ist. Außerdem giebt man dem Weibchen und Männchen noch im Sommer zuweilen etwas grünen Kohl, Salat, Rübsaat, gemeine Kreuzwurz, Brunnenkresse, wenn man diese Kräuter vorher durch Waschen von schädlichen Thauen gereinigt hat, und im Winter Stückchen von süßen Aepfeln und von Kopfkraut.

Zum Trinken und Baden, und letzteres thun sie sehr gern, verlangen sie täglich frisches Wasser, und in der Mauserzeit legt man zuweilen einen rostigen Nagel in ihr Trinkgefäß. Wenn man den Boden ihrer Wohnung mit Wassersand bestreut, so lesen sie die kleinen weißen Quarzkörnchen aus, welche ihnen zur Verdauung gar sehr beförderlich sind.

Der Handel mit Kanarien- und anderen Singvögeln nach dem Ausland wird von Deutschland aus schon seit anderthalbhundert Jahren eifrig betrieben. Früher, bei den langsamen Transportmitteln und schlechten Wegen, war derselbe natürlich mit unsäglichen Schwierigkeiten und Verlusten verknüpft. Die Vögel mußten in den bekannten kleinen, zu hundertfünfzig bis hundertachtzig auf je ein Gestell vereinigten Holzkäfigen bis an den Ort ihrer Bestimmung oder bis in die nächste Hafenstadt auf dem Rücken getragen werden. Dies ging langsam, über sechs Stunden täglich wurden selten zurückgelegt; denn eine solche Last wog circa einen Centner, und auch der kräftigste Mann mußte von zehn Minuten zu zehn Minuten ruhen. Nach jeder Meile verlangten die Vögel Futter und konnten bei widrigem Wetter gar nicht weiter getragen werden.

Seit der Zeit der Dampfer und der Eisenbahnen, die eine schnelle und sichere Versendung bis in die fernsten Länder gestatten, hat dieser Handel einen gewaltigen Aufschwung genommen.

Von Thüringen und besonders dem Harz aus werden jetzt vom Herbst bis zum Frühjahr große Massen in Deutschland gezüchteter Kanarienvögel nach Nord- und Südamerika, England und Rußland expedirt, so daß nach zuverlässigen Berechnungen die jährliche Totalausfuhr die gewaltige Zahl von siebenzigtausend Stück erreicht. Dies erzielt, den Vogel niedrig zu nur zehn Neugroschen (25 Cents) im Durchschnitt gerechnet, einen Totalumsatz von weit über dreiundzwanzigtausend Thaler!

Der Fichtenzeisig (*Chrysomitris pinus;* Pine Finch) trägt ein fahl erdbraunes Oberkleid. Die Unterseite ist weiß. Die Schwingen und Schwanzfedern tragen eine verdeckte gelbe Zeichnung. Man sieht diesen Zeisig während der Wintermonate oft in unmittelbarer Nähe der Dörfer. Sein Gesang ist angenehm, wechselreich, klar und wohllautend. Im nördlichen Indiana habe ich ihn noch nicht beobachtet. —

Die Kreuzschnäbel (Crossbills) sind schon dadurch streng genug gekennzeichnet, daß ihr Unterschnabel mit der stark nach oben gekrümmten Spitze mit der des obern kreuzt. Man hat die Kreuzschnäbel „Zigeunervögel" genannt, und sie verdienen diesen Namen, da sie gleich den Zigeunern umherstreifen und sich nur da aufhalten, wo sich ihnen reichlich Nahrung bietet, d. h. wo die Samen der Nadelbäume besonders gerathen sind. Nordamerika beherbergt zwei Arten, den Zwergkreuzschnabel (*Loxia americana;* Red Crossbill), etwa 6 Zoll lang, mit röthlichem Gefieder, und den Weißflügelkreuzschnabel (*Loxia leucoptera;* White-winged Crossbill), $6\frac{1}{4}$ Zoll lang, mit zwei weißen Flügelbinden. Beide bewohnen den Norden Amerika's. Während des Fluges lassen sie einen sonderbaren, lauten, nicht gerade unschönen Ruf hören. In der Gefangenschaft gehaltene erinnern vielfach an die Papageien, da sie nicht nur sehr zahm werden, sondern auch gleich jenen sich gern an den Käfigstäben anklammern und ihre Nahrung mit einem Fuße erfassen. So viel man weiß, brüten sie im Winter.

Die Nahrung der Kreuzschnäbel besteht vorzugsweise in dem Samen unserer Nadelhölzer. Vermöge ihres eigenthümlichen Schnabels brechen sie mit Leichtigkeit einen Fichten- oder Tannenzapfen auf. Sie schneiden den Zapfen ab, tragen ihn mit dem Schnabel auf einen Ast, halten ihn mit den Zehen fest, beißen das vorderste Stück des Deckelchens ab, schieben den etwas geöffneten Schnabel unter dasselbe und heben es durch eine Seitenbewegung des Kopfes in die Höhe. Dadurch gelangen sie an den Samen. Durch die harzhaltigen Zöpfchen setzt sich stets Harz an die Schnabelscheiden; auch wird ihr ganzer Leib von Harz durchdrungen.



Weißflügelkreuzschnabel; White-winged Crossbill.

Den im Norden beider Welten lebenden Leinfink oder Birkenzeisig (*Aegiothus linarius;* Lesser Red Poll) schildert mir Nehrling mit folgenden Worten:

„In sehr strengen und kalten Wintern kommen die Birkenzeisige in großen Schaaren aus ihrer hochnordischen Heimath in unsere nördlichen Staaten oder noch südlicher. Es sind muntere, bewegliche, Vögel, die in Lebensweise und Betragen eine große Aehnlichkeit mit dem Goldfinken haben. Hinterkopf, Hals und Rücken sind graulich, mit dunkelbraunen Längsflecken; die Unterseite ist weißlich mit rothem Schimmer; die Kopfplatte ist blutroth; die Kehle ist bräunlichschwarz. Alte Männchen sind prachtvolle Vögel, denn sie sind herrlich blutroth überhaucht. Weibchen und junge Männchen stimmen in der Färbung überein. Es ist ein lieblicher Anblick, eine Schaar Birkenzeisige zu beobachten, welche in den verschiedensten Stellungen an den Aesten eines blätterlosen Baumes umherklettern; noch schöner wird aber der Anblick, wenn sich unter der Gesellschaft einige prächtigrothe Männchen befinden.

Es sind außerordentlich gesellige Vögel, die man immer in großen Schaaren beisammen sieht; dabei zeigen sie sich zutraulich und furchtlos und kommen ohne Scheu in die Gärten und Gehöfte. Sie lassen sich leicht fangen und beweisen sich sehr arglos, so daß man nach und nach eine Menge wegfangen kann, ohne daß die übrigen das Weite suchen. Diese merkwürdige Arglosigkeit kommt jedoch wohl daher, weil sie in ihrer hochnordischen Heimath nur wenig Verfolgungen ausgesetzt sind. Der Flug ist leicht und schnell. Im Gezweige der Bäume sind sie sehr geschickt, klettern auch gut, jedoch nicht so geschickt wie der Goldfink. Wenn sie aufgescheucht werden oder den Baum, auf welchem sie sitzen, verlassen, so erschallt aus allen Kehlen ihr Lockruf „Tschett, tschett". Ihr Gesang, welcher leise und zwitschernd ist, hat keinerlei Bedeutung. Die Nahrung besteht bei uns aus allerlei kleinem Gesäme, das sie von den aus dem Schnee ragenden Pflanzenstengeln suchen. (In ihrer nordischen Heimath nähren sie sich hauptsächlich von Birkensamen, und nur dann soll es vorkommen, daß sie südlich wandern, wenn derselbe nicht gerathen ist.)

Im Käfige macht er durch seine Munterkeit, Zutraulichkeit und Verträglichkeit mit anderen Vögeln viel Vergnügen. Er geht ohne Umstände an's Futter und lernt auch kleine Kunststücke, z. B. an einem Kettchen Wasser und Futter in's Bauer ziehen."

Der Schneeammer oder Schneevogel (*Plectrophanus nivalis;* Snow Bunting) ist ein Bewohner der Polarländer beider

Welten. Im Winter ist er unser Gast. Der Mangel an Nahrung treibt ihn in Schaaren aus den unwirthlichen Gegenden zu uns. Er ist etwa 6¾ Zoll lang und ist vorwiegend schneeweiß gefärbt. Die Schultern und Handschwingen sind schwarz. Offene, baumlose, nur mit Unkrautstengeln bestandene Felder sind bei uns ihr bevorzugter Aufenthalt. Ihr leichter, schneller, aber niedriger Flug macht zumeist auf sie aufmerksam. Die vorn fliegenden lassen sich zunächst auf dem Felde nieder, während die folgenden über sie wegfliegen und sich dann erst setzen. Hoch im Norden ist die Heimath dieser Ammer. In Alaska, auf den arktischen Inseln, auf Grönland sind sie häufig. Scoresby sah große Schaaren an der Küste von Spitzbergen, Proctor auf der Insel Island.

Der Spornammer (*Plectrophanus lapponicus;* Lapland Longspur), 6¼ Zoll lang, mit schwarzem Kopf, weißer Unterseite, kastanienbraunem Nacken, rostbrauner Oberseite, theilt mit dem Schneeammer den Verbreitungskreis und die Lebensgewohnheiten.

Der Grasammerfink (*Poocaetes gramineus;* Grass Finch, Bay-winged Bunting) bewohnt die Vereinigten Staaten und ist ein häufiger Vogel. Er wird 6¼ Zoll lang, ist oben gelblich braun gefärbt und dunkelbraun gestrichelt. Kehle und Brust sind rostfahl, die Unterseite ist gelblich weiß.

Der Weißkronfink oder Weißkronsperling (*Zonotrichia leucophrys;* White-crowned Sparrow) bewohnt die Vereinigten Staaten östlich von dem Felsengebirge. Er wird über 7 Zoll lang. Der Oberkopf längs der Mitte ist weiß und wird von schwarzen Längsstreifen eingesäumt, die wiederum von weißen Augenstreifen begrenzt werden. Auch der Weißkronfink besucht die Vereinigten Staaten nur im Winter während seiner Wanderung; denn seine Heimath sind die Waldungen Labradors, wo er in den sumpfigen, aus verkrüppelten Nadelbäumen gebildeten, kaum durchdringlichen Dickichten brütet.

Ihm eng verwandt ist der viel häufigere Bäffchenammerfink oder Weißhalssperling (*Zonotrichia albicollis;* White-throated Sparrow, siehe Tafel V, 4) der östlichen Theile Nordamerikas. Er wird 7 Zoll lang, ist dem vorigen ähnlich, hat aber gelbe Augenstreifen und eine weiße Kehle. Auch dieser Vogel brütet im Norden und ist für unsere Staaten nur ein durchziehender Wintergast.

Der Winterammerfink oder Schneevogel *Junco hyemalis;* Black Snow-bird) mag dazu dienen in ausführlicher

Weise das Gebahren der Ammerfinken uns kennen zu lehren. Ueber ihn berichtet mir Nehrling Folgendes:

„Obwohl der Winterfink aller Farbenpracht entbehrt, so ist er mir dennoch stets einer der liebsten aller unserer einheimischen Vögel gewesen. Seine Hauptfarbe ist ein angenehmes Aschgrau, welches am Kopfe und an den Flügeln am dunkelsten erscheint; die Oberbrust ist ebenfalls aschgrau, die ganze übrige Unterseite weißlich; die zwei äußersten Schwanzfedern sind reinweiß, die dritte ebenso, aber schwärzlich gefleckt. Das ganze Gefieder ist sehr dicht und weich. Der Schwanz ist lang und nur wenig gegabelt. Der Hals ist kurz. Der Schnabel ist röthlichweiß; die Füße sind fleischfarben. Das Weibchen ist etwas heller gefärbt, dennoch aber ist es nicht leicht vom Männchen zu unterscheiden. Trotz der so einfachen Zeichnung ist der Winterfink doch ein überaus anmuthiger und schmucker Vogel, der sich die Liebe eines Jeden erwirbt, welcher ihn kennen zu lernen Gelegenheit hat.

In den Vereinigten Staaten ist er in der Regel nur ein Wintergast. Er kommt in Zügen aus dem Norden, wahrscheinlich aus dem südlichen Britisch Amerika, im Oktober zu uns in die nördlichen Staaten, verweilt hier oft noch längere Zeit, wenn das Wetter schön ist und zieht dann südlicher. Im nördlichen Illinois erscheinen die Winterfinken Mitte Oktober in großen Gesellschaften. Sie halten sich an mit Büschen bestandenen Waldessäumen, in Hecken und vorzugsweise auch gern in Gärten, welche mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt sind, auf. Ihre Nahrung besteht bei uns aus allerlei dem Garten- und Landbau schädlichem Gesäme, ferner aus kleinen Würmern, Insekteneiern u. s. w., weshalb man die Vögel für große Wohlthäter halten und darum auch schützen sollte. Sie suchen dieselben am Boden auf, wo sie sehr geschickt sich zu bewegen wissen. Dabei haben sie die merkwürdige Eigenschaft, daß sie wie Hühner scharren. Aber auch im Gezweige der Bäume hüpfen sie schnell und gewandt umher.

Auf diesen schlafen sie auch, wählen aber dazu nur dichte Nadelholzbäume, wo solche vorhanden sind. Ihr Flug ist sehr gewandt, leicht, schnell und mehr geradeaus als wellenförmig. Oft jagen sich zwei in der Luft umher und entfalten dabei eine überraschende und eigenthümliche Pracht, denn beide breiten ihren Schwanz fächerartig aus, so daß die reinweißen Schwanzfedern deutlich sichtbar sind. Dieses Spiel kann man an warmen Oktobertagen sehr häufig beobachten. Der eine Winterfink steigt gewöhnlich pfeilschnell in die Höhe und geht



1. Wiesenstärling (Meadow Lark).
2. Baumwachtel (Quail) Weibchen.
3. „ „ Männchen.

ebenso schnell wieder herab, wiederholt dieses auch wohl noch einige Mal, während sein Verfolger dieselben Bewegungen mit ausgebreitetem Schwanze nachmacht, bis sich beide auf einem Baume niederlassen, um bald darauf wieder von Neuem dieses interessante Spiel zu beginnen. Gewöhnlich stoßen sie dabei ein sehr schnelles „Tuck, tuck, tuck, tuck" aus, während sie sonst nur ein leises „Zipp" hören lassen. Hie und da vernimmt man auch schnurrende Töne, die wie „Zurrrrrrrr" sich anhören; dieses Letztere habe ich am meisten im Frühlinge, wenn sie nördlich zogen und auch von meinen gefangenen Winterfinken zur selben Zeit vernommen.

Sie ziehen des Nachts und gehen am Tage ihrer Nahrung nach. Oft habe ich schon beobachtet, daß am Morgen Schaaren von Winterfinken sich zeigten, wo am Abend nicht ein einziger zu sehen war und umgekehrt, wo am Abend noch die ganze Gesellschaft munter am Boden umher lief und nach Körnchen suchte, aber am nächsten Morgen sich kein einziger mehr blicken ließ. Auch an Gefangenen konnte dieses beobachtet werden. Nämlich genau zur selben Zeit, wenn die im Freien lebenden wandern, werden die im Käfig gehaltenen des Nachts unruhig und flattern im Bauer hin und her, während sie am Tage Nichts von dieser Rastlosigkeit zeigen. Außer der Zugzeit sind sie des Nachts wieder ganz ruhig.—Im Herbst verweilen sie so lange bis starker Frost eintritt, dann ziehen sie südlicher. Nie habe ich sie mehr gesehen, wenn Schneefall eingetreten war. Im März oder zu Anfang April erscheinen sie wieder auf ihrem Zuge nach dem Norden und verweilen, wenn es angenehmes Wetter ist, nur kurze Zeit; wenn es hingegen rauh und kalt ist, bleiben sie oft noch bis Mitte oder Ende April.

Da der Winterfink ein sehr geselliger und argloser Vogel ist, so ist es ziemlich leicht, ihn zu fangen. Mit einer einfachen Falle, die ich in unmittelbarer Nähe des Hauses aufgestellt hatte, fing ich sechs Stück, die ich in den Gesellschaftskäfig that. Hier zeigten sie sich erst wild und stürmisch, fanden sich aber nach kurzer Zeit in ihr Loos. Daß sie anspruchslos, zutraulich und stets munter, beweglich und verträglich sind, sind Eigenschaften, die sie vor den meisten anderen Vögeln auszeichnen. Aber noch in anderer Hinsicht möchte ich sie der großen Mehrzahl anderer Vögel voranstellen. Sie sind nämlich immer schmuck und glatt im Gefieder und erfreuen sich, wenn man sie sorgsam pflegt, stets einer ausgezeichneten Gesundheit. Auch von der Hitze hat er durchaus nicht zu leiden, denn meine Winterfinken waren im Sommer und im geheizten Zimmer ebenso munter und beweglich, als bei kühlem

Wetter. Wenn man sich oft mit ihnen beschäftigt, werden sie auch außerordentlich zahm. Einer derselben macht sich oft das Vergnügen, diejenigen, welche sich mit dem Kopfe an den Käfig lehnen, mit seinem Schnabel in den Haaren zu ziehen. Mit anderen Vögeln, sowie auch mit seinesgleichen verträgt sich der Winterfink gut und deshalb eignet er sich ganz vorzüglich für einen Gesellschaftskäfig. Im Frühling läßt das Männchen recht eifrig seinen lieblichen, kanarienvogelähnlichen, an Abwechslung reichen Gesang hören, welcher etwas leise vorgetragen wird, denjenigen der meisten übrigen einheimischen Finken jedoch an Schönheit übertrifft.

Man füttert ihn mit Hirse, Mohn und etwas Hanf, reinigt oft den Käfig und streut reinen Sand hinein. Auf diese Weise läßt er sich lange Zeit in der Gefangenschaft halten."

Der Haussperling, vulgo Spatz der alten Welt (*Pyrgita domestica*; House Sparrow) ist mit so gutem Erfolg bei uns heimisch geworden, daß er als einer der Unsern betrachtet werden kann. Erst vor einigen Jahren von Europa zu uns gebracht, hat er sich mit der ihm eigenen Unverfrorenheit schnell bei uns acclimatisirt, naturalisirt und Stimmrecht erlangt, und ist namentlich in der Nähe unserer größeren Städte überaus häufig geworden. Bevor wir die Geschichte seiner Importation mittheilen, mag hier sein Gebahren in Europa nach Grube geschildert werden:

Er hat seinen Habitus in der neuen Welt weniger geändert, als mancher menschliche Einwanderer, der bald das heimische Gewand abzustreifen sich beeilte. Er trägt noch denselben grauen, groben Staubkittel, dem nur die zwei weißen Binden der dunkelbraunen Flügel einigen Schmuck verleihen; in seinem dicken Kopfe stehen noch dieselben trotzig kecken Augen. Was soll dem Sperlinge auch ein schönes reiches Kleid, da er doch einmal ein Wegelagerer und Straßenbube ist?—Sein wüstes Geschrei wiederholt er vom frühen Morgen an, daß man solchen Sperlingsgesang fast verwünschen möchte. Und doch wie öde und stille wäre es auf den Straßen drüben in Europa, wenn keine Sperlinge mehr zwitscherten! —

Sorgen kennt unser Spatz nicht; er läßt sich's wohl sein. Im Sommer und Herbst schwelgt er sogar im Ueberfluß. Kommt aber der Winter mit seiner Kälte und seinem Schnee, so läßt er sich keineswegs vertreiben, er bietet wie ein Stoiker allen Entbehrungen Trotz! In sich gekauert, mit aufgeblasenem Federpelze sitzt er dann wohl Stundenlang in einer geschützten Ecke der Mauerdachspalte, und von seinem über=

müthigen Zwitschern und Schelten hört man nichts mehr; selbst sein schnurrender Flug ist viel bescheidener geworden. Doch sein Muth ist keineswegs gebrochen und sein Scharfsinn nicht eingefroren. Er weiß recht gut an den dürren Bäumen und Sträuchern die Larven mancher Raupen zu finden, holt auch aus manchen Ecken ein Spinnlein heraus. Er weiß es recht gut, wo in der städtischen Straße der Fleischer, und an der Landstraße der Wirth zum „Lamm" oder zur „Traube" wohnt, und wenn der Fuhrmann mit seinem knarrenden Wagen anhält, ist auch das Spätzlein da, und setzt sich auf die Krippe, um zu schauen, ob auch der Herr Wirth guten Hafer führt.

So schleicht sich der Sperling durch Mangel und Trübsal glücklich hindurch, und ist dann in der Zeit des Ueberflusses um so lustiger. Vom Nesterbau ist er auch kein Freund; was sollte ein Zigeuner mit einem schönen Hause? In vierundzwanzig Stunden hat sich das Weibchen ein Haus gebaut; Stroh, Reisig, Lumpen und Papierschnitzel— Alles ist ihm brauchbar, und der Herr Gemahl bringt auch wohl ein paar Schnäbel voll Baumaterial, aber viel Schererei ist ihm zuwider, und am liebsten nimmt er Platz in einem schon fertigen Neste.

Bei den Juden wurden die Sperlinge von armen Leuten gegessen und darum zu Markte gebracht. Sie waren und sind ja noch so häufig, daß man ihrer viele um einen geringen Preis kaufte. Und doch nimmt Gottes Güte und Allmacht sie in Seinen Schutz! Wie viel mehr uns! Das wollte unser Heiland in jenem bedeutsamen Worte den Seinen ans Herz legen: „Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Und doch fällt derselben keiner vom Dach ohne den Willen eures Vaters!" — —

Ein Herr Deblois in Portland, Maine, scheint der Erste gewesen zu sein, der den Haussperling importirte. Er gab sechs Sperlingen im Herbst 1858 im Centralpark der Stadt die Freiheit, die sich seitdem sehr vermehrt haben. — In New York ließ Schieffelin zwölf Sperlinge fliegen und wiederholte dies mehrere Male jeden folgenden Sommer. Jetzt sind sie in New York ebenso häufig wie die Proletarier. — In Boston wurden sie durch den Stadtrath im Jahre 1868 eingeführt. 200 Spatzen wurden in Deutschland gekauft, aber nur etwa 20 erreichten den amerikanischen Strand, die übrigen gingen auf der Seereise zu Grunde. Die Ueberlebenden wurden im Juni ausgesetzt, aber sie scheinen, erschöpft von der langen Reise, bald gestorben zu sein. Während des nächsten Sommers wurden andere importirt, aber nur zehn kamen glücklich an. Diese acclimatisirten sich

zur Zufriedenheit. — In Philadelphia importirte der Stadtrath im Jahre 1869 ein ganzes Tausend deutscher Spatzen. Sie kamen in bester Verfassung hier an und man ließ sie im Mai fliegen. Da gerade um diese Zeit die Kirschbäume in Blüthe standen, machten sie sich an diese und fanden deshalb keineswegs ein friedliches Entgegenkommen von Seiten derer, die sie eingeladen hatten. Sie sind jetzt in Philadelphia zahlreich in allen den öffentlichen Parks, an denen Philadelphia reich ist. Auch in Fairmount-Park ist er heimisch, hatte also auch Gelegenheit, unsere Centennial-Ausstellung zu besuchen. In dem Gitterwerk der Spitzbögen der Ackerbauhalle, deren Inhalt ihm Manches für seinen Schnabel bot, sah ich sie, unbekümmert um den Lärm der Maschinen und der wogenden Menschenmassen, ihre Nester bauen. —

In Fort Wayne ist der Spatz auch schnell heimisch geworden. Vogelhändler Schmidt gab im Jahre 1873 sechs Paaren die Freiheit.—Nach Warsaw, Indiana, gelangten drei in einem Frachtwagen, also auf dieselbe Weise, wie die "Tramps" unserer Tage nicht selten zu reisen suchen. Körner suchend waren sie in Fort Wayne in einen Frachtwagen gerathen, den man vor der Reise geschlossen hatte. In Warsaw wurde der Wagen geöffnet, die Spatzen wurden frei, und siedelten sich mit Erfolg an.

Man ist in letzter Zeit doch bedenklich geworden, ob die Einführung der Sperlinge von irgend einem Nutzen für unsere Staaten war. Ein hervorragender amerikanischer Ornithologe, Dr. Elliot Coues, ist gegen den Spatz zu Felde gezogen. Der Sperling mag denken: „Ein Bursch wie ich, was macht sich der daraus!" auch mag er sich damit trösten, daß man „die Geister, die man rief, nicht los werden wird"— aber Dr. Coues' Gründe sind gewichtige. Einmal erachtet er es mit Recht für sehr zweifelhaft, ob die Sperlinge sich mit solcher Vorliebe von Insekten nähren, daß sie unsere Baumpflanzungen wirklich schützen. Für's andere—und ich kann das für die nächste Umgebung Milwaukee's und Chicago's bestätigen—vertreiben sie eine Reihe unserer nützlichsten Vögel, die mit ihnen den gleichen Nistplatz wählen. So hat er um Milwaukee und Chicago den Hüttensänger fast ganz verdrängt. — Sie beschmutzen übrigens auch diejenigen Häuser, unter deren Dachvorsprüngen sie nisten, in höchst unangenehmer Weise. — Spatz, drohende Gewitterwolken ziehen am Horizont herauf und werden sich über dich früher oder später entladen! Wappne dich mit der dir eigenen Unverschämtheit! Hüte dich! —

Unter allen amerikanischen Spatzen, ja unter allen amerikanischen Vögeln überhaupt, ist der Gesellschaftsammerfink oder Zirpsperling (*Spizella socialis;* Chipping Sparrow, Chippy, Tafel V, 2) der häufigste. Er findet sich vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean und brütet von Georgia bis an die Grenze der kalten Zone. Nehrling schreibt mir über diesen Vogel:

„Der Zirpfink oder Zirpsperling ist einer der gemeinsten unserer einheimischen Finken. Unkundige verwechseln ihn oft mit dem Birkenzeisige, dem er in Größe und auch, wenn man ihn oberflächlich ansieht, an Färbung ähnelt. Man kann ihn von jenem aber ziemlich leicht unterscheiden, da der Zirpfink eine rostbraune, der Birkenzeisig aber eine rothe Kopfplatte hat. Der Rücken ist bräunlichgrau, die Unterseite ist weißlich, über die Flügel laufen zwei schmale weiße Querbinden. Männchen und Weibchen gleichen sich vollkommen in Färbung und sind deshalb sehr schwierig von einander zu unterscheiden.

Er ist einer der ersten Ankömmlinge aus dem Süden. Gewöhnlich erscheint er schon Ende März und, wenn das Wetter gelinde ist, noch eher. Manchmal treibt er sich mit Winterfinken umher, in der Regel aber sieht man ihn nur paarweise. Dann geschieht es auch, daß er in die mit Gebüsch bewachsenen Gärten kommt. Die Nahrung sucht er zumeist vom Boden auf; hier sieht man ihn geschickt umherlaufen, um kleine Sämereien oder sonstige ihm zur Nahrung dienende Dinge aufzusuchen. Selbst bis in die unmittelbare Nähe der Häuser wagt er sich. Auf großen Bäumen hält er sich nicht auf, dagegen weiß er sich sehr geschickt auf Sträuchern und kleinen Bäumchen zu bewegen.—Sein Lieblingsaufenthalt bilden gebüschreiche Wiesen in der Nähe eines Baches; aber auch an anderen Orten siedelt er sich an, besonders gern auch in Gärten, wenn er daselbst nur dornige, schützende Sträucher vorfindet, um sich vor seinen vielen Feinden leicht verbergen zu können.

Die Brutzeit fällt in den Anfang des Juni, aber auch noch viel später kann man brütende Pärchen finden. Das Nest wird nie auf die Erde gebaut und ebenfalls vermeidet er, dasselbe auf hohen Bäumen anzulegen. Man findet es am häufigsten in niedrigen, dichten Dornbüschen, oft ganz versteckt in der Mitte derselben, sodann auch in Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen, auch auf kleinen Obstbäumen und in Weinstöcken. Immer wird der Ort zur Anlage desselben gewählt, welcher ihm am sichersten scheint. Das Nest ist an der Außenseite aus Grashalmen gebaut und inwendig stets mit Haaren

weich ausgepolstert. Das Gelege besteht aus 4 bis 5 hellgrünen Eiern, welche am dicksten Ende mit einem Kranze von hell- und dunkelbraunen Flecken gezeichnet sind. Sie sind klein und sehr zartschalig. Nachdem die erste Brut das Nest verlassen und selbständig geworden ist, schreitet das Pärchen zu einer zweiten, oft auch noch zu einer dritten Brut. Die Jungen werden mit Kerbthieren aufgefüttert, weshalb der Zirpfink für die Gärten ein sehr nützlicher Vogel ist. Wenn man ihn schützt, siedelt er sich gerne in der Nähe des Menschen an. Bei meinen Eltern baute ein Pärchen sein Nest nahe bei der Hausthüre in einem Weinstock. Doch verbindet der Vogel mit dieser Zutraulichkeit eine große Vorsicht, und nur selten gelingt es, einen zu fangen. — Als Stubenvogel hat er keinerlei Bedeutung, da ihm ebensowohl Gesang als auch ein schönes Gefieder abgeht. In der Regel läßt er nur ein leises Zirpen, welches „Zirp" oder „Zipp, zipp" klingt, hören."

Ich fand ein Nest dieses Sperlings in einem frei hängenden Blumenkorb, der in einer Veranda hing, welche von den Bewohnern des Hauses täglich betreten wurde.

Eng verwandt mit diesem Sperling sind der Bergammerfink oder Baumsperling (*Spizella monticola;* Tree Sparrow und der Feldammerfink oder Feldsperling (*Spizella pusilla*; Field Sparrow). Ersterer läßt sich nur im Winter bei uns sehen, letzterer ist auch im Sommer bei uns und nistet auf dem Boden.

Der Singammerfink oder Singsperling (*Melospiza melodia;* Song Sparrow, siehe Tafel V, 1) ist nirgends selten und darum ein sehr bekannter Vogel. Er wird 6½ Zoll lang. Die Oberseite ist rostgrau mit dunkel rothbraunen Schaftflecken. Die Untertheile sind weißlich und mit dunkelbraunen Schaftstrichen gezeichnet. Er bewohnt die östlichen Vereinigten Staaten nördlich bis Canada. Sein Lieblingsaufenthalt ist Buschwerk aller Art, namentlich solches an Gewässern. Doch siedelt er sich in Gärten in unmittelbarer Nähe der Wohnungen an. Für die Gefangenschaft eignet er sich vorzüglich. Die von mir gehaltenen waren sehr ausdauernd, immer lebendig und darum unterhaltend. Sie sangen gern und erinnerten an den Kanarienvogel; nur war ihr Gesang leiser, aber vielleicht zarter und anmuthiger. Wenn sie im Frühjahr zu uns kommen, setzen sie sich häufig auf einen niederen Busch oder Baum und tragen von hier aus ihre ansprechenden Weisen vor. Das Nest steht auf Bäumen oder auf dem Boden und ist aus zarten Halmen geformt, welche mit Haaren

ausgefüllt sind. Das Gelege besteht aus 3 bis 7 grünlichweißen, dunkelbraun gefleckten Eiern.

Der Riedammerfink oder Sumpfsperling (*Melospiza palustris;* Swamp Sparrow) wird 5¾ Zoll lang. Scheitel und Hinterkopf sind dunkel kastanienbraun, die Stirn ist schwarz. Der breite Augenbrauenstreifen wie Kopf- und Halsseiten sind aschgrau. Die Untertheile sind weißlich, am Kropf bräunlichgrau. Sie bewohnen wasserreiche Gegenden, zumal sumpfige, gebüschreiche Wiesen. Er verbreitet sich über den Osten der Vereinigten Staaten bis an den Missouri.

Der Fuchsammerfink oder Fuchssperling (*Passerella iliaca;* Fox-colored Sparrow, Tafel V, 3) wird 7½ Zoll lang. Die Oberseite ist röthlichbraun, die Unterseite weiß mit großen röthlichbraunen Flecken. Er ist im hohen Norden heimisch und besucht im Winter alle östlichen und mittleren Staaten Nordamerika's, hält sich in Vorhölzern, Gebüschen, Hecken und Zäunen auf, beschäftigt sich viel auf dem Boden, fliegt niedrig, aber rasch und gut, ist überhaupt ein munterer Gesell. In den öden Wildnissen Labradors brütet er auf dem Boden. In das nördliche Indiana kommt er im März und verweilt 4 bis 6 Wochen. Dasselbe thut er im September.

Der Rosenbrustknacker (*Hedymeles ludoviciana;* Rose-breasted Grosbeak, siehe Tafel II, 3 und 5) bewohnt die Vereinigten Staaten und wandert im Winter bis Neugranada hinab. Er ist ein kräftig gebauter, 8½ Zoll langer Vogel mit kurzem, dickem Schnabel. Der ganze Kopf, der Hals, der Rücken, die Schwingen bis auf zwei weiße Flügelbänder und der Schwanz sind glänzend schwarz. Die Brustseiten und der Bauch sind weiß; der Unterhals aber und die Brustmitte sind prachtvoll karminroth, welche Farbe auch auf den Unterflügeldeckfedern sich zeigt. Audubon beschreibt diesen prächtigen Vogel mit gewohnter Meisterschaft. „Einst im Monat August," erzählt er, „als ich mich mühselig längs den Ufern des Mohawkflusses dahinschleppte, überkam mich die Nacht. Ich war wenig bekannt in diesem Theile des Landes und beschloß deshalb, da zu übernachten, wo ich mich gerade befand. Der Abend war schön und warm; die Sterne spiegelten sich wieder im Flusse; von fern her tönte das Murmeln eines Wasserfalles. Mein kleines Feuer war bald angezündet unter einem Felsen und ich neben ihm dahingestreckt. In behaglicher Ruhe, mit geschlossenen Augen ließ ich meinen Gedanken freien Lauf und befand mich bald in einer geträumten Welt. Da plötzlich drang mir in

die Seele der Abendgesang eines Vogels, so klangvoll, so laut, wegen der Stille der Nacht, daß der Schlaf, welcher sich bereits auf meine Lider herabgesenkt hatte, wieder von hinnen floh. Niemals hat mich der Wohllaut der Töne mehr erfreut. Er bebte mir durchs Herz und machte mich glückselig. Fast hätte ich meinen mögen, daß selbst die Eule durch den süßen Wohllaut erfreut war; denn sie blieb still diese Nacht. Lange noch, nachdem die Töne verklungen waren, freute ich mich über sie, und in dieser Freude schlief ich ein."

Der Flug des Kernbeißers ist hart und geht gerade aus, ist aber doch nicht ungewandt. Das Nest, welches ich besitze, stand auf einem niederen Baum in der Nähe eines Flusses. Es hat einen Durchmesser von 8 Zoll und ist aus trockenen Baumzweigen, Blättern und Stämmchen zusammengesetzt, während Würzelchen und Haare die innere Auskleidung bilden. Das Gelege besteht aus vier oder fünf blaugrünen, rothbraun gefleckten Eiern. Beide Geschlechter brüten.

Unser Kernbeißer ist mit Recht einer der beliebtesten und ausdauerndsten Käfigvögel. Sein prachtvolles Gefieder und sein trefflicher Gesang, den er auch während der mondhellen Nächte hören läßt, machen ihn gleich empfehlenswerth. Ich habe ihn mit gemischtem Körnerfutter und gelegentlicher Zugabe von Grünzeug lange Zeit munter und gesund erhalten. Er ist verträglich und paßt darum sehr wohl in einen Gesellschaftskäfig. An das Weichfutter (gehacktes Ei und geriebene Semmel oder gekochte Kartoffel) gehen sie gern, werden aber dadurch leicht überfett und darum krank.

Der farbenprächtige Papstfink (*Cyanospiza ciris*; Nonpareil, Painted Bunting) bewohnt nur unsere Südstaaten, kommt aber in großer Menge in den Vogelhandel. Kopf und Nacken dieses Finken sind glänzend violettblau; die Kehle, der Vorderhals, sowie die ganze Unterseite sind hellroth; Rücken und Schwanz sind bräunlich grün. Man füttert ihn mit verschiedenen Sämereien, giebt ihm oft Grünes und hält seinen Käfig möglichst rein.

Der Indigofink (*Cyanospiza cyanea*; Indigo-bird) ist gleichfalls ein empfehlenswerther Käfigvogel, nicht nur seines prächtig indigoblauen Gefieders, sondern auch seines kanarienvogelähnlichen Gesanges wegen. Er wird 5¾ Zoll lang. Im Herbst legt er das schmucke Kleid ab und legt ein unscheinbares blaugraues Gewand an. Das Weibchen ist Winter wie Sommer bräunlichgrau mit blauem Schimmer.

Sein Verbreitungskreis erstreckt sich vom Missouri bis an den Atlantischen Ocean, von Florida bis nach New Brunswick. Im Winter zieht er bis Mexiko und Mittelamerika hinab. Die Säume der Waldungen, kleine Feldgehölze, Wiesen mit etwas Buschwerk sind sein Lieblingsaufenthalt. Sein Nest steht niedrig über dem Boden, in kleinen, dichten Büschen. Gröbere Grashalme bilden den Außenbau, feinere Gräser, Hanf- und Flachsfäden, Haare und dergleichen die innere Auskleidung. Das Gelege besteht aus 4 bis 6 grünlichweißen Eiern.

Das Halten dieser Vögel, die leicht zur Fortpflanzung schreiten, kann ich jedem Liebhaber empfehlen. Sie sind bei geeignetem Futter (gemischtem Körnerfutter und Grünem) ausdauernd. —

Nächst dem Kanarienvogel ist wohl der Kardinal (*Cardinalis virginianus;* Red-bird, Cardinal, siehe Tafel VIII, 4) der beliebteste und häufigste Käfigvogel in Nordamerika. Sein Gesang, der ihm den Ehrentitel „Virginische Nachtigall" verschafft hat, sein schön hochrothes Gefieder, der Federbusch seines Kopfes, der ihm ein ritterliches Ansehen giebt, seine Ausdauer bei geeigneter Nahrung haben ihm die Vorliebe aller Vogelfreunde zugewandt. Trotz seines munteren Wesens wird er doch zutraulich, frißt aus der Hand und legt alle Scheu ab. Im Gesellschaftskäfig weiß er sich eine gewisse Autorität zu verschaffen, ohne jedoch zu einem Tyrannen zu werden. Man biete ihm Weizen, Hafer, gestoßenen Mais, etwas Hanf, aber auch Grünzeug, Früchte, Mehlwürmer oder doch gelegentlich etwas rohes Rindfleisch. Bei dieser gemischten Kost dauert er lange aus und läßt seinen lauten, pfeifenden und reinen Gesang fast das ganze Jahr hindurch hören.

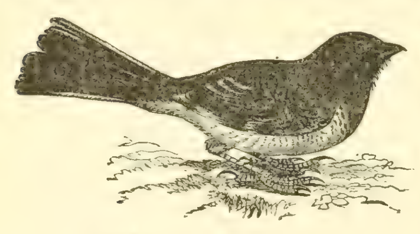
Der Verbreitungskreis des Kardinals umfaßt die südlichen Vereinigten Staaten, Mexiko und Californien. Hier brüten sie selbst innerhalb der Städte. Das Nest, welches ich besitze, ist ein aus trocknen Blättern und Zweigen, dürrem Gras und dergleichen aufgeführter Bau, der von feineren Stoffen ausgekleidet ist. Das Gelege besteht aus vier bis sechs auf düsterweißlichem Grunde überall mit olivenbraunen Flecken gezeichneten Eiern. Das Weibchen brütet, wird aber währenddem vom Männchen gefüttert und durch Gesang unterhalten. Nach 13 bis 14 Tagen schlüpfen die Jungen aus den Eiern.—

Da, wo der Kardinal vorkommt, sieht man ihn im tiefsten Dickicht des Waldes, aber auch in unmittelbarer Nähe der Ortschaften. Im Herbste und Winter bleiben sie selbst im nördlichen Indiana in

kleinen Gesellschaften zurück. Im Frühjahr trennen sie sich in Paare und grenzen ihr Revier, aus demselben jedes andere Männchen mit Eifersucht vertreibend, ja selbst auf Tod und Leben mit ihm kämpfend.

Auch den grauen Kardinal (*Pyrrhuloxia sinuata ;* Texas Cardinal), ein oben aschgrauer, unten weißer Vogel, mit brennend rothem Kopf und Vorderhals, der die Region des Rio Grande bewohnt, hält man häufig im Käfig. Nach meiner Erfahrung zeigt er sich weder so lebhaft wie der vorige, noch ist sein Gesang dem des letzteren gleich zu achten. — Beide Kardinäle werden alljährlich zu Tausenden auf den europäischen Vogelmarkt gebracht. —

Der Grundröthel oder Erdfink (*Pipilo erythrophthalmus;* Ground Robin, Towhee, Chewink) wird 8¾ Zoll lang, Kopf, Hals und Oberseite sind schwarz. Die Unterseite ist weiß, an den Seiten rostroth. Beim Weibchen sind die schwarzen Theile braun. Der Erdfink ist ein sehr häufiger Vogel in allen Staaten östlich vom Missouri. Sein Lieblings-Aufenthalt sind dichte, niedrige Gebüsche, die naß, jedoch nicht sumpfig sein dürfen. Durch sein weithinschallendes „Schiwink" macht er sich zwar bemerklich, ohne daß man jedoch den Vogel selber gewahrt, der munter und geschickt auf dem Boden herumhüpft, wo er eifrig nach Insekten sucht. Ein Pärchen verflog sich im Herbst in den Kellerraum des Concordia College, vielleicht durch die Wärme angelockt.—Ihr Nest ist aus dünnen Blättern, Halmen, Würzelchen und dergleichen leicht zusammengefügt und steht gewöhnlich in einer Vertiefung des Bodens, so daß sein oberer Rand mit der Umgebung gleich hoch liegt. Das Gelege besteht aus vier bis sechs auf grünlich blauem Grunde roth und braun gefleckten Eiern. —



Erdfink; Ground Robin.

Die **Stärlinge** (*Icteridae;* Blackbird Family). Die Stärlinge sind gekennzeichnet durch den langen, geraden oder leicht gebogenen, kegelförmigen Schnabel, die kräftigen Füße mit langer Hinterzehe und großen Krallen, die spitzigen Flügel mit nur neun Handschwingen und den mehr oder weniger abgerundeten Schwanz.

An ihre Spitze stellen wir den allbekannten Reisstärling oder Paperling (*Dolichonyx oryzivorus;* Bobolink, Reed-bird,

Rice-bird, siehe Tafel XI, 1 und 2), der sowohl Nord- wie Südamerika, von Granada bis Paraguay, bewohnt. Er wird $7\frac{7}{10}$ Zoll lang. Das Sommerkleid des Männchens ist an der Schulter und am Bürzel weiß, Kopf und Unterseite, Schwingen, Flügeldeckfedern und Schwanz sind schwarz. Im Winter nimmt das Männchen die Färbung des Weibchens an, welches gelbbraun gefärbt ist. Es ist mir immer von großem Interesse gewesen, diesen auffallenden Farbenwechsel an meinen Gefangenen zu beobachten. Nehrling schreibt mir über diesen Vogel Folgendes:

„Erst, wenn unsere Wälder und Wiesen schon längst ihre gefiederten Bewohner aus dem Süden zurück erhalten und viele derselben bereits das Brutgeschäft begonnen haben, erscheint der eigentliche Beleber unserer Wiesen: der Bobolink. Es scheint, als wolle er erst die Wiesen und Prairien im schönsten Grün prangen und die mannichfachen Arten der Wiesen- und Prairieblumen aufblühen lassen, ehe er, die eigentliche Zierde der Grasebenen, einzieht. Aber er paßt auch zu nichts Anderem, als zu den grünen Wiesen; er verleiht ihnen den eigentlichen Schmuck und das rechte Leben. Ohne ihn, den munteren, stets fröhlichen und heiteren Sänger, erscheinen uns die Prairien öde, traurig und todt. Er führt in denselben ein poesiereiches und gemüthliches Leben. Bald nach der Ankunft, welche in den Nordstaaten etwa Mai erfolgt, wird das Brutgeschäft begonnen. Das Nest wird auf die Erde in's tiefe Gras gebaut und aus Halmen zusammengeschichtet, inwendig mit feinen Halmen ausgelegt. Die Eier sind auf weißlichem Grunde mit vielen größeren und kleineren bräunlichen Flecken versehen. Das Nest ist sehr versteckt angelegt und schwer aufzufinden, hauptsächlich aber ist es die List des brütenden Weibchens, welche den Sucher in den meisten Fällen irre leitet. Sobald sich nämlich dem Neste irgendwie Verdächtiges nähert, läuft es schnell von demselben, stellt sich flügellahm und hüpft im Grase davon. Erst dann, wenn es eine bedeutende Strecke vom Neste entfernt ist, erhebt es sich fliegend.

Der Bobolink gilt bei jedem Kenner als ein vorzüglicher Sänger, der ebensowohl durch Fülle und Stärke als auch durch Abwechslung seines herrlichen Liedes in Staunen setzt. Es ist ein unbeschreiblich herrliches Vogelconcert, wenn erst einer, dann noch einer und immer mehrere sich aus dem wogenden Grasmeer erheben, und jeder schwirrend und fliegend in der Luft seinen schönen Gesang erschallen läßt.

Man findet den Bobolink bei uns in jeder tieferen Wiese und auch in den an Vogelarten so armen Prairien tritt er häufig auf. Im

Walde kommt er nicht vor, und auch Gebirge und Hochland meidet er. Während der Brutzeit ist der Bobolink ein sehr nützlicher Vogel, da die Jungen fast ausschließlich von Kerbthieren aufgefüttert werden. Von seinem Nutzen kann man sich hauptsächlich während der Heuernte sehr leicht überzeugen; denn dann sieht man ihn in Schaaren auf dem frischgemähten Grase umherlaufen und Grashüpfer, Käfer, Raupen und andere derartige Thiere absuchen. Bald nach der Brutzeit vereinigen sich Alte und Junge zu großen Schwärmen und durchziehen noch eine kurze Zeit die Gegend. Sie fallen nun auch mitunter in das noch in Milch stehende Getreide, aber auch hier schaden sie nie erheblich. Gerade zu der Zeit halten sich in den Fruchtfeldern Heere schädlicher Insekten auf, welche dem Getreide auf allerlei Weise zusetzen, und denen gilt vornehmlich die Jagd. Man sollte darum den Bobolink ganz besonders schützen, weil er neben seinem Nutzen auch durch seinen herrlichen Gesang und durch sein stets munteres Wesen so ungemein zur Belebung der Wiesen und Grasebenen beiträgt.

Für die Gefangenschaft eignet sich der Bobolink oder Paperling, wie ihn die deutschen Händler zu nennen belieben, außerordentlich. Auch in Deutschland hat er seines Gesanges wegen viele Freunde. Tausende werden jährlich dahin ausgeführt und regelmäßig sehr schnell verkauft. Außer seinem Gesange empfiehlt ihn auch seine Munterkeit und Friedfertigkeit anderen, auch den kleinsten Vögeln gegenüber, sehr zum Stubenvogel. Man füttert ihn mit Hirse, Canariensamen und etwas Hafer; giebt ihm oft Grünes (Salat) und zur Abwechslung auch Mehlwürmer und Ameiseneier. Andere Sämereien, z. B. Weizen, Gerste, Mais u. s. w. rührt er nicht an."

Im Herbste waren meine Gefangenen immer erstaunlich fett, und es erscheint mir glaubwürdig, daß, wenn die Farmer des Südens sie während der Reiszeit schießen, die herabfallenden Vögel beim Aufprall auf den Boden platzen.

Der Kuhstaar (*Melothrus pecoris;* Cow Blackbird, Cowbird) findet sich in allen Staaten vom Atlantischen Ocean bis zum Stillen Weltmeere und von Canada bis zum äußersten Süden des Landes. Obwohl einfach gefärbt, ist der männliche Kuhvogel wegen seines schön glänzenden Gefieders ein schmucker Vogel. Das Gefieder des Männchen ist bläulich und grünlich; Kopf und Hals sind bräunlich. Das Weibchen ist einfach bräunlich.

Der Kuhstaar verdient eine besondere Berücksichtigung, weil er der einzige Vogel Nordamerikas ist, der gleich den Kukuken der alten

Welt ein schmarotzender Lump, ein rechter „Tramp" ist, der weder einen Familienstand gründet, noch für die Auferziehung der jungen Brut in irgend einer Weise sorgt. Er ist ein Erzstrolch und Vagabund.



Kuhstaar: Cowbird.

Von einer Zusammengehörigkeit eines Paares ist hier nicht die Rede. Nie errichtet er ein Nest, nie brütet er oder sorgt für die Auffütterung der Jungen, während doch andere Vögel gerade diesen Geschäften sich mit ganz besonderer Sorgfalt widmen.

Das Weibchen legt das Ei in ein fremdes Nest — und sonderbar, die Pflegeeltern brüten das Ei aus, als wenn es ihr eigenes; und weil

dieses zwei Tage früher reift, als das eigene, und der junge Pflegebefohlene einen ganz unersättlichen Appetit zeigt, so geht in der Regel die eigene Brut durch Nahrungsmangel zu Grunde, und die jungen Leichen werden dann, um dem Schmarotzer Raum zu schaffen, von den Alten aus dem Nest geschafft und an einer entfernten Stelle niedergelegt. Den allerverschiedensten, aber doch meist kleineren Vögeln vertraut das Kuhstaarweibchen seine Eier an; am häufigsten findet man es in den Nestern der Waldsänger, der Laubwürger, der Sperlinge. Ich besitze Nester des Indigofinken, des Distelfinken, des Gesellschaftsammerfinken und der Walddrossel mit einem und zwei Eiern unseres Schmarotzers.

In der Regel findet man nur e i n Ei des Schmarotzers, zuweilen aber auch 2, ja 3, 4 und 5. Die Eier wechseln hinsichtlich der Färbung. Ihre Grundfarbe ist weiß; sie sind aber mit aschgrauen und purpurbraunen Punkten spärlich oder reichlich gezeichnet.

Ende März oder Anfang April erscheint der Kuhstaar in unseren nördlichen Staaten. Immer erscheinen sie in Schaaren, treiben sich während des Tages nahrungsuchend umher und fallen Nachts lärmend in das Röhricht und Gebüsch an den Flußufern. Die Wanderung geschieht immer des Nachts. Viehweiden sind der Lieblingsaufenthalt des Kuhstaars. Man sieht ihn zwischen den Heerden herumlaufen oder auch auf dem Rücken des Viehes sitzen und hier die Insekten absuchen.

In der Gefangenschaft habe ich ihn lange bei einfachem Körnerfutter erhalten. Jede nahende Fliege wußte er mit Gewandtheit fortzufangen. In meinem Gesellschaftskäfig zeigte er sich anfangs verträglich; jedoch änderte sich sein Verhalten später; er fing mit aller Welt Streit an und hieb mit dem Schnabel um sich. Auf diese Weise tödtete er mir einen Kardinal, einen Indigofinken und einen Distelfinken. Ich mußte den Störenfried entfernen und in Isolirhaft bringen.

Noch häufiger und bekannter als der Kuhstaar ist der S u m p f h o r d e n v o g e l oder R o t h f l ü g e l (*Agelaius phoeniceus;* Red-winged Blackbird, Swamp Blackbird). Er wird 9½ Zoll lang, ist glänzend tiefschwarz und trägt tiefscharlachrothe, gelbgeränderte Flügeldecken. Das Weibchen ist braunschwarz und ohne Schmuck. Der Rothflügel hat einen weiten Verbreitungskreis, da er nicht allein in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Mittelamerika und auf den westindischen Inseln vorkommt. Nach dem nördlichen Indiana

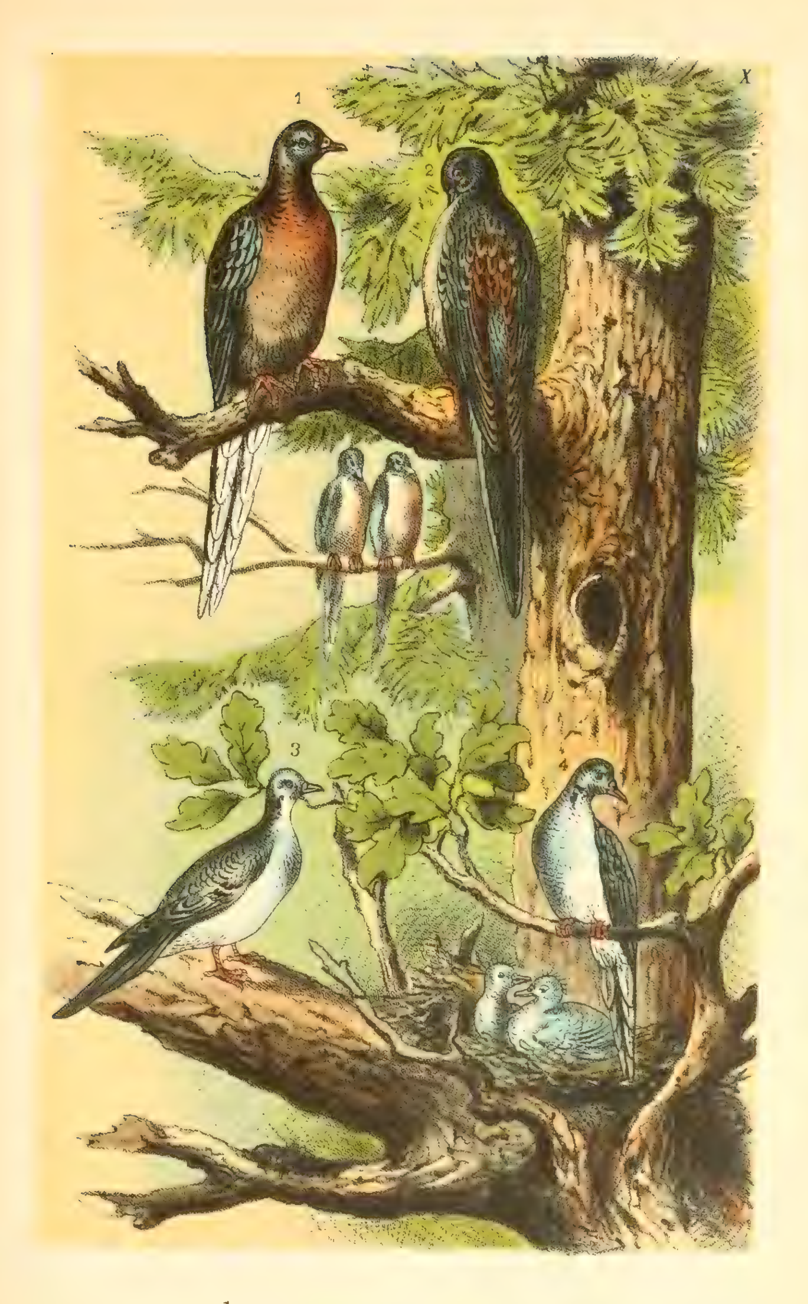
kommt er schon Ende Februar; die Weibchen zeigen sich erst einen vollen Monat später. Nehrling berichtet mir über ihn, wie folgt:

„Wie der Bobolink eine Zierde der Wiesen, so verdient der Rothflügel eine Zierde der Schilf- und Rohrsümpfe genannt zu werden. Ihnen verleiht er durch sein munteres, heiteres und anziehendes Wesen das eigentliche Leben; und auch er ist ohne sie nicht zu denken: Beide sind auf's innigste verwachsen. Wo immer man an wasserreiche Schilf- und Rohrsümpfe kommt, und seien sie auch baum- und buschlos, so kann man doch regelmäßig ein oder mehrere Pärchen Rothflügel daselbst antreffen. Am häufigsten trifft man ihn an schilfreichen Teichen und Flußufern. Hochland und Gebirge meidet er gänzlich. Er gehört zu den gemeinsten und darum auch zu den bekanntesten Vögeln. Ende März kehrt er schon aus seiner Winterherberge in seine Heimath zurück. Er kommt oft in Gesellschaft verwandter Arten: mit Kuhstärlingen und Bootschwänzen wieder. Oft läßt sich an einem warmen Tage die ganze Gesellschaft auf einem gesondert stehenden Baume nieder, wo nun jeder auf seine ihm eigenthümliche Weise zu musiciren beginnt. Eine Menge verschiedener Stimmen vernimmt man. Die Rothflügel singen hell und wohlklingend fortwährend „Tüh, tüh, tüh", die Bootschwänze schreien dazwischen ihr „Kück, kück", die Kuhvögel rufen „Zizih, zih". Es ist dieses ein in der That interessantes Vogelconzert, das man selber gehört haben muß, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Man könnte es ein Begleitungsspiel des einziehenden Frühlings nennen! Anfangs Mai oder noch eher löst sich die Gesellschaft auf und jedes Rothflügelpärchen sucht nun seinen alten Nistplatz auf, oder wenn es ein junges Pärchen ist, so gilt es, sich erst einen solchen zu suchen oder gar zu erkämpfen. Ende Mai wird mit dem Nestbau begonnen. Dann ist der Sumpftrupial sehr lebhaft und munter. Aus jedem geeigneten Sumpfe erklingt dann sein zwar einfacher aber nicht unangenehmer Gesang. Der prachtvolle Vogel sitzt dabei gewöhnlich auf der Fenz, auf einem Busche oder auch in dem oberen Theile des Schilfes. Wo man ihn nicht behelligt, ist er auch wenig scheu, so daß man ihn genau betrachten kann. Die singenden Laute klingen wie „Tüh, tüh", außerdem vernimmt man Laute wie „Teck, teck" oder „Tack, tack". Anfangs Juni findet man das fertige Nest. Dasselbe fand ich immer im Schilfe oder im hohen Sumpfgrase, oft nur wenige Zoll über dem Wasserspiegel. Wo das Schilf am dichtesten ist, gewöhnlich mitten im Wasser, wird der Bauplatz gewählt. Das Nest ist als ein wahrer Kunstbau zu bezeichnen.

Als Unterlage dienen grobe Heuhalme; dann folgen oft einige Blätter, welche wieder mit Heuhalmen bedeckt werden. Mit feinen Halmen wird es ausgepolstert. Es ist so fest und künstlich an den Schilfhalmen angebracht, daß man über die Kunstfertigkeit des ziemlich großen Vogels staunen muß. Man findet vier bis fünf grünliche, mit dunkelbraunen Flecken und Adern versehene Eier darin. Er brütet nur einmal im Jahre. Da der Vogel sehr gesellig ist, so findet man oft in einem Sumpfe zwei und mehr Nester, welche zuweilen sehr nahe zusammen stehen. Die Jungen werden mit Insekten aufgefüttert; sie sind wie das Weibchen gefärbt. Sobald sie selbständig geworden sind, schlagen sie sich mit den Alten und anderen ihrer Art zusammen und durchziehen das Land. Häufig sieht man sie dann in nassen Viehweiden, in abgemähten niederen Wiesen und in großen Sümpfen, wo sie allerlei Kerbthiere aufsuchen. Zuweilen kommen sie auch in die reifen Getreidefelder, weshalb man sie dann oft auf ganz grausame Weise verfolgt, weil man sich den Schaden, welchen sie hier verursachen sollen, als sehr groß denkt. Es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob sie den Getreidefeldern überhaupt Schaden zufügen. Meine gefangenen Rothflügel fraßen nie ein Getreidekorn, aus dem einfachen Grunde, weil ihr Schnabel zu schwach war, es zu enthülsen. Nur ausnahmsweise verzehrten sie Haferkörner, in der Regel aber nur Hirse und kleine Unkrautsämereien. Sein Nutzen besteht hauptsächlich darin, daß er beim Pflügen schaarenweise dem Landmanne folgt, um die bloßgelegten Würmer, Käfer und andere Kerbthiere, welche die ganzen Aussaaten verwüsten können, aufzusuchen.

Im Käfige ist er ein angenehmer, stets heiterer Gesell, dem man aber ein ziemlich großes Bauer geben muß. Mit anderen Vögeln darf man ihn nicht zusammen thun, weil er sich gegen sie sehr streitsüchtig zeigt, sie zuweilen sogar todt beißt. Als Futter reicht man ihm Hirse, Grassamen, etwas Hafer und auch mitunter ein wenig Spottdrosselfutter, Mehlwürmer und Ameiseneier. Er wird in der Gefangenschaft bald zahm und erfreut dann durch sein keckes, neugieriges Wesen, noch mehr aber durch seine schöne Färbung."

Die Erfahrung, daß der Rothflügel mit anderen Vögeln nicht zusammengebracht werden darf, kann ich nicht bestätigen. Ich habe ihn mit vielen andern, meist kleinen Vögeln in einem großen Gesellschaftsbauer. Er weiß sich zwar Respekt zu verschaffen und hält sich das kleine Gesindel etwas vom Leibe, hat sich auch eine Sitzstange



1.
2. } Wandertaube (Wild Pigeon).

3.
4. } Karolinataube (Carolina Dove).

erwählt, die er als alleiniges Eigenthum beansprucht, ist aber im Uebrigen harmlos und auch am Futternapf verträglich.

Der Brillenvogel oder Gelbkopf (*Xanthocephalus icterocephalus;* Yellow-headed Blackbird) wird 10 Zoll lang. Der schwarze Körper trägt einen gelben Kopf und Hals. Er bewohnt unsere Weststaaten, von Texas bis Wisconsin und westlich bis zum Stillen Ocean.

Der Lerchen- oder Wiesenstärling (*Sturnella magna*; Meadow Lark, Tafel IX, 1) verbreitet sich über den Osten der Vereinigten Staaten und wurde als Irrgast schon in England erlegt. Er wird 10½ Zoll lang. Die Oberseite ist braun, die Unterseite gelb mit breitem, hufeisenförmigem Brustschilde. Er erscheint schon im März in unseren Nordstaaten und läßt dann seinen lauten, langgezogenen Triller hören. Die Prairien, Wiesen und Getreidefelder sind sein Lieblingsaufenthalt. Auf Bäume setzt er sich selten; man sieht ihn aber häufig auf Fenzen, hohen Pfählen und trockenen Baumästen. Auf dem Boden bewegt er sich sehr gewandt und läuft mit großer Geschwindigkeit. Wenn sie, aufgescheucht, sich mit raschem Sprunge erheben, flattern sie unsicher und unstät. Während ihrer Wanderschaft erheben sie sich höher in die Luft; wenn sie einen Wald zu überfliegen haben, ruhen sie sehr häufig auf den höchsten Zweigen, als müßten sie sich von ihren Anstrengungen erholen. Wenn sie während ihres Zuges einen günstigen Nahrungsplatz erreichen, senken sie sich herab. Ein altes Männchen leistet Wachtdienste und warnt bei der geringsten Gefahr durch einen eigenthümlich wirbelnden Ton. — Das Nest steht stets auf dem Boden und ist aus Wurzeln und Halmen aufgebaut. Das Gelege besteht aus vier oder fünf in der Regel auf weißem Grunde mit röthlichbraunen Flecken gezeichneten Eiern. —

Der Baltimorevogel oder Baltimoretrupial (*Icterus baltimore;* Baltimore Oriole, Golden Robin, Hangnest, Tafel IV, 1 und 2) verdient unsere besondere Beachtung nicht nur seines häufigen Vorkommens, seines angenehmen Gesanges, sondern namentlich seines kunstvollen Nestbaues wegen. Er entgeht übrigens der Beobachtung schon wegen seines überaus farbenprächtigen Gefieders nicht. Die Färbung des Männchens ist an Kopf, Hals, Rücken, Flügeln und Schwanze schwarz; der Unterrücken, die Binden auf den Flügeln und die ganze Unterseite sind glänzend orangegelb. Brust und Mittelrücken sind scharlachroth. Das Weibchen ist weit matter gefärbt. Die Farben treten besonders schön hervor, wenn der Vogel sich zwischen

dem saftigen Grün der Bäume zeigt. Hier geht er ruhig seiner Hauptnahrung, den Insekten nach. Etwa Anfangs Mai stellt sich der Vogel bei uns ein und läßt dann seinen hellen, flötenden Gesang weithin hören. Bald beginnt auch der Nestbau und hierin zeigen sie sich als vollendete Meister. Aus Pflanzenfasern, denen sie, wo die Gelegenheit sich bietet, Pferdehaar, Garn und dergleichen beimischen, weben sie ein überaus dauerhaftes Hängenest von etwa 7 Zoll Tiefe und 5 Zoll Breite. Es ist ein wetterharter Bau, der auch die Winterstürme überdauert, und den man im folgenden Frühjahr noch unversehrt an dem Gerüst hängend findet. Das Gelege besteht aus fünf, selten aus sechs weißen purpurbraun gefleckten und unregelmäßig gestrichelten Eiern. Noch ehe die jungen Vögel fliegen können, erklimmen sie die Oeffnung des Nestes und hängen sich, wie Spechte, an die Außenwand desselben.

Der Baltimorevogel ist ein gewandter und schneller Flieger und in dem Geäst der Bäume völlig zu Hause. Dem Menschen gegenüber zeigt er wenig Scheu; sie kommen in unsere Obstgärten und zeigen sich im Laub der Straßenbäume. Er ist ein wahrer Wohlthäter, da er jedes Blatt und jede Blüthe nach den schädlichen Kerfen durchsucht.

In der Gefangenschaft zeigt sich dieser Trupial als ein ausdauernder und unterhaltender Vogel. Man füttert ihn mit Weichfutter, Kirschen, aufgequellten Rosinen und Mehlwürmern. Sie lernen bald aus der Hand fressen. —

Dem Vorigen in Lebensweise und Betragen ähnlich ist der Gartentrupial (*Icterus spurius;* Orchard Oriole). Er wird 7¼ Zoll lang. Seine Untertheile sind schön kastanienbraun, das Uebrige schwarz gezeichnet. Er theilt auch den Verbreitungskreis mit dem Vorigen. In den Centralstaaten, von New York bis Nord Carolina, ist kaum ein Obstgarten ohne sie. Sie weben auch ein Hängenest, welches aber weitaus nicht so künstlich gewoben ist wie das des Baltimorevogels. Die blauweißen Eier sind braun gesprenkelt. —

Die Purpurgrakel oder der Bootschwanz (*Quiscalus versicolor*; Crow Blackbird) bewohnt die Vereinigten Staaten bis an den Missouri. Er wird 13 Zoll lang. Seine Färbung ist zwar einfach tiefschwarz, aber Kopf, Brust, Hals und Rücken schimmern glänzend tiefpurpurviolett oder kupferroth, so daß der Vogel trotz seiner Einfachheit doch eine überraschende Pracht zeigt. Er ist keineswegs selten.

Die Grakel ist ein Allesfresser und darum nützlich und schädlich, geschützt und verfolgt. Auf den Feldern lesen sie zwar allerlei Ungeziefer von dem Boden auf, folgen dem Pflüger, um die von ihm freigelegten Würmer und Käferlarven in Empfang zu nehmen, und leisten also gute Dienste; allein überall lassen sie sich Uebergriffe zu schulden kommen. Sie gehen dem frisch gepflanzten Mais nach, indem sie die über dem Boden erscheinenden Keimlinge fressen und daran die Körner herausziehen. Und später, wenn sich die Aehre bildet, verzehren sie die jungen, milchigen Körner. Da sie sich immer in großen Schaaren zeigen, ist das Kornfeld ernstlich von ihnen bedroht, weil auch das Schießen sie nicht vertreibt.

Im Winter finden wir diese Vögel in zahlreichen Schaaren in den niedrigen Theilen von Virginien, Nord- und Süd-Carolina und Georgia. Wilson sah sie in solchen Mengen am Ufer des Roanoke auffliegen, daß sie ein donnerähnliches Geräusch hervorbrachten und beim Niederfallen Wege und Fenzen so dicht besetzten, daß diese völlig schwarz erschienen.

Der Nistplatz wird verschieden gewählt. Ich fand Nester in niedrigen Büschen, häufiger aber auf Bäumen und in verschiedener Höhe. Das Nest ist groß. Die Außenseite besteht aus Zweigen und Grashalmen, das Innere ist mit feinen Hälmchen ausgefüttert. Das Gelege besteht aus blaßgrünen bis tief rostbraunen schwarz und braun gefleckten und geaderten Eiern.

Die Rostgrakel (*Scolecophagus ferrugineus;* Rusty Blackbird) wird $9\frac{1}{2}$ Zoll lang. Sein schwarzes Gefieder hat einen purpurviolettblauen Metallschimmer. Er bewohnt die Oststaaten Nordamerikas, südlich bis Florida, nördlich bis Labrador und Alaska. Sein Benehmen gleicht dem des Vorigen. —

Der Staar Europas (*Sturnus vulgaris;* Starling), obwohl in den Vereinigten Staaten nicht heimisch, wiewohl man ihn selbst in Grönland beobachtet und auch einmal gefangen hat, darf doch hier nicht übergangen werden. Er ist ein so allbekannter Freund und Genosse des Menschen und ein so possirlicher, lustiger, gelehriger und zutraulicher Vogel, daß wir ihm hier ein Räumlein gönnen müssen. Der etwa 8 Zoll lange Vogel trägt ein schwarzgrünschillerndes, mit hellen Tupfen besprengtes Gefieder und hat einen angenehm pfeifenden, zuweilen aber auch schnarrenden Gesang. Masius schreibt: „Er zeigt gezähmt eine große Intelligenz, aber auch eine unverwüstliche Laune und Keckheit. So spielt er denn seine Schelmenrolle mit nie

versagendem Erfolg. Gerade wenn er sich am ernsthaftesten in Positur setzt, pflegt er mit den drolligsten Possen zu überraschen. Er lernt sehr leicht Melodien nachsingen, selbst Wörter und Sätze sprechen.“ Lenz erzählt: „Als Knabe besaß ich einen, welcher zwei Liedchen pfiff, zwischen welche er immer noch den Staarengesang nebst zehnerlei andern Tönen mischte und das Wort Spitzbube ganz deutlich aussprach. Drängte man ihn in eine Ecke und neckte ihn mit dem Finger, so wurde er ganz wüthend, richtete sich auf den Zehen hoch empor, biß nach allen Seiten um sich, pfiff aus Leibeskräften und schrie immer dazwischen: „Spitzbube, Spitzbube!“ Spielte ich auf der Wiese, so war Staarmatz mit und badete sich im Bache; arbeitete ich im Garten, so war er behülflich und suchte Regenwürmer auf; saß ich auf dem Kirschbaume, so saß er neben mir und pflückte noch fleißiger als ich. Wie ein Hund wußte er meine Mienen zu deuten und meine Worte zu verstehen. Er war sehr lecker und suchte immer zum Mehlwurmstopfe zu gelangen. Dieser wurde daher mit einem Brette bedeckt. Einst wurde es versehen und eine Fußbank daneben gestellt; der Staar benützt die günstige Gelegenheit, springt auf die Fußbank, schiebt den Schnabel zwischen Topf und Brett, drängt dieses allmälig zurück, hüpft, sobald das Loch groß genug ist, hinein und frißt so viel, bis er nicht mehr kann; es war ihm nicht möglich, wieder heraus zu hüpfen, so voll hatte er sich gefressen, und er wäre um ein Haar an der allzu reichlichen Mahlzeit gestorben. Im Baden kannte er weder Maß noch Ziel. Wegen der erschrecklichen Pfützen, die er machte, durfte ich ihn nicht in der Stube baden lassen; es geschah daher auf dem Vorsaal, selbst bei starkem Froste, so daß oft das Eis in Klumpen an seinen Federn hing; er lief dann eilig, laut schnarrend in die Stube zurück. Einst lief er Jemand, der zur Thüre hinaus ging, nach, sein Schnabel kam in die Klemme, und der Oberkiefer spaltete von der Spitze bis zur Mitte. Nun, dachte ich, ist Matz verloren. Allein Matzens Oberkiefer begann gewaltig zu wachsen, das gespaltete Stück fiel ab, und der Schnabel war vollkommen hergestellt. Ein andrer Jemand trat ihm das Bein entzwei. Ich nahm ihn vor, bestrich es mit Lilienöl, legte Schienen an, und nach Verlauf einiger Zeit war es geheilt; an der Stelle des Bruchs wuchs nun eine dünne, etwa vier Linien lange Warze hervor. Ich unterband sie mit einem Fädchen, und sie fiel ab. Einst war er zum Fenster hinausgeflogen, und ich suchte ihn eine Zeit lang vergebens. Endlich hörte ich einen gewaltigen Lärm; ich lief hin, da standen einige Bürschchen unter einem Baume und warfen jubelnd mit

Steinen und Erdklößen nach dem Staarmatz. Dieser saß oben ganz ruhig, schnarrte, pfiff und schrie: Spitzbube."

Ein anderes Stück erzählt Friderich in seiner Naturgeschichte: „Ein Kantor hatte einen Staaren, welcher unter manchem Geschwätze auch die Worte "per compagnie" gelernt hatte. Dieser entwischte einmal zufällig und kam zu einer Heerde wilder Staare, mit welchen er in das Netz eines Vogelstellers gerieth. An seinem rothen Halsbändchen wurde aber der Schwätzer unter seinen zappelnden Brüdern erkannt und von dem Vogelsteller angeredet: „Ja, Mätzchen, wie kommst denn du hieher?" "Per compagnie", war die obwohl zufällige, aber sehr passende Antwort des Vogels, wodurch sein Leben gerettet und er seinem Herrn zurückgegeben wurde."

Die **Krähen** (*Corvidae*; Crow Family). Der Schnabel der Krähen, die größten Vertreter der artenreichen Ordnung der Höcker, ist groß, stark und gerade nach vorn gekrümmt. Sie bewohnen alle Theile und alle Breiten- oder Höhengürtel der Erde.

Der amerikanische Rabe (*Corvus carnivorus;* American Raven) mag den Reigen eröffnen. Er ist ein stattlicher Vogel von 24 Zoll Länge im schönsten schwarzen Sonntagsanzuge. Er bewohnt ganz Nordamerika mit Bevorzugung des Westens und des Nordens. Auf der Prairie und den wüsten Einöden unserer westlichen Staaten und Territorien findet der Reisende sie schaarenweise. Sie folgen seiner Spur und streiten sich mit den Wölfen und Geiern um die Abfälle, die er beim Abbruch seiner Zelte zurückläßt, oder fallen über die ekeln Reste des Büffels her, dessen brauchbare Theile der Jäger mit sich nimmt. Coues beobachtete ihr Treiben in der Nähe des Fort Whipple, Arizona, wo sie in unzählbaren Mengen während des Winters sich zeigten. Nachts hockten sie auf den benachbarten Tannen. Eine derselben, ein alter mächtiger Baum, der allein stand, wurde von den Raben und den Geiern gemeinschaftlich als Schlafplatz benutzt; der Koth der Vögel hatte den Baum vollständig weiß getüncht. In der Nähe dieses Baumes pflegten die Insassen des Forts ihre Rinder zu schlachten. Nachts sammelten sich hier die heulenden Wölfe, um an den Ueberbleibseln sich zu sättigen; während des Tages aber stellten sich die Raben und Geier ein. — Coues hatte einen Raben eingefangen und in seinem Zimmer festgebunden. Der Rabe verstand es aber, auch die verwickeltsten Knoten zu lösen und seinen Fuß zu befreien, wenn er auch stundenlang daran zu arbeiten hatte.

Ihr Nest, welches fast einen Bushelkorb ausfüllt, steht auf Felsen oder auf Bäumen, in Mexiko auch auf Cactusstauden. Das Gelege besteht aus sechs bis acht Eiern. Die Grundfarbe derselben ist grünlich, die zahlreichen Punkte und Flecken sind purpurbraun.

Unserem Raben eng verwandt ist der Kolkrabe der alten Welt (*Corvus corax;* Raven of Europe), den man wegen seiner Klugheit und seines gelehrigen Wesens von den ältesten Zeiten her gehalten hat. Masius schreibt über ihn: „Sein tiefschwarzes Gefieder, sein krächzender Schrei, die Gier, mit welcher er das fernher erspürte Aas verschlingt, machten ihn den Völkern zu einem dämonischen Wesen. Man schrieb ihm verderbliche Kräfte zu und sah in ihm den Herold der Unterwelt. Dazu kam die Stärke und Kühnheit des Vogels, die sich selbst an dem Adler versuchen mag; vor Allem auch seine tückische Grausamkeit. Denn schon die Alten erzählen, daß er (kranke) Stiere und Maulesel verfolge und ihnen die Augen aushacke, und Aehnliches berichten neuere Naturforscher. So war es denn nicht ohne Bedeutung, wenn die Normannen vor ihren Mord- und Raubzügen den Raben als Feldzeichen einhertrugen, oder wenn die englischen Templer ihn in das Schlachtenbanner setzten, einen Todtenschädel in den Klauen: garde le corbeau! (hüte dich vor dem Raben!) Selbst für uns hat dieser Vogel des Hochgerichts und der Wahlstätten noch immer etwas von dem alten sagenhaften Schauer.

Wenn er in der Freiheit immer eine mehr oder weniger wilde und unheimliche Erscheinung bleibt, so wird er im Hause dafür ein höchst humoristischer, komisch-vertraulicher Gesell. Zwar der Raufer und Räuber, der verschmitzte Gauner, der er draußen ist, bleibt er auch aller Erziehung zum Trotz. Der Mohr ist nicht weiß zu waschen. „Bald hat er es auf ein Huhn oder eine Katze, bald auf einen armen Jungen abgesehen; er humpelt täppisch hinter ihnen drein und plötzlich, ehe sie's ahnen, hackt er ihnen den scharfen Schnabel ins Fleisch. Aber im Nu ist er verschwunden, sitzt unbefangen oder mit pedantischem Ernst in irgend einem Winkel. Niemand würde auf die Leichenbitterphysiognomie Verdacht werfen, verriethe ihn nicht das boshaft leuchtende Auge." Nur wenn er etwa ein ganz besonderes Bubenstück ausgeführt hat, bricht er in höhnenden Jubel aus. Wer wollte ihm zum Vorwurf machen, daß er im Verkehr mit Menschen auch an deren Schwächen theilnimmt! Er hat seine Vorurtheile und Grillen, seine Antipathien und Sympathien, gute und böse Stunden. Immer aber übt er eine Art Tyrannis aus über alles im Hause, was kreucht und

fleugt, und selbst der Dogge imponirt er durch seine Geistesgegenwart. Andererseits hat er auch seine Schützlinge. Am liebsten aber sucht er die Bundesgenossenschaft des Dienstgesindes und der Knaben im Hause, deren Liberalität ihm manchen Genuß, selbst manchen Exceß gestattet. Doch mag auch neben der Spekulation einige Eitelkeit sich einmischen. Er begleitet den Kutscher auf dem Bock, setzt sich zu ihm aufs Pferd, folgt dem Knecht auf den Acker, empfängt den ankommenden Gast, wandelt dem spazierengehenden Herrn zur Seite. Mitunter auch läßt er sich wie in mittheilsamerer Stimmung herbei, freiwillig und mit prahlerischer Beharrlichkeit seine Künste zu zeigen, insbesondere seine Sprachstudien. Denn gerade in ihnen offenbart sich sein Genie am glänzendsten und ergötzlichsten. Er führt ganze Scenen auf, meist im Stile der Gassenjugend. Man sieht sie sich balgen, hört sie schreien und schimpfen. Darauf äfft er dem Hahn nach, dem Hunde, foppt die Katze und dazwischen tönt's wie eine Knarre, mit der man im Herbste die Vögel verscheucht. Mit einem Male ruft's „Jakob!" zuerst piano und dünnstimmig, wie aus einer Kinderkehle; dann immer lauter, immer tiefer, die ganze Scala, gleichsam ein ganzes Menschenalter hinab, bis er zuletzt im bärtigsten Basse endigt. Ist er der Bauchrednereien satt, so giebt's ein anderes Spiel. Er pocht an die Thür, Einlaß zu begehren, pocht einmal, zweimal, und öffnet man, so schiebt er herein, chassirt die Stube auf und ab, und dann geht's auf den Tisch. Löffel, Messer, Gabel, Fleisch, Brot, Salzbüchse, nichts ist vor ihm sicher; er packt es und fort damit, so schwer er nur tragen kann, zur Thür hinaus, die Treppe hinab, um den Diebstahl hinter Holz oder in einer Spalte zu verbergen. Schneidet man ihm Brod, Fleisch und andere Bissen vor, so würgt er Alles in den Hals, bis nichts mehr hineingeht; dann eilt er zum Boden, stopft Stück für Stück in ein Loch und deckt es zu. Darauf kommt er wieder, so lange noch irgend etwas fortzuschleppen ist. Wie alle intelligenteren Thiere ist er auch sehr wißbegierig. Er untersucht den heißesten Brei, probt die Wichse des Stiefelputzers, die Giftfarbe des Malers, und dabei mag es denn öfter geschehen, daß er, so manchem Heros der Wissenschaft gleich, seinen Eifer mit frühem Tode büßt."

Kaiser Augustus hatte einen, der ihm zurief: "Ave, Caesar, Imperator Augustus! (Willkommen, Kaiser, Sieger, Herrscher!)" Lenz erzählt von einem, der sonst frei auf dem Hofe herumging, nie aber über die Schwelle der Hofthür schritt, außer wenn die Enten hinausliefen, wo er dann sogleich nacheilte und sie zurücktrieb. Er fiel

alle Fremde an, biß manchem die Waden blutig und machte sonst Albernheiten, so daß ihm die Hausfrau öfters drohend zurief: „Du, du, nimm dich in Acht!“ Plötzlich fing der Rabe an und schrie, indem er, als ob er recht wüthend wäre, alle Federn sträubte: „Du, du“, und später setzte er gar noch hinzu: „Nimm dich in Acht!“ Er sprach dann diese Worte auch aus, wenn man es verlangte, und blies sich beim du, du jedesmal dick auf. Als der Besitzer in ein neues Dorf zog und den Raben mitnahm, stellte er diesen in einem Käfige auf den Hof, nahe bei der Straße. Hier pflegte jeden Morgen eine Bauersfrau vorbeizugehen, welche ihr Kalb austrieb und ihm zurief: „Komm Mehs!“ Nach wenigen Wochen schrie auch der Rabe: „Komm Mehs!“

Die Krähe (*Corvus americanus;* Common Crow) wird etwa 20 Zoll lang. Sie ist in allen Oststaaten, von Texas bis Florida, vom Missouri bis Nova Scotia häufig. Nur einzeln hat man sie auch jenseits der großen Ebenen und während des Sommers im hohen Norden beobachtet.

Wahrscheinlich wird kein Vogel, dessen Fleisch werthlos ist, so eifrig verfolgt, wie die Krähe. Die Farmer verabscheuen sie und in einzelnen Staaten hat man auf ihre Köpfe Preise ausgesetzt. Wären diese Vögel nicht so überaus schlau, so hätte man sie längst ausgerottet. Nun läßt sich freilich nicht leugnen, daß die Krähen Unheil genug anrichten. Denn welcher Farmer vermag es ruhig mit anzusehen, daß diese Räuber das eben aufkeimende Getreide herauszupfen? Oder daß sie gar Hühnereier oder die Küchlein ihm von dem Hof stehlen? Wer vergißt dann nicht, daß sie durch Wegfang der schädlichen Würmer und Nagethiere doch auch Nutzen schaffen! — Die Krähe indessen, verschlagen wie sie ist, weiß was sie zu thun hat, wenn sie mit einem so mächtigen Gegner, wie der Mensch es ist, auf beständigem Kriegsfuß lebt. Ihre Schaaren halten durch vorgeschobene Posten fleißig Umschau, und der warnende Ruf der Vorposten alarmirt die ganze Armee, die schimpfend und prahlend zum Rückzug sich anschickt. —

In den Wäldern Wisconsin's, die ich vielfach durchstreift habe, hört man die krächzende Stimme dieser Krähe, die alle Vettern und Basen zur Nachahmung neckt, an allen Orten. Nichts vermag auch die beste Laune, mit dem man im frischen grünen Wald dahinschreitet, mehr zu stören als dieses Gekrächze, das alle übrigen Waldbewohner aufscheucht und davonjagt.

Das Nest, aus Reisern roh zusammengefügt, steht ziemlich hoch. Die Eier sind hell meergrün mit vielen dunkelpurpurbraunen Flecken.

An einem Sonntagmorgen des Frühlings 1868, als die guten Bürger Philadelphia's noch im tiefen Schlummer lagen, hatten sich mitten in der Stadt auf dem Park des Independence Square Hunderttausende von diesen Krähen niedergelassen. Es herrschte ein so tiefer Nebel, daß man nicht über die Straße sehen konnte, und dieser hatte jedenfalls die Thiere irregeführt. Aber als ob die Thiere die Gefahr, in der sie sich im Herzen der Stadt befanden, ahnten, verhielten sie sich wider ihre Gewohnheit ruhig, und nur einige Vögel, anscheinend die Führer, eilten geschäftig durch die Reihen. Endlich sandte das Vogelheer Patrouillen aus, die die Umgegend zu recognosciren hatten; aber diese kehrten bald und, wie es schien, mit unbefriedigten Nachrichten zurück. Wieder eilten die Führer durch die Reihen, und nach längerer Berathung wurde eine neue Patrouille ausgesandt, die nach längerer Zeit, augenscheinlich mit besserer Kunde, zurückkehrte; denn nunmehr mahnten die Führer zum Aufbruch, und das ganze Heer brach auf und wandte sich westlich. —

Die Elster (*Pica hudsonica;* Magpie) Nordamerika's wird 19 Zoll lang; der Schwanz mißt 8½ Zoll. Man könnte sie eine Krähe mit langem Schwanze nennen. Unterbrust und Schulterfedern sind weiß; das ganze übrige Gefieder ist schwarz mit prachtvollem Schiller. Die Elster der alten Welt ist der unsrigen so ähnlich, daß man sie beide wohl als eine Art betrachten muß. Ihr anhaltendes leises Singen während der Paarungszeit hat ihnen das sprichwörtliche „geschwätzige Elster“, und ihre Sucht, glänzende Dinge zusammenzutragen, das „diebische Elster“ eingetragen.



Elster; Magpie.

Unsere Elster ist ein westlicher Vogel. Hier zeigt sie sich in Schaaren und wird nicht

selten eine Plage für die Reisenden, deren ermüdete und sattelwunde Pferde sie belästigen, und deren Vorräthen sie mit der größten Unverschämtheit zusprechen. In ihrem Benehmen gleicht sie also ganz den Raben und Krähen.

Ein sonderlicher Bau ist das Nest. Es wird auf Cedern, Weiden oder niedrigen Büschen errichtet. Das eigentliche Nest ruht auf einer Unterlage, welche aus Reisern und Dornen besteht, die in wirrem Durcheinander kreuz und quer zwischen den Aesten und Zweigen liegen. Auch ist das Nest mit einem Dach oder einer Haube von Dornen versehen, und das Flugloch ist seitlich angebracht. Dieses Dach ist ein vorzüglicher Schutz gegen feindliche Angriffe. Das Gelege besteht aus 6 oder 7 Eiern. Die Grundfarbe ist grauweiß, zuweilen mit gelblichem Ton; die Flecken sind purpur- oder violettbraun. —

Der Blauheher (*Cyanura cristata;* Blue Jay, siehe Tafel VIII, 1) wird 12¼ Zoll lang. Die Oberseite ist glänzendblau; die Schwanzfedern sind durch schmale dunkle Bänder und die Flügelfedern durch einzelne schwarze Endflecken gezeichnet, die Enden der Armschwingen, die größeren Flügeldeckfedern und die seitlichen Schwanzfedern aber weiß oder grauweiß gefärbt. Ebenso erscheint die Unterseite.

Der Blauheher bewohnt ganz Nordamerika, von der atlantischen Küste bis zum Missouri, von Florida und Texas bis zu der Pelzregion. In noch unbesiedelten Gegenden zeigt er sich dem Menschen gegenüber scheu und argwöhnisch, ist aber doch neugierig genug, dem Eindringling in respektvoller Entfernung zu folgen und durch seinen Ruf vor ihm zu warnen. In Gegenden, wo man ihn unbehelligt läßt, wird er in hohem Grade dreist. Wir sehen ihn dann auf den Schattenbäumen unserer belebtesten Straßen und hören hier sein mißtönendes „Jäh, Jäh". Allen fand sein Nest in einem Hollunderstrauch in einer der Hauptstraßen der Stadt Richmond in Indiana.

Unser Blauheher ist ein Erzstrolch. Man hat zwar darauf hingewiesen, daß er ja auch schädliche Raupen und deren Eier zerstöre, daß er sich mit Buchnüssen, Eicheln, vielleicht auch Korn begnüge — aber sein Ruf ist ein so schlechter, daß man ihm die verlorene Gunst des Publikums nicht gewinnen kann; denn er ist der abscheulichste Nesterzerstörer, den unsere Wälder beherbergen. Kein junges Vögelchen ist vor ihm sicher. Er ist ein fahrender Raubritter, wenn auch geschmückt mit Federbusch und Achselbändern. Er ist schlimmer als der Würger. Dabei weiß er die Töne anderer Vögel nachzuahmen. Den Ruf des

Sperlingsfalken oder des Rothschwanzbussards läßt er mit so täuschender Aehnlichkeit hören, daß sich die kleinen Vögel scheu verstecken. — Jung aufgezogene Blauheher zeigen sich allerdings als recht unterhaltende Vögel und lernen sogar einzelne Worte sprechen.

Das rohe Nest steht auf einem Baum oder Busch. Das Gelege besteht aus 5 oder 6 bräunlich olivengrünen, dunkel gefleckten Eiern.



Die Scharrvögel.

Rasores; engl. Scratchers.

Mit der Ordnung der Singvögel haben wir mit den eigentlichen Luft- und Baumvögeln abgeschlossen und wenden uns nun denen zu, welche mehr oder weniger auf den Boden gebannt sind. Bei ihnen sind darum auch die Füße auf Kosten der Flügel entwickelt. Der Körper ist kräftig, der Schwanz lang.

Wir unterscheiden innerhalb dieser Ordnung die folgenden Familien: die Tauben (*Columbidae;* Dove Family), die Fasanen (*Phasianidae;* Pheasant Family), die Rauchfußhühner (*Tetraonidae;* Grouse Family), und die Feldhühner (*Perdicidae;* Partridge Family).

Die **Tauben** (*Columbidae;* Dove Family) bilden die letzte Familie der Nesthocker. Ihre Jungen werden halb nackt, blind, hilflos geboren und bedürfen der Aetzung von Seiten der Alten. Ihr Schnabel ist mittelgroß und gerade und an der Wurzel fleischig aufgetrieben. Ihre gestreckten spitzen Flügel gestatten ihnen einen schnellen und anhaltenden Flug.

Die Taube ist seit den ältesten Zeiten ein beliebtes Hausthier gewesen. Das Bild, welches diese vertraulich geselligen Vögel geben, bedarf keiner Ausmalung. Sei es, daß sie purrend und kichernd sich auf den Baumzweigen wiegen oder auf der First des Daches sich schnäbeln; sei es, daß sie mit zierlich behenden Füßen um den Tränke-

platz trippeln oder rucksend die ausgestreuten Körner picken, während der Täuberich farbenschillernd und mit aufgekraustem Halsgefieder das Gewühl umschreitet: immer ist es ein schöner Anblick.

Wann und wo die Taube zuerst gezähmt und zum Hausthier erzogen wurde, ist uns völlig unbekannt. Jedenfalls geschah dies, wie bei den meisten unserer Hausthiere, im Orient. Die Bücher Moses erwähnen zuerst die Taube als eine Friedensbotin, die zum zweiten Male über die brausenden Wasserwogen dahinfliegt, um das Oelblatt in der Arche niederzusenken. Sie war den Juden ein sinniges Opferthier für die Frauen, so ein Knäblein oder Mägdlein geboren, wenn sie ein Lamm nicht darbringen konnten. Sie wurden zum Opfer gebracht als ein Bild der Liebe, Unschuld und Sanftmuth Jesu. Sie sind ein vielgebrauchtes Bild durch die ganze heilige Schrift hindurch.—Besonders eifrige Züchter von Tauben waren die Römer. Zur Kaiserzeit hatte man auf vielen Wohnsitzen Taubenschläge mit 5000 Stück, und Columello erzählt von einzelnen Taubenpaaren, die mit 250 Dollars bezahlt wurden. Die Römer scheinen auch das Mästen eifrig betrieben zu haben. Man brach den Tauben, damit sie durch gehemmte Bewegung recht fett würden, die Beine und stopfte sie mit Nudeln. Welche Qual für die armen Tauben um der leckeren Zungen willen! Die Tauben sind auch bei den Römern schon als Briefträger benutzt worden, z. B. von Brutus, als er in Mutina belagert wurde. Er befestigte Briefe an die Beine der Tauben und schickte sie ins Lager der Consuln. Was konnte da den Antonius, so setzt Plinius hinzu, sein Wall, seine Wachsamkeit, der durch Netze gesperrte Fluß helfen, da der Bote durch die Luft flog?

In der Geschichte Deutschlands finden wir die Tauben zuerst von Karl dem Großen genannt. In einer Verordnung an seine Amtleute empfiehlt er ihnen, darauf zu sehen, daß allerhand schönes und seltenes Geflügel, als Edelhühner, Pfauen, Fasanen, Enten, Tauben, Turteltauben und Rebhühner das Gehöft verzieren möchten. Zur Zeit der Hohenstaufen wurde das Halten der Tauben in einigen Städten der Unreinlichkeit wegen untersagt, z. B. in Nürnberg wurden im Jahre 1299 alle Taubenhäuser und fliegende Tauben bei 50 Pfund Strafe verboten. Und in einer sächsischen Landesverordnung von 1589 heißt es: „Dieweil ein großer Mißbrauch vermerkt, indem die Personen, welche wenig oder gar nichts aussäen, viel Tauben halten, und damit ihre Nachbarn auf ihren Aeckern beschweren, so wollen wir, daß hinfürder auf dem Hufe Landes nicht mehr denn 8 Paar Tauben gehalten

werden sollen; welche aber keine halbe Hufe Landes im Felde haben, denen sollen Tauben zu halten nicht verstattet werden, bei Pön eines Malters Hafers, welches der Gerichtsherr jedes Orts von den Verbrechern einbringen soll.“ Später kamen auch Erlasse, die das Schießen der Tauben verboten, und der Satz des gemeinen Sachsenrechts: „Tauben, Pfauen und ander Federspiel, das nicht grimmend (bösartig, reißend) ist, fleucht es zu Felde, ist gemein, grimmende Federspiel aber nicht,“ galt nicht mehr.

Deutschland ist heute als der bedeutendste Zuchtplatz edler Tauben bekannt. Es ist durch die Zucht gelungen, eine Mannichfaltigkeit nach Farbe, Größe und Befiederung hervorzubringen, die in Erstaunen setzt. Der Regenbogen, möchte man fast sagen, spiegelt sich an den Gefiedern unserer Tauben wieder. Und welche Unterschiede in der Art der Befiederung! Die eine Art ist belatscht, die andere hat saubere und glatte Füße; die eine trägt eine Haube, die andere eine Perrücke, einen Kragen oder ein Band. Die eine trommelt (Trommeltaube), die andere bläht den Kropf (Kropftaube), eine dritte schlägt nach Pfauenart ein Rad (Pfautaube), eine vierte sträubt den Kragen (Schleiertaube); diese trägt ein Höschen (Latschtaube), jene ein farbiges Brustband (Schweizertaube), und noch eine andere tummelt sich schwärmend und kopfüberschießend in der Luft (Purzeltaube). — Die Tauben sind entschieden liebenswürdig in ihrem Benehmen: sie sind gesellig, treu, anhänglich an ihre Wohnung, sauber, sanft und wohlwollend, gönnen auch andern Vögeln von ihrer Nahrung. Ihre Anhänglichkeit an die Wohnung erscheint um so rührender, als sie derselben bei Feuersbrünsten nicht selten zum Opfer fallen. Man sieht dann wohl die treuen Thiere um die Brandstätte schweben; ohne auf irgend einen Lockruf zu achten, flattern sie in immer engeren, rascheren Kreisen über der Flamme, bis dieselbe eine nach der andern ergreift. Auf eben diese Heimathsliebe gründet sich der uralte Gebrauch, durch Tauben briefliche Kunde über Land und Wasser, selbst aus belagerten Plätzen hinaus zu ertheilen. Gewöhnlich wird dazu die türkische Taube gewählt, doch lassen sich auch andere, namentlich die Tümmler- und Mövchentaube dazu verwenden. — Schon der Sultan Nureddin, Kalif von Bagdad, der 1146 nach Christo zur Regierung kam, unterhielt geregelte Taubenposten. Diese erhielten sich bis um das Jahr 1258, wo Bagdad durch die Eroberung der Mongolen seinen früheren Glanz verlor und die Taubenpost in jenen Gegenden in Vergessenheit gerieth. Im Jahre 1450 jedoch waren eine Menge in Syrien und Aegypten früher ange-

legte Stationen wieder im Gange. Neuerdings, namentlich während der Belagerung von Paris, ist die Taubenpost wieder in Aufnahme gekommen.

Die Abrichtung zum Brieftragen selbst ist einfach. Man trägt die guten Flieger zehn bis zwölf Stück beisammen, in einem mit einem Netze überspannten Korbe, aus welchem sie die Gegend beobachten können, anfänglich auf kurze, dann immer weitere Entfernungen von ihrem Geburtsorte und läßt sie jedesmal dahin zurückfliegen, bis man zuletzt den Ort erreicht hat, von wo aus sie regelmäßig zurückfliegen sollen. Den Brief, der überbracht werden soll, pflegt man um den Hals, um eine der Schwanzfedern oder am Fuß zu befestigen. Um eine möglichst umfangreiche Depesche befördern zu können, ohne doch die Taube allzusehr beschweren zu müssen, wird die Depesche mikroskopisch klein durch den Photographen auf dünnes Papier übertragen und am Empfangsorte mit einem Vergrößerungsglase abgelesen. — Es ist, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, unmöglich, die Tauben zum freiwilligen Hin- und Herfliegen zu gewöhnen, sie fliegen immer nur zurück. Sobald behufs einer Reise die Brieftauben aus ihren dichtverschlossenen Behältnissen freigelassen werden, schnellen sie in wirrem Fluge auf. Sie schaaren sich zusammen und fliegen in Schwenkungen hin und her. In dieser Weise forschen sie nach ihrem Ziele. Es ist ein höchst überraschender Anblick, wenn nach vielleicht viertelstündiger Frist das ganze Geschwader sich wendet, und nun der zweifelnde Flug auf einmal zur Pfeilschnelle wird und in gerader Linie dem fernen, nur der Ahnung sichtbaren Ziele zueilt.

Als die unterseeischen Kabel noch nicht den Kanal zwischen Frankreich und England verbanden, fand ein lebhafter Briefverkehr durch die Taube zwischen der französischen und der englischen Küste statt. Man gab den Kapitänen, welche den Kanal hin und zurück befuhren, Körbe mit Tauben mit. Selbst die größere Breite des irischen Kanals ist oft von Brieftauben überflogen worden.—Aber auch großartige Wettfluge hat man veranstaltet. Im Jahre 1844 fand einer der größten Wettfluge von St. Sebastian in Spanien nach Vervier in Belgien statt. Die Entfernung beträgt etwa 500 Meilen. Zweihundert abgerichtete Tauben von der besten Zucht wurden nach St. Sebastian geschickt, und nur siebenzig kehrten zurück. Im Jahre 1858 kam ein Abgesandter einer Gesellschaft in Vervier in Mannheim mit 81 Brieftauben an und ließ dieselben, nachdem alle mit einem Stempel bezeichnet waren, am 4. Juli, Morgens 5 Uhr, fliegen. Nach den bald eingegangenen

Nachrichten kam die erste Taube am Ort der Bestimmung um 9 Uhr 32 Minuten Morgens, also schon nach 4 Stunden 32 Minuten bei einer Entfernung von über 200 Meilen an.—In Paris hatte man während der letzten Belagerung durch die Deutschen Brieftauben von nördlichen und südlichen Plätzen Frankreichs eingeschlossen, band ihnen mikroskopisch verkleinerte Depeschen an die Schwanzfedern und ließ sie dann fliegen. Viele sind angekommen, noch mehr aber den Kugeln der Deutschen und den Raubvögeln zum Opfer gefallen, kurz, trotzdem sie manche gute Dienste geleistet haben, hat sich ihre Verwendung doch als sehr unzuverlässig herausgestellt.

Doch wir wenden billig nun auch den wildlebenden Tauben unsere Aufmerksamkeit zu. Unter diesen ist weitaus die berühmteste die nordamerikanische Wandertaube (*Ectopistis migratoria;* Wild Pigeon, Passenger Pigeon, siehe Tafel X, 1 und 2), die in ganz Nordamerika, vom Atlantischen Ocean bis zu den westlichen Ebenen, von den südlichen Staaten, in denen sie nur spärlich vorkommt, bis zum 62. Grade nördlicher Breite sich findet. Sie ist eine stattliche Taube mit langem Schwanz, kräftigen Muskeln und ganz vorzüglicher Flugfähigkeit, vermöge deren sie in weniger als drei Tagen Europa erreichen würde. Sie nährt sich wie alle Tauben von Körnern, liebt aber ganz besonders Reis und Buchnüsse. Da, wo es noch große bewaldete Strecken gibt, trifft man darum die Wandertaube recht häufig. In einzelnen Paaren findet man sie während der Sommerszeit in jedem passenden Walde brütend.

Aber das Bemerkenswertheste an dieser Taube ist, daß sie zuweilen der Nahrung halber großartige, zu Millionen angehäufte Züge unternimmt mit einer ans Unglaubliche grenzenden Ausdauer und Geschwindigkeit. Audubon hat im Jahre 1813 einen solchen Zug beobachtet. Er schreibt: „Die Wandertaube, welche in Amerika die Wildtaube genannt wird, bewegt sich mit außerordentlicher Schnelligkeit und treibt sich durch rasche, wiederholte Flügelschläge durch die Luft. Ihre Wanderungen geschehen ausschließlich der Nahrung halber, nicht, um der Winterstrenge der nördlichen Breiten zu entrinnen oder um einen passenden Platz zum Brüten zu suchen. Demgemäß nehmen sie nirgends einen festen Stand, sondern siedeln sich da an, wo sie Futter finden und verweilen unter Umständen jahrelang da, wo man sie sonst nie bemerkte. Dann verschwinden sie plötzlich und kehren erst nach Jahren wieder zurück. Ihre außerordentliche Flugkraft setzt sie in den Stand, Erstaunliches zu leisten. Dies ist erprobt worden

durch in Amerika wohlbekannte Thatsachen. Man tödtete in der Umgebung New-Yorks Wandertauben, deren Kropf mit Reis gefüllt war, welchen sie doch nur in den Feldern Georgias und Carolinas verzehrt haben konnten. Da ihre Verdauung so rasch vor sich geht, daß das eingenommene Futter in zwölf Stunden völlig zersetzt ist, mußte man schließen, daß sie zwischen drei- und vierhundert Meilen binnen sechs Stunden oder die Meile in einer Minute zurückgelegt hatten. Hiernach können sie bei gleicher Geschwindigkeit in weniger als drei Tagen nach Europa gelangen.

Im Herbst 1813 verließ ich mein Haus zu Henderson am Ufer des Ohio auf der Straße nach Louisville. Als ich einige Meilen unter Hardensburgh über die dürren Ebenen ging, bemerkte ich einen Zug Wandertauben, welcher von Nordost nach Südwest flog. Da mir ihre Anzahl größer erschien, als ich sie jemals vorher gesehen hatte, kam mir die Lust an, die Züge, welche innerhalb einer Stunde im Bereich meines Auges vorüberflogen, zu zählen. Ich stieg deshalb ab, setzte mich auf eine Erhöhung und machte mit einem Bleistift für jeden vorübergehenden Zug einen Tupfen aufs Papier. In kurzer Zeit fand ich, daß das Unternehmen nicht auszuführen war; denn die Vögel erschienen in unzählbarer Menge. Ich erhob mich also, zählte die Tupfen und fand, daß ich in 21 Minuten deren 163 gemacht hatte. Ich setzte meinen Weg fort, aber die Massen vermehrten sich immer stärker. Die Luft war buchstäblich mit Tauben erfüllt und die Nachmittagssonne durch sie verdunkelt, wie bei einer Mondfinsterniß. Der Unrath fiel in Massen wie Schneeflocken herab, und das Geräusch der Flügelschläge übte eine einschläfernde Wirkung auf meine Sinne.

Unmöglich ist es, die Schönheit ihrer Luftschwenkungen zu beschreiben, wenn ein Falk versuchte, eine aus dem Haufen zu nehmen. Mit Einemmale stürzten sie sich dann unter Donnergeräusch, in eine feste Masse zusammengepackt, wie ein lebendiger Strom hernieder, drängten, dicht geschlossen, in welligen und scharfwinkeligen Linien vorwärts, fielen bis zum Boden herab und strichen über demselben in unvergleichlicher Schnelle dahin, flogen dann senkrecht empor, einer mächtigen Säule vergleichbar, und entwickelten sich, nachdem sie die Höhe wieder erreicht, zu einer Linie, gleich den Gewinden einer ungeheuren, riesigen Schlange.

Das ganze Volk war in Waffen. An den Ufern des Ohio wimmelten Männer und Knaben durch einander und schossen ohne Unterlaß unter die fremden Gäste, welche hier, als sie den Fluß kreuzen wollten,

niedriger flogen. Massen von ihnen wurden vernichtet, eine Woche und länger genoß die Bevölkerung Nichts als das Fleisch oder Fett der Tauben, und es war von Nichts, als von Wildtauben die Rede. Die Luft war währenddem gesättigt von der eigenthümlichen Ausdünstung, welche dieser Art eigen ist.

Vielleicht ist es unnütz, eine Schätzung aufzustellen von der Anzahl der Tauben, welche ein solcher Schwarm enthält, und von der Menge der Nahrung, welche er vertilgt. Nimmt man an, daß der Zug eine Meile breit ist — was durchaus nicht übertrieben genannt werden darf — und daß er bei der angegebenen Schnelligkeit ununterbrochen drei Stunden währt, so erhält man ein Parallelogramm von 180 Geviertmeilen. Rechnet man nun nur zwei Tauben auf die Geviertelle, so ergibt sich, daß der Zug aus einer Billion, hundertundfünfzehn Millionen, hundertundsechsundreißigtausend Stück Wandertauben besteht. Da nun jede Taube täglich ein halbes Pint an Nahrung bedarf, braucht der ganze Zug eine Menge von acht Millionen, siebenhundertundzwölftausend Bushels täglich.

Sobald die Tauben Nahrung entdecken, beginnen sie zu kreisen, um das Land zu untersuchen. Während ihrer Schwenkungen gewährt die dichte Masse einen prachtvollen Anblick. Je nachdem sie ihre Richtung wechseln und die obere oder untere Seite dem Beobachter zukehren, erscheinen sie bald blau, bald purpurn. So ziehen sie niedrig über den Wäldern dahin, verschwinden zeitweilig im Laubwerk, erheben sich wieder und streichen in höheren Schichten fort. Endlich lassen sie sich nieder. Sobald sie gefußt haben, sieht man sie emsig die welken Blätter durchstöbern, um nach der zu Boden gefallenen Eichelmast zu suchen. Die Nahrungsmenge, welche vom Boden aufgesucht wird, ist erstaunlich groß; aber das Aufsuchen geschieht so vollkommen, daß eine Nachlese vergebliche Arbeit sein würde. Während sie fressen, sind sie zuweilen so gierig, daß sie beim Verschlucken einer Nuß oder Eichel keuchen, als ob sie ersticken müßten. Ungefähr um die Mitte des Tages, nachdem sie sich gesättigt haben, lassen sie sich auf den Bäumen nieder, um zu ruhen und zu verdauen. Wenn die Sonne niedersinkt, fliegen sie massenhaft den Schlafplätzen zu, welche gar nicht selten Hunderte von Meilen von den Futterplätzen entfernt liegen.

Betrachten wir nun einen dieser Schlafplätze, meinetwegen den an dem Green-Flusse in Kentucky, welchen ich wiederholt besucht habe. Er befand sich in einem hochbestandenen Walde, welcher nur wenig Unterwuchs hatte. Ich ritt vierzig Meilen in ihm dahin und fand, da

ich ihn an verschiedenen Stellen kreuzte, daß er mehr als drei Meilen breit war. Als ich ihn das erste Mal besuchte, war er ungefähr vor vierzehn Tagen in Besitz genommen worden. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang kam ich an. Wenig Tauben waren zu sehen; aber viele Leute mit Pferden und Wagen, Gewehren und Schießvorrath hatten sich rings an den Rändern aufgestellt. Zwei Landwirthe hatten über dreihundert Schweine mehr als hundert Meilen weit hergetrieben, in der Absicht, sie mit Taubenfleisch zu mästen. Ueberall sah man Leute damit beschäftigt, Tauben einzusalzen, und allerorten lagen Haufen von erlegten Vögeln. Der herabgefallene Mist bedeckte den Boden mehrere Zoll hoch in der ganzen Ausdehnung des Schlafplatzes, so dicht wie Schnee. Viele Bäume, deren Stämme etwa zwei Fuß im Durchmesser hatten, waren niedrig über dem Boden abgebrochen, und die Aeste der größten und stärksten herabgestürzt, als ob ein Orkan im Walde gewüthet hätte. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Anzahl der Vögel, welche hier gehaust hatten, eine über alle Begriffe große sein mußte. Als der Zeitpunkt des Eintreffens der Tauben herannahte, bereiteten sich deren Feinde fast ängstlich auf ihren Empfang vor. Viele erschienen mit eisernen Töpfen, welche Schwefel enthielten, andere mit Kienfackeln, wieder andere mit Pfählen, die übrigen mit Gewehren. Die Sonne war unsern Blicken entschwunden, und noch nicht eine einzige Taube war erschienen; aber Alles stand bereit, und Aller Augen schauten auf zum klaren Himmel, welcher zwischen den hohen Bäumen hindurch schimmerte. Plötzlich vernahm man den allgemeinen Schrei: sie kommen. Und sie kamen, obgleich noch entfernt, so doch mit einem Dröhnen, welches mich an einen starken Seesturm erinnerte, der durch das Takelwerk braust. Als die Vögel wirklich da waren, und der Zug über mir wegging, verspürte ich einen heftigen Luftzug.

Tausende von Tauben wurden rasch von den Pfahlmännern zu Boden geschlagen; aber ununterbrochen stürzten andere herbei. Jetzt wurden die Feuer entzündet, und ein großartiges, ebenso wundervolles, wie entsetzliches Schauspiel bot sich den Blicken. Die Tauben, welche zu Tausenden ankamen, ließen sich allerorten nieder, bis um die Aeste und Zweige der Bäume sich feste Massen gebildet hatten. Hier und da brachen die Aeste unter ihrer Last, stürzten krachend nieder und vernichteten Hunderte der darunter sitzenden Vögel, ganze Klumpen von ihnen zu Boden reißend. Es war ein Auftritt der Verwirrung und des Aufruhrs. Ich fand es gänzlich unnütz zu sprechen oder auch den mir

zunächst Stehenden zuzuschreien. Bemerkte man doch selbst das Abbrennen der Gewehre meist nur an dem Blitze des Pulvers!

Erst gegen Tagesanbruch legte sich das Geräusch einigermaßen. Lange, bevor man einen Gegenstand unterscheiden konnte, begannen die Tauben bereits wegzuziehen und zwar in einer ganz andern Richtung, als sie gekommen waren. Bei Sonnenaufgang waren alle verschwunden, welche noch fliegen konnten. Nun vernahm man das Heulen der Wölfe, der Füchse, der Luchse, des Kuguars, der Bären, Waschbären und Beutelthiere, welche unten umherschnüffelten, während Adler und eine Masse von Geiern sich einfanden, um mit jenen die Beute zu theilen. Jetzt begannen auch die Urheber der Niederlagen die todten, sterbenden und verstümmelten Tauben aufzulesen. Sie wurden an Haufen geworfen, bis jeder so viel hatte, als er wünschte; dann ließ man die Schweine los, um den Rest zu vertilgen.

Das Brutgeschäft der Wildtaube und die Plätze, welche zu diesem Zwecke gewählt werden, sind der Beachtung werth. Die Fortpflanzung hängt nicht gerade von der Jahreszeit ab, aber der gewählte Platz ist immer ein solcher, welcher leicht zu erlangende Nahrung im Ueberflusse enthält und in passender Nähe vom Wasser belegen ist. Waldbäume von großer Höhe tragen die Nester. Auf ein und demselben Baume sieht man oft fünfzig bis hundert derselben beisammen, ich würde sagen, noch mehr, fürchtete ich nicht, daß man die wunderbare Geschichte dieser Taube für märchenhaft halten möchte. Die zwei Eier sind rundlich und reinweiß. Während das Weibchen brütet, ernährt es das Männchen, erweist ihm überhaupt eine wahrhaft rührende Zärtlichkeit und Zuneigung. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Jungen regelmäßig ein Pärchen sind. Die Alten füttern ihre Sprossen, bis diese sich selbst ernähren können; dann verlassen sie die Eltern und bilden bis zu ihrer Reife gesonderte Schwärme. Nach sechs Monaten sind sie fortpflanzungsfähig.

Sobald die Jungen ausgekrochen sind, beginnt der Gewaltherrscher, Mensch genannt, die Bruten zu vernichten. Er zieht aus mit Aexten und anderen Waffen und haut Aeste und Bäume nieder, den Frieden der harmlosen Ansiedler zu stören. Beim Zusammenstürzen der gefällten Stämme und Aeste werden die Jungen aus den Nestern geschleudert und Massen von ihnen vertilgt."

Ueber einen anderen merkwürdigen Zug dieser Tauben berichtet mir ein Freund aus Wisconsin, wie folgt: „Wenn ich mich recht entsinne, war es Anfangs der fünfziger Jahre, als es in ganz ungewöhn=

licher Weise in allen Klärungen und in kleinen und großen Waldungen voll wilder Tauben war, welche dort ihre Nahrung, die vornehmlich in Buchnüssen bestand, suchten. Eines Tages machte ich, mit mehreren Freunden auf der Hirschjagd mich befindend, die Wahrnehmung, daß diese unzähligen Schwärme fortwährend zwei Richtungen einschlugen. Sie kamen nämlich vom Norden zu uns oder flogen in der nämlichen Richtung, also südlich wieder zurück. In Niederungen, besonders in der Nähe vom Wasser, das die Sumpfländereien reichlich boten, überraschte uns der Anblick, den eine sich äsende Taubenschaar uns bot; denn von weitem gewannen wir den Eindruck, als ob der Boden des Waldes lebendig geworden wäre und heranmarschirt käme. Die Tauben ließen nämlich kein Blatt auf dem Boden unumgekehrt, um irgend einer darunter versteckten Buchnuß habhaft zu werden. Dadurch und daß sie alle in gleicher Linie marschirten und die Tauben selbst nun durch das sich bewegende Laub und ihr Geschrei sich bemerklich machten, konnten wir uns kaum des Eindrucks entwehren, daß der Wald lebendig geworden wäre und gegen uns heranziehe.—Ein Farmer, der von Norden her zu uns kam, um sein Getreide auf unserer Mühle mahlen zu lassen, machte uns die interessante Mittheilung, daß in der Nähe seiner Farm, die zwischen den Villages Newburg und Saukville im Ozaukee County lag, die Tauben ihren Nistplatz hätten und längs eines Waldes, der sich an einem Sumpf hinzog, auf einige Meilen weit mit ihren Nestern die Bäume bedeckten, daß schwache dürre Aeste unter der Last der alten Tauben und ihrer Brut herunterbrächen und ihre Leichname eine herrliche Mahlzeit für Schweine, Füchse und Raubvögel aller Art bildeten. Es sei gar nicht zu bezweifeln, daß dieses Jahr bei der außergewöhnlichen Masse von Buchnüssen vom vorigen Jahre und der angenehmen Beilage von frischem Fleische in Gestalt junger Tauben und Eier die Schweine jener Gegend sehr fett werden müßten. Auf diese Mittheilung hin machte ich mich nebst einigen Freunden eines Morgens mit Pulver und Schrot auf den Weg nach jener Taubenregion. Unsere Erwartungen wurden nach dem kurzen Marsche von sechs Meilen weit übertroffen. Schon eine halbe Meile von unserem Ziele kam es uns trotz des sonnenklaren Himmels vor, als hörten wir entferntes Donnern. So ungefähr lautete das Getöse, das der Flügelschlag der über uns hin und her ziehenden Taubenmeere verursachte. Am Brutplatze wurden wir förmlich vom Gekurr, Geschrei und dem Getöse der vielen Tauben wie betäubt. Alle Bäume waren mit Nestern übersäet; auf einem weitästigen Baume

zählte ich 140. Unter den Bäumen lag zolldicker Taubenmist, zerbrochene Eierschalen und abgebrochene dürre Zweige. Aus dem Nest gefallene junge Tauben mußten wohl schon Liebhaber gefunden haben, denn wir fanden deren nur wenige. Das Vergnügen der Jagd hatte hier aufgehört, der Massenmord hatte begonnen. Für was auch Pulver und Schrot verschwenden, da man ja mit der Art kostenfrei und viel schneller sein Ziel erreichen konnte. Man hackte jene Bäume um, auf denen man die jungen Tauben schon für ziemlich ausgewachsen hielt und sammelte sie wie vom Baume abgeschüttelte Aepfel auf den Wagen, den der Farmer nach Hause fuhr, um mit der Ladung seine Schweine zu füttern, nachdem die fettesten Tauben für die eigene Familie zurückgelegt waren.

Während meines dreißigjährigen Aufenthalts in Wisconsin habe ich nur dieses eine Mal einen umfangreichen Zug der Wildtaube beobachtet."

Im Frühjahr 1872 zeigten sich die Wandertauben in so ansehnlicher Zahl im östlichen Theile des Staates New York, daß die Märkte in Boston und in der Stadt New York damit überfüllt waren.

Außer der Wandertaube finden wir in unseren heimischen Wäldern noch die Karolinen- oder Gartentaube (*Zenaidura carolinensis*; Carolina oder Common Dove, siehe Tafel X, 3 und 4), die gleichfalls vielfach auf unsere Märkte gebracht wird. Die Oberseite dieser schmucken Taube ist bläulich und bläulichgrün überzogen. Kopf und Unterseite sind hell bräunlichroth, die Brust ist mit Purpur überhaucht. An den Nackenseiten stehen zwei metallisch glänzende purpurrothe Flecken.

Die Karolinentaube ist keineswegs scheu und nistet wohl auch in unseren Gärten. Das Nest, aus dürren Reisern kunstlos aufgebaut, steht niedrig. Zwei glänzend weiße Eier bilden das Gelege. Während der Brutzeit läßt das Männchen einen rucksenden, etwas abschreckend klingenden Ton hören, der wie „Khru, ku, ku" klingt, und der dem Vogel vielfach den Namen „Todtenvogel" (Mourning Dove) eingetragen hat.

Die **Fasanen** (*Phasanidae;* Pheasant Family). Mit dieser Familie beginnen wir die wohl auch als besondere Ordnung, nämlich als Hühner, abgegrenzte Gruppe. Die stumpfen, hohlen Krallen sind besonders geeignet aus dem Boden die Körner hervorzuscharren, die, im Kropfe erweicht und in dem starken, muskulösen Magen zer-

malmt, ihre vornehmliche Nahrung bilden. Bei den männlichen Vögeln zeigt sich der Fuß, dessen Hinterzehe etwas höher steht, in der Regel mit einem Sporn bewehrt.

Voran stellen wir das Truthuhn oder den Puter (*Maleagris Gallopavo;* Wild Turkey).

Vielleicht hatte Franklin nicht Unrecht, als er den stattlichen, farbenreichen Truthahn, der, wie um Billigkeit und Gerechtigkeit flehend, die Flügel lüftet, als das Emblem der jungen Republik empfahl; denn dem stolzen und kühnblickenden, aber doch eine ekle Gier nach Aas zeigenden weißköpfigen Adler steht er nicht nach. Auf hohen, kühngespornten Füßen steht er, stolz und kriegerisch. Das Gefieder, vom Kopf bis zum Schwanz metallisch schimmernd, als sei es eine Panzerrüstung, liegt schuppendicht übereinander und spielt, von der Sonne beleuchtet, ins Kupferbraune und Grüne, während es im Schatten wechselnd schwarze und tiefrothe Schichten zeigt. Die Brust schmückt ein roßschweifähnlicher Haar-Quast; über dem Schnabel hängt die lange Nasentroddel; Hals und Füße sind roth: so gleichsam im phantastischen Zierrath eines Rothhautkriegers gibt sich der Truthahn als ein indianischer Nationalvogel kund. —

Das Truthuhn oder der Puter bewohnt das ganze östliche Nordamerika von Süd-Carolina nördlich und vom Atlantischen Ocean bis Texas und Arkansas. In Neu-England kommt er nicht mehr vor, das Geräusch der Eisenbahnen und das geschäftige Treiben der Farmer haben ihn von dort verjagt. In den noch unbesiedelten Theilen der südlichen und westlichen Staaten, in den Gebieten, welche der Mississippi und Missouri mit ihren Nebenflüssen durchströmen, sind die Puter noch häufig, wiewohl auch hier ihre völlige Vernichtung nur noch eine Frage der Zeit ist. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts kaufte man einen Puter von 10 bis 12 Pfund für 8 Cents. Wenn ein Puter, der 25 bis 30 Pfund wog, 25 Cents brachte, so glaubte der Verkäufer ein gutes Geschäft gemacht zu haben.

Das Waldleben des wilden Puters ist durch die vortreffliche Schilderung Bonaparte's und Audubon's hinlänglich bekannt geworden. Hähne und Hühner halten sich während des Sommers gesondert. Erst zu Anfang des Oktobers, wenn die Früchte von den Bäumen fallen, schaaren sich die Vögel zusammen und wandern den westlichen Flüssen zu. Die Hähne halten sich von 10 bis 100 bei einander, während die Henne entweder allein mit ihren Jungen, die um diese Zeit schon ziemlich groß sind, oder zu mehreren Familien

vereint, oft 70 bis 80 Glieder, vorwärtsschreitet, ängstlich die Hähne vermeidend, die den Jungen gerne zu Leibe gehen. Alle aber, Alt und Jung, wandern zu Fuß und machen nur dann von ihren Flügeln Gebrauch, wenn des Jägers Hund ihnen droht, oder wenn sie einen Fluß erreichen. Hier zeigen sie ein ganz sonderbares Verhalten. Sie sammeln sich zunächst auf dem höchsten Punkte und verweilen hier manchmal tagelang, gleichsam berathend, ehe sie es wagen, überzusetzen. Die Hähne schreiten kollernd umher, auch die Hühner und die Jungen begreifen, daß der Würfel geworfen werden muß und spreiten die Schwänze. Endlich schwingt sich Alles auf die Gipfel der höchsten Bäume, um von da aus den Flug zu wagen. Ein „Gluck" des Leithahns gibt das Zeichen, und die Flügelreise beginnt. Die älteren Vögel erreichen das Land meist ohne Schwierigkeit; nicht so die jungen, die oft herabfallen und sich durch mühsames, aber geschicktes Rudern retten. Die glückliche Rettung scheint sie aber förmlich zu verwirren; denn sie laufen anfänglich wie betäubt umher und vergessen die ihnen sonst eigene Vorsicht oft so, daß sie dem Jäger leicht zur Beute fallen.

Erst um die Mitte des Aprils, wenn das Frühjahr trocken ist, wählt die Henne einen geeigneten Nistplatz. Dieser Platz muß so versteckt wie möglich angelegt sein und namentlich vor dem scharfen Auge der Krähe geschützt werden, da diese während der Abwesenheit der Henne die Eier zu rauben sucht. Das Nest besteht aus liederlich in einer kleinen Vertiefung zusammengelegten Zweigen und ist spärlich mit Federn ausgepolstert; das Gelege zählt zehn bis fünfzehn, zuweilen auch zwanzig auf dunkelrauchgelbem Grunde rothgepunktete Eier. „Dem Neste," sagt Audubon, „naht sich die Henne stets mit größter Vorsicht und deckt, wenn sie es verläßt, die Eier sorgfältig mit trockenen Blättern zu, so daß es schwer ist, das eine und die anderen zu bemerken, auch in der That nur wenige gefunden werden, von denen man nicht die erschreckte Mutter vertrieb. Gewahrt diese, während sie brütet, einen Feind, so drückt sie sich nieder, rührt sich nicht, bis sie merkt, daß sie entdeckt wurde. Zuweilen geschieht es, daß mehrere Hennen in ein und dasselbe Nest legen. Ich fand einmal ihrer zwei auf zweiundvierzig Eiern sitzen, während eine dritte Wache hielt, daß nicht ein diebischer Vierfüßler sich nahen konnte.—Ich habe einmal das Auskriechen der Jungen beobachtet. Die Alte half den Jungen aus dem Ei, beseitigte die leeren Schalen und liebkoste und trocknete die Kleinen mit ihrem Schnabel. Wiewohl meine Absicht war, die Alte mit



1. Reisstärling (Rice-bird) Weibchen. 3. Rothkopf (Red-head).
2. „ „ Männchen. 4. Brautente (Wood Duck).
5. Schellente (Golden eye).

den Jungen einzufangen, überließ ich sie doch der besten Fürsorge—ich überließ sie ihrem und meinem Schöpfer. Da das Ausschlüpfen gewöhnlich erst gegen Abend geschieht, kehrt die Familie in der Regel zum Neste zurück und verbringt hier die erste Nacht. Hierauf entfernt sie sich auf eine gewisse Strecke und sucht sich die höchsten Plätze aus, weil die Alte mit Recht Nässe als das ärgste Uebel für ihre zarten Jungen fürchtet. Schon mit dem vierzehnten Tage sind die Jungen fähig aufzufliegen, und von jetzt an fliegt die Familie gegen Abend stets zu einem niederen Zweige auf und verbringt hier, unter den gewölbten Flügeln der Mutter geborgen, die Nacht. Die jungen Puter wachsen schnell heran und sind schon im August kräftig genug, sich vor Angriffen der Feinde zu schützen; ja, der junge Hahn übt sich bereits in pomphaftem Einherschreiten und Kollern."

Unter den zahlreichen Feinden des Truthahns, dessen Fleisch zu seinem eigenen Schaden so trefflich mundet, ist der Mensch, namentlich die Species Rothhaut, der gefährlichste. Der Indianer nennt das Fleisch dieses Vogels „die Speise der Weisen". Aber auch der Luchs, die Schneeeule und die virginische Ohreule stellen ihm mit Begierde und Erfolg nach. Der Luchs weiß nicht nur die Eier zu finden, sondern springt auch nach Katzenart aus dem bergenden Dickicht auf das junge wie alte Volk. Die Eulen nähern sich den auf den Bäumen hockenden Vögeln. Aber nicht immer werden diese ihre Beute. Oft warnt ein „Gluck" des aufmerksamen Truthahns die Gesellschaft; alle richten sich spähend auf. Wie ein Pfeil schießt die Eule aus der Luft herab und würde ihr Opfer unfehlbar fassen, wenn dieses nicht den Kopf neigen und den Schwanz ausbreiten würde, wodurch eine schiefe Ebene entsteht, an der der Angreifer abgleitet, so daß der Puter mit dem Verluste einiger Federn schnell zu Boden springen und durch die Flucht sich retten kann.

Auf eine bestimmte Nahrung beschränken sich die Truthühner nicht. Pekannüsse und die Frucht der Winterrebe sind ihre Lieblingskost; aber sie fressen auch Gras, Kräuter verschiedener Art, Mais, Beeren und ebenso Kerbthiere, Kaulquappen (junge Frösche), kleine Eidechsen und dergl. Wenn nach heftigem Schneefall die Temperatur sinkt und eine feste Schneekruste sich bildet, so bleiben die Puter tagelang auf ihren Schlafplätzen oder statten auch wohl den Farmerhöfen einen unwillkommenen Besuch ab. Bei Thauwetter aber eilen sie rastlos und mit einer solchen Geschwindigkeit vorwärts, daß man sie kaum mit einem guten Pferde einzuholen vermag.

Da die Truthühner überaus scheu sind, so verlangt ihre Jagd mehr Geschick als der Durchschnitts-Sonntagsjäger besitzt. Man nimmt deshalb häufig zu einer Falle seine Zuflucht, die für die Dummheit dieser Vögel ein beredtes Zeugniß gibt. Man schichtet nämlich Stämme von sechs bis zehn Fuß Länge wie die Balken eines Blockhauses auf, bedeckt das Gebäude mit Reisig, und bringt eine Thüre an, die groß genug ist, auch den fettesten Hahn durchzulassen. Das Innere wird mit Mais geködert, den man auch von der Thür aus auf eine Strecke hin verstreut. Die hierdurch angelockten Thiere erreichen fressend die Falle und kriechen in diese. Oft sammelt sich eine ganz erkleckliche Anzahl hier an. Anstatt nun aber nach genossener Mahlzeit wieder zur Thür hinauszukriechen, versuchen die dummen Thiere an den Seiten durchzuschlüpfen, stecken überall zwischen den Balken die Köpfe durch und mühen sich vergeblich ab, hier sich durchzuzwängen. Keinem fällt es ein, durch die offene Thür das Freie zu suchen.

Wilde Puter werden bei geeigneter Pflege bald zahm und zutraulich. Während Audubon in Henderson, Ohio, wohnte, hatte er eine jung eingefangene Truthenne aufgezogen, die so zahm wurde, daß sie auf den Ruf herbeikam und jedem folgte. Als das Thier zwei Jahre alt wurde, begann es täglich dem Wald einen Besuch abzustatten, kehrte aber immer mit Dunkelwerden wieder zurück. Eines Abends aber kam die Henne nicht wieder. Mehrere Tage nachher, während Audubon in der Nähe des Green-Flusses, 5 Meilen von Henderson entfernt, der Jagd oblag, lief ein stattlicher Puter vor ihm her, dem er seinen Jagdhund nachsandte. Bald hatte Juno, der Hund, die Henne erreicht, die aber durchaus nicht floh, sondern nur langsam den Kopf nach seinem Verfolger wandte. Auch dieser stutzte und drehte sich fragend nach seinem Herrn. Als Audubon herzukam, erkannte er seinen seit mehreren Tagen vermißten Liebling. Erstaunlich ist es, daß die Henne nicht nur den Hund erkannte, sondern daß auch dieser sich der doch mit andern wilden Putern in der Tracht völlig übereinstimmenden Henne sofort erinnerte. —

Mag nun auch der oben geschilderte wilde Puter manchem Leser unbekannt sein, so ist doch jeder mit dem zahmen Puter, dem "Victim of the Thanksgivings-Day", um so vertrauter. Wer liebt nicht das Fleisch dieses Vogels, an dem die Kenner acht Fleischsorten unterscheiden! Und doch ist die Geschichte dieses Vogels und seine Abstammung lange Zeit unbekannt gewesen. Der zahme Puter stammt nämlich nicht aus Indien oder aus der Türkei und verdient darum

durchaus nicht den Namen indisches, calcuttisches oder türkisches Huhn (Turkey). Sondern der Puter ist eins der mannichfaltigen Geschenke, welche Amerika der alten Welt gemacht hat, und gewiß nicht eins der geringsten. Die spanischen Entdecker fanden ihn bereits gezähmt vor. Nach der Erzählung des Cortez wurden mehrere tausend Stück in den Geflügelhöfen des Königs Montezuma gehalten. Von Mexiko kamen sie nach Peru und auf die Antillen, im Jahre 1524 nach England, vielleicht auch nach Frankreich. Doch waren sie um 1560 dort noch so selten, daß der Rath von Amiens dem König Karl IX., als er durch diese Stadt reiste, zwölf Truthühner als kostbares Geschenk überreichte, und daß bei Karls Hochzeit 1570 ein gebratener Puter den Culminationspunkt der Tafel bildete. Um dieselbe Zeit aber kannte man den Vogel auch schon in Deutschland; wenigstens werden bei einem Bankett, das Jakob Fugger in Augsburg 1561 gab, unter anderen Seltenheiten genannt, „zwei alte indianische Hanen". Noch im Jahre 1557 war er so selten und kostbar, daß der Magistrat von Venedig bestimmte, auf welche Tafel „indische Hühner" kommen dürften. —

Ein Irrthum ist es, wenn man annimmt, daß der zahme Puter von unseren Wildlingen abstammt. Man hat sich von jeher gewundert, warum der zahme Truthahn mit dem nordamerikanischen nicht mehr in Farbe und Gewohnheiten übereinstimmt; doch Niemand dachte bisher daran, daß eben hier keine Abstammung vorliegt. Aber es unterliegt nun keinem Zweifel mehr, daß der in der ganzen civilisirten Welt bekannte zahme Puter von dem in Mexiko vorkommenden Wildlinge abstammt. Denn zwischen diesen ist eine nicht verkennbare Verwandtschaft. Bei beiden laufen die Schwanzfedern und die letzten Rückenfedern in weiße Spitzen aus, während dieselben Federn bei unserem wilden Puter kastanienbraune Spitzen tragen. Bei beiden, bei dem zahmen wie bei dem wilden mexikanischen Puter, hat das Brustfleisch jene bekannte schneeige Weiße, während dasselbe bei unserem Puter braun ist.

Warum der Puter in Amerika auf dem Tisch gerade des Danksagungstages nicht fehlt, vermag ich nicht zu sagen. Sein Fleisch ist um diese Zeit freilich besonders wohlschmeckend. In England setzt ihn der Farmer auf den Weihnachtstisch. Der Deutsche freut sich seiner Martinsgans und überläßt den Puter den Wohlhabenden. —

Der Pfau (*Pavo cristatus;* Peacock), zwar nicht bei uns heimisch, verdient doch auch hier erwähnt zu werden. Er ist ein Prunkvogel, dessen kostbare Schwanzfedern schon während des Alterthums zu

mannichfachem Schmuck verarbeitet wurden. Das Verdienst, ihn in Europa heimisch gemacht zu haben, gebührt Alexander dem Großen. König Salomo brachte ihn nach Syrien (1. Könige 10, 22). Er stammt aus Ostindien, wo er noch in ungeheuren Heerden wild gefunden wird. Zwischen ihm und dem Königstiger scheint ein merkwürdiges Verhältniß zu bestehen, dessen Grund noch nicht aufgeklärt ist. Wenn man in den Dschungeln einen Pfau auffliegen und schreien hört, so kann man sicher sein, daß ein Tiger in der Nähe ist, den er durch seinen Ruf gewarnt hat. — Der goldgrüne und röthlich schillernde Leib trägt prächtige, oft bis 4 Fuß lange Schwanzdeckfedern, die mit einem in der Mitte tiefblauem von Metallfarben eingefaßtem „Pfauenauge" geschmückt sind.

Zur Zeit der römischen Entartung, als der Pfau noch ein kostbarer, seltener Vogel war, haben berüchtigte Schwelger Gerichte aus Pfauenhirn auftragen lassen. Im Mittelalter war der Pfau auf den Tafeln der Großen ein Schaugericht, das mit dem ganzen prächtigen Farbenschmuck aufgetragen wurde.

Das Perlhuhn (*Numida maleagris;* Guinea Fowl), welches wir auf unseren Hühnerhöfen häufig sehen, stammt aus Südafrika. Das bläulich schiefergraue Gefieder ist über und über mit perlartigen, weißen Flecken besät. Auf dem nackten Kopf steht ein röthlicher, nach hinten gerichteter Kamm. Die Eier dieses Huhnes, von denen sie 60 bis 80 Stück im Sommer legen können, sind äußerst schmackhaft. —

Unser Haushuhn (*Gallus domesticus;* Domestic Cock) stammt wahrscheinlich aus Ostindien, und Westasien scheint, wie für fast alle Hausthiere, so auch für das Huhn die älteste Zuchtstätte zu sein. Etwa 2000 Jahre vor Chr. tritt es als gezähmtes Hausthier zuerst in Babylonien auf. Zu Jesu Zeit waren bereits die Hühner im jüdischen Lande verbreitet; möglich, daß die Juden die erste Bekanntschaft mit ihnen in der babylonischen Gefangenschaft machten. Zu Jerusalem durften keine Hühner gehalten werden, weil sie Unreines ausscharren und dadurch die heilige Stadt verunreinigen könnten.

Entweder beobachteten die Juden zu Christi Zeit diese Bestimmung nicht mehr, oder die Römer hatten das Huhn eingeführt; denn um diese Zeit war das Hühnervolk in Jerusalem heimisch. Ehrt doch unser Heiland die treue Mutterliebe der Henne, wenn er zu den undankbaren und lieblosen Juden spricht: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre

Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt.“ Hatte doch auch der Hahn dem von der Sünde übereilten Petrus das Gewissen erwecken müssen, als er seinen Herrn verleugnet hatte, und er nun der Worte seines Meisters gedachte: „Ehe der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verleugnen.“ —

Die Griechen weihten den Hahn dem Aeskulap, dem Gotte der Arzneikunde, die Römer ihrem Kriegsgotte Mars. Jede römische Legion hatte ihren Vogelschauer (Auguren) und Hühnervogt (Pullarius), dem die Wartung und Pflege der Hühner oblag. Der Consul stellte in seinem Hause das Augurium an, das vor allen wichtigen Unternehmungen erprobt ward. Ein mehr oder minder begieriges Fressen des Hahns gab die wichtigsten Aufschlüsse über Glück und Unglück, das dem römischen Staate bevorstand. Doch gab es schon zu jenen Zeiten arge Zweifler. Als im zweiten punischen Kriege der Hühnervogt dem Publius Claudius verkündigte, die heiligen Hühner wollten nicht aus dem Käfig heraus und nicht fressen, da gab Claudius den Befehl, sie ins Meer zu werfen, und sagte: „Wollen sie nicht fressen, so sollen sie saufen!“ Er verlor aber die Schlacht und ward von dem Volke verurtheilt. —

Die alten Gallier opferten den Hahn und nahmen ihn zum Feldzeichen. Frankreich bezeichnet man noch heute bildlich als gallischen Hahn. — Die Germanen weihten den Hahn wegen seiner blitzähnlichen rothen Farbe, und weil man sein Krähen mit dem Donnern verglich, dem Donnergotte Donar. So wurde auch der Hahn dem Feuergotte Loki geweiht, woher noch heute die Redensart kommt: Einem den rothen Hahn aufs Dach setzen.

In der neuesten Zeit ist die Hühnerzucht weit vorgeschritten. Man gründet Hühnervereine, Hühnerzeitungen, bemüht sich, Prachtexemplare zu ziehen, stellt diese bei landwirthschaftlichen Festen aus, und bemüht sich, die Racen in der Zucht rein zu erhalten.

Lenz hat ein treffliches Charakterbild des Hahnes gegeben. Er sagt:

„Ein recht schöner, stolzer und kühner Hahn ist unter allen Vögeln der interessanteste. Hoch trägt er sein gekröntes Haupt, nach allen Seiten spähen seine feurigen Augen, unvermuthet überrascht ihn keine Gefahr, und jeder möchte er Trotz bieten. Wehe jedem Nebenbuhler, der es wagt, sich unter seine Hennen zu mischen, und wehe jedem Menschen, der es wagt, in seiner Gegenwart ihm eine seiner Geliebten zu rauben! Alle seine Gedanken weiß er durch verschiedene Töne und

verschiedene Stellungen des Körpers auszudrücken. Bald hört man ihn mit lauter Stimme seine Lieben rufen, wenn er ein Körnchen gefunden hat, denn er theilt mit ihnen jeden Fund; bald sieht man ihn in einem Eckchen kauern, wo er eifrig bemüht ist, ein Nestchen für die Henne zu bilden, die er vor allen liebt. Jetzt zieht er an der Spitze seiner Schaar, deren Beschützer und Führer er ist, hinaus ins Freie; aber kaum hat er hundert Schritt gethan, so hört er vom Stalle her den freudigen Ruf einer Henne, welche verkündet, daß sie ein Ei gelegt hat; spornstreichs kehrt er zurück, begrüßt sie mit zärtlichen Blicken, stimmt in ihren Freudenruf ein und eilt dann in vollem Laufe dem ausgezogenen Heere nach, um sich wieder an dessen Spitze zu stellen. Die geringste Veränderung der Luft fühlt er und verkündet sie durch sein lautes Krähen. Mit lautem Krähen verkündet er auch den anbrechenden Morgen und weckt den fleißigen Landmann zu neuer Arbeit. Ist er auf eine Mauer oder ein Dach geflogen, so schlägt er die Flügel kräftig zusammen und kräht, und scheint sagen zu wollen: „Hier bin ich Herr, wer wagt's mit mir?" Ist er von einem Menschen gejagt worden, oder hat er sonst eine Gefahr glücklich bestanden, so kräht er wieder aus Leibeskräften und verhöhnt wenigstens den Feind, dem er nicht schaden kann. Am schönsten entfaltet er seine Pracht, wenn er früh Morgens, der langen Ruhe müde, das Hühnerhaus verläßt und vor demselben die ihm nachfolgenden Hennen freudig begrüßt; aber noch schöner und stolzer erscheint er in dem Augenblicke, wo das Geschrei eines ihm unbekannten Hahnes seine Ohren trifft. Er horcht, senkt die Flügel, richtet den Kopf kühn empor, schlägt mit den Flügeln und fordert mit lautem Krähen zum Kampfe. Erblickt er den Feind, so rückt er ihm, sei er groß oder klein, muthig entgegen oder stürzt in vollem Laufe auf ihn zu. Jetzt treffen sie zusammen; die Halsfedern sind aufgerichtet und bilden einen Schild, die Augen sprühen Feuer, und jeder sucht den Andern niederzuschmettern, indem er mit aller Macht gegen ihn springt. Jeder sucht ein höheres Plätzchen zu gewinnen, um von dort aus mit größerer Gewalt fechten zu können. Lange währt die Schlacht, aber immer kann sie nicht dauern. Die Kräfte nehmen ab; es tritt eine kurze Ruhe ein; mit gesenktem Haupte zu Vertheidigung und Angriff jederzeit bereit, mit dem Schnabel Erdkrümchen aufpickend, als wollten sie den Feind dadurch verhöhnen, daß sie mitten im Kampfe sich's wohl schmecken lassen, stehen sie einander gegenüber. Jetzt kräht der Eine mit schwankender Stimme, denn er ist noch außer Athem, und augenblicklich stürzt der Andere wieder auf ihn los. Mit erneuerter Wuth

treffen sie zusammen, sie kämpfen wie früher, aber endlich sind Füße und Flügel vor Mattigkeit zum Kampfe nicht mehr tauglich; da greifen sie zu der letzten und furchtbarsten Waffe. Sie springen nicht mehr, aber hageldicht fallen die Schnabelhiebe, und bald triefen die Köpfe vom Blute. Endlich verläßt den Feind der Muth; er wankt, er weicht zurück, jetzt kriegt er noch Einen tüchtigen Hieb, und die heiße Schlacht ist entschieden; er flieht, sträubt die Nackenfedern empor, hebt die Flügel, senkt den Schwanz, sucht eine Ecke, macht sich klein und gakelt wie eine Henne; denn für eine Henne gehalten, glaubt er das Mitleid zu finden, welches er als Hahn nicht zu erwarten hat. Doch der Sieger ist durch kein Gegakel zu bethören; er schöpft erst wieder Athem, schlägt mit den Flügeln, kräht und macht sich dann zur Verfolgung des Feindes auf, der sich nun nicht mehr wehrt, und wenn er auch unter den Hieben des ergrimmten Gegners sein Leben aushauchen sollte." —

Die Wachsamkeit des Hahnes macht ihn zu einem Vorbild. Er steht darum auch auf der Titelseite unserer Fibeln und hoch auf der Thurmspitze, daß die ganze Gemeinde ihn schaue und stets eingedenk sei des Wortes Christi: „Wachet und betet!"

Die Henne erscheint dem Hahn gegenüber als die demüthige Trägerin der häuslichen und mütterlichen Pflichten. Mit Geduld sitzt sie auf den Eiern und brütet und gönnt sich kaum Zeit zum Fressen und Trinken. Nur, wenn man ihr die Eier rauben will, zeigt auch sie eine kriegerische Seite. Mit Flügel- und Schnabelhieb wehrt sie den Angriff ab. Sind die Küchlein ausgekrochen, dann führt sie diese freudig und stolz umher, scharrt ihnen die Erde auf, damit sie Körnlein und Würmlein picken können.

Hat man der Henne Enteneier untergelegt, die sie mit aller Sorgfalt ausgebrütet hat, und sie führt dann diese untergeschobenen Kinder an ein Wasser, dann entsteht eine wahrhaft tragi-komische Scene: die gelben, flaumbedeckten Wassergeschöpfe stürzen sich in ihr natürliches Element, ohne auf das Warnen und auf die Angstrufe der Frau Mama zu hören, die angstvoll am Rande auf- und abläuft. —

Seit Jahrhunderten schon haben die Chinesen und Aegypter die Kunst verstanden, die Hünereier durch künstliche Wärme auszubrüten. Noch heute wird in Aegypten dieselbe in ausgedehntem Maße betrieben. Auch in England, Frankreich, Deutschland und Nordamerika hat man eigenthümlich construirte Brutöfen in Gebrauch genommen. —

Die Fasanen (*Phasianus;* Pheasants) haben nackte Wangen, Gefieder ohne Augenflecken und einen langen schwertförmigen Schwanz. Der gewöhnliche Fasan (*Phasianus colchicus;* Common Pheasant) ist kupferroth, über und über mit glänzendem Metallschimmer bedeckt. Er stammt aus den Ländern um das schwarze und kaspische Meer und hat von dem Flusse Phasis seinen Namen erhalten, wird aber jetzt in allen civilisirten Ländern zahm gehalten. Schöner noch als der gemeine Fasan sind der Goldfasan (*Phasianus pictus;* Golden Pheasant) und der Silberfasan (*Phasianus nycthemerus;* Silver Pheasant). Der erstere von diesen, ganz in Gold und Scharlach strahlend, ein ächter Orientale, soll das Vorbild gewesen sein, nach welchem die Alten die Schilderung des Phönix entwarfen. Der Silberfasan ist an Hals, Brust und Schweif vom reinsten Weiß, durch das sehr feine schwarze Zickzacklinien ziehen. —

Die **Rauchfußhühner** (*Tetraonidae*; Grouse Family). Die Rauchfußhühner tragen ein reiches Gefieder, welches einen großen Theil des Schnabels bedeckt und sich bis auf die Zehen herab erstreckt.

Zu ihnen gehört das Prairiehuhn (*Cupidonia cupido;* Pinnated Grouse, Prairie Chicken, Prairie Hen). Dieses Huhn unterscheidet sich von anderen seines Geschlechts durch zwei lange, zu beiden Seiten des Halses herabhängende Federbüschel und die darunter befindlichen, einer kleinen Apfelsine ähnlichen Hautsäcke, die mit der Luftröhre in Verbindung stehen. Die Federn der Oberseite sind schwarz, blaßroth und weiß, die der Unterseite blaßbraun und weiß in die Quere gebändert. Die Länge des Vogels beträgt 16½ Zoll.

Das Prairiehuhn war früher auch in allen unseren Oststaaten, wo es heute nicht mehr vorkommt, ein häufiger Vogel. Jetzt ist es schon in den mittleren Staaten selten geworden und findet sich nur noch häufig in den Weststaaten, wo trockene und grasreiche Prairien mit gelegentlichen Waldungen ihnen Lieblingsplätze bieten. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts waren die Prairiehühner in Kentucky, Missouri, Illinois, Indiana so häufig, daß die Jäger sich nicht die Mühe gaben, sie zu schießen oder auch nur die Geschossenen aufzuheben; man betrachtete sie damals mit derselben Abneigung, mit der man heutzutage die Krähen beglückt, wegen des erheblichen Schadens, den sie in Gärten und bebauten Feldern anrichteten. Die Kinder der Farmer und die Neger versuchten sie von den Feldern durch Klappern fernzuhalten oder fingen sie in Fallen. Man sah sie in den Dorfstraßen herumspazieren, auf den Häusern hocken oder unter das Hühnervolk

sich mischen, um an ihrer Mahlzeit theilzunehmen. Aber schon in den dreißiger Jahren änderte sich das Bild. Aus Kentucky, wo man früher das Stück kaum mit einem Cent bezahlen mochte, waren sie verschwunden. Westlich muß sich jetzt der Jäger wenden, wenn er diese Thiere auffinden will.

Sobald der Schnee geschmolzen ist, und die ersten Grashälmchen sich schüchtern durch den Boden stehlen, trennen sich die großen Winterschwärme der Prairiehühner in kleine Gesellschaften von 20 bis 50 Stück. Es beginnt nun die Brutzeit. Die Hähne, jetzt im schönsten Hochzeitskleid, versammeln sich bei Tagesanbruch auf der Wahlstatt. Stolz, herausfordernd schreiten sie auf und ab. Die Federbüsche des Halses sind aufgerichtet, die Luftsäcke angefüllt, und das durch diese verstärkte Kollern läßt sich herausfordernd hören. Bald beginnt die Schlacht. Mit niedergebeugtem Körper gehen die Helden auf einander los, blutgetränkte Federn wirbeln durch die Lüfte, und bald müssen die Schwächeren die Wahlstatt räumen. Endlich ziehen sich auch die Sieger stolz und langsam zurück.

Das Prairiehuhn errichtet sein Nest aus trocknen Blättern und Grashalmen etwa um den 1. Mai im hohen Grase. Die Eier sind thonfarben und meist mit kleinen, nur bei näherer Besichtigung erkennbaren dunkelbraunen Flecken übersäet. Das Weibchen brütet 18 oder 19 Tage und nimmt sich, getrennt vom Hahn, der jungen Brut vorsorglich an.

Der Flug des Prairiehuhns ist kräftig, regelmäßig und ziemlich schnell. Die Aesung besteht ebensowohl aus Pflanzenstoffen wie aus Kerbthieren der verschiedensten Art.

„Die Gefangenen," berichtet Audubon, „werden sehr bald zahm, brüten auch in Gefangenschaft, und ich habe mich oft gewundert, daß man sie nicht längst schon zu Hausthieren gemacht hat. Während ich mich in Henderson aufhielt, kaufte ich sechzig lebende, meist junge Prairiehühner, verschnitt ihnen die Flügel und ließ sie in einem Garten von vier Acker Flächeninhalt frei umherlaufen. Als der Frühling kam, brüsteten sie sich und tuteten und kämpften wie in der Freiheit. Viele Hennen von ihnen legten auch Eier, und eine gute Anzahl von Jungen wurden erbrütet. Aber die Hühner thaten meinem Garten zuletzt so viel Schaden, daß ich sie abschlachten mußte."

Das Waldhuhn (*Bonasa umbellus;* Ruffed Grouse, Partridge, Pheasant) wird 11 Zoll lang. Die Oberseite ist röthlichbraungrau, die Unterseite schmutzigweiß mit dunklen Querstreifen.

Ueber dem äußeren Ende des Schwanzes läuft ein deutlich sichtbares weißes Band, welches ein charakteristisches Kennzeichen dieser Hühner ist.

Das Waldhuhn bewohnt die Walddistrikte des östlichen Nord-Amerika, von Georgia bis Nova Scotia, und vom Atlantischen Ocean bis an die Felsengebirge. In der Nähe der Flüsse und Bäche ist es sonderlich häufig, immer aber sucht es, ungleich dem Vorigen, den Wald auf, der ihm Nahrung und Obdach bietet. Man trifft das Waldhuhn auch nur in kleinen Partien von 4 oder 5 oder in einzelnen Paaren. Die Brutzeit beginnt Anfangs März. Der Hahn läßt von einem gefallenen Baumstamm oder von einem Felsen herab sein eigenthümliches Trommeln hören, welches er durch heftige, schnell aufeinander folgende Schläge der Flügel hervorbringt, die weithin hörbar und entferntem Donner vergleichbar sind.

An einem verborgenen Orte, am Waldessaume errichtet das Weibchen das einfache und kunstlose Nest. Das Gelege besteht aus 7 bis 12 gelblichbraunen, sehr selten punktirten Eiern. Im Frühjahr nährt sich unser Waldhuhn von den Knospen, namentlich der Birke. Im Sommer hält es sich an Beeren aller Art, wird im Herbst fett und für den Menschen eine besondere Delikatesse. —

Die **Feldhühner** (*Perdicidae;* Partridge Family). Die Feldhühner unterscheiden sich von den Rauchfußhühnern durch ihre geringere Größe, den kleinen Kopf und die unbefiederten Läufe.

Die Baumwachtel (*Ortyx virginianus;* Quail, Bobwhite, Partridge, siehe Tafel IX, 2 und 3) ist einer unserer bekanntesten Vögel. Sie wird 9 Zoll lang. Alle Federn der Oberseite sind röthlichbraun, schwarz gefleckt, getüpfelt und gebändert, gelb gesäumt; die der Unterseite sind weißlichgelb, rothbraun längs gestreift und schwarz in die Quere gewellt. Das Männchen hat eine weiße, das Weibchen eine braungelbe Kehle.

Die Baumwachtel bewohnt die östlichen Theile der Vereinigten Staaten von Florida bis Maine, und vom Atlantischen Ocean bis Texas und den großen westlichen Ebenen. Sie bevorzugt das Feld, verlangt aber nahe Buschdickichte, Hecken und dergleichen Schutzorte. Sie ist ein Standvogel. Bei starkem Schneefall hocken sie sich nebeneinander und lassen sich einschneien. Meist arbeiten sie sich wieder aus dem Schnee heraus; wenn aber Thauwetter und dann Frost eintritt, so daß sich eine Eiskruste über sie bildet, so gehen die armen Thiere elendiglich zu Grunde. Im Winter 1866 bis 1867 sind auf diese

Weise viele in Massachusetts umgekommen. In Schaaren von 10 bis 30 Stück leben sie im Winter beisammen. Im Frühjahr trennen sich die Schwärme; jeder Hahn erwirbt sich, oft erst nach längerem Kampfe, eine Henne. Ihr Nest errichtet unsere Baumwachtel auf dem Boden im dichtesten Grase. Sie scharrt eine Mulde aus und füllt diese ziemlich ordentlich mit Gräsern, Halmen und Blättern. Die Eier, 12 bis 24, sind reinweiß, dünnschalig und zugespitzt. Zuweilen findet man über 30 Eier in einem Neste; es haben dann zwei Hennen in dasselbe Nest gelegt.

Das Nest, welches ich besitze, wurde von einem Farmer aus bisher nicht bebautem Boden aufgepflügt; es enthält 22 Eier. Die Nester sind schwer zu finden, da auch das Männchen in einer kurzen Entfernung Wache hält und dem Weibchen bei nahender Gefahr sogleich ein Warnungssignal giebt. Wird dennoch die junge Brut überrascht, so flieht das Weibchen mit seinen Küchlein, während das Männchen dem Nahenden entgegeneilt, vor ihm sich niederlegt, als wolle es sterben, und klägliche, ängstliche Rufe ausstößt — dies Alles, um die Aufmerksamkeit von der Brut abzulenken. — Ihr Ruf, der häufig wie Bobweit klingt, hat ihnen den Namen "Bob-white" eingetragen.

Während des Sommers nährt sich die Baumwachtel von Kerbthieren und allerlei Pflanzenstoffen. Im Herbst bildet das Getreide die hauptsächlichste Speise. Das leckere Fleisch des Quails erwirbt diesem viele Feinde, vornehmlich unter den Menschen. Doch ist die Jagd nicht leicht, da die Baumwachtel sich laufend zu retten sucht und nur im äußersten Nothfalle und dann dicht vor dem Jäger auffliegt. Erreichen sie den Wald, so bäumen sie, drücken sich hart gegen die Aeste und entgehen dann auch dem scharfen Auge. Man stellt ihnen auch mit Netz und Schlinge nach.

Die Bergwachtel (*Ortyx pictus;* Mountain Quail, Plumed Partridge) der gebirgigen Partien von Oregon und Californien, ist ein schmuckes Huhn, welches durch zwei Schopffedern geziert ist.

Die Schopfwachtel (*Lophortyx californicus;* California Quail und die Helmwachtel *Lophortyx gambeli;* Gambel's Quail) tragen auch einen Kopfschmuck. Ueber die letztere, die die Gegend vom Rio Grande bis Californien bewohnt, berichtet Coues, einer unserer verdienstvollsten Ornithologen, in so anziehender Weise, daß ich seine Schilderung hierhersetzen will.

„Wer die Sitten der Helmwachtel erforschen will,“ berichtet derselbe, „muß alle Bequemlichkeit eines geregelten Lebens hinter sich

lassen und von Westen aus gegen tausend Meilen ins Innere wandern. Er gelangt dann in eine wilde Gegend, in welcher der Apache-Indianer noch immer Herr ist, und in welcher sich der weiße Mann nur durch tagtäglich erneuerte Kämpfe zu erhalten vermag. Es ist eine Gegend, von welcher man sagen kann, daß sich die Einöde in ihrer ganzen Großartigkeit zeigt. Das Land wird zerrissen von gähnenden Abgründen, tief eingeschnittenen Thälern und Schluchten, neben denen sich riesige Berge aufbauen, und bedeckt von Lavamassen, welche längst verkühlte und unkenntlich gewordene Feuerspeier auswarfen. Flüsse gibt es hier, in deren trocknem Bette der Reisende vor Durst umkommen mag, und weite Ebenen, bestanden mit einem trocknen scharfen Grase und niederm Buschwerke, welche unter beständigem Wassermangel leiden. Aber diese Gegend ist ein Land der Gegensätze und Wunder. Von den wildesten Bergen werden liebliche, feuchte, grüne und fruchtbare Thäler eingeschlossen; weite Waldungen edler Fichten und Kiefern und Cedern wechseln mit dürren und verödeten Lavafeldern ab; die Gehänge der Hügel sind mit der Eiche, der „Mezquite" und „Manzanita" bedeckt, während die Ufer der Ströme von Wollpappeln, Weiden und Nußbäumen eingefaßt und durch beinahe undurchdringliche Wälle von Reben, Stachelbeeren, „Grün-Dornen", Rosen und, wie es scheint, jeder andern Art rankender Gewächse eingehegt werden. Thier- und Pflanzenwelt, ja selbst die Felsen zeigen ein fremdartiges neues Gepräge, sogar die Luft scheint daheim anders zusammengesetzt zu sein.



Die Bergwachtel; Mountain Quail.

Diese Gegend ist das eigentliche Vaterland unseres Baumhuhnes.

Schön für das Auge, sanft für das Gefühl, süß duftend für den Geruch und schmackhaft für den Gaumen — in der That, die Helmwachtel ist ein herrlicher Vogel! Seitdem ich sie zum ersten Male sah, vor vielen Jahren, ausgestopft, tölpelhaft aufgenagelt auf ein Brett, um einem Museum als Zierde zu dienen, habe ich sie bewundert. Jetzt

aber, nachdem ich sie im Leben, in ihrer Heimath beobachtet, mit ihr verkehrt habe, bevor der Glanz ihrer Augen gebrochen war, nachdem ihre Küchlein meine Schoßthiere geworden, bewundere ich sie mehr und meine, daß es kaum einen andern Vogel in Amerika geben kann, welcher so schön ist wie sie. Ihre vollen und runden Formen erscheinen keineswegs plump; denn Hals und Schwanz sind lang, der Kopf ist klein, und die zierlich gebogene Feder verleiht eine außerordentliche Anmuth. Ihr Lauf sieht leicht und gemächlich aus: es ist ein wundervoller Anblick, einen Hahn zu sehen, wie er stolz dahinschreitet, mit erhobenem Haupte, leuchtenden Augen und schwankender Helmfeder, über den am Boden liegenden Stamm, unter welchem sich seine kleine Familie versteckt hat. Er ist so muthig und so schwach, so willensstark und so unfähig dazu! . . . .

„Solcher Vogel muß den Forscher, den Künstler, den Jäger in gleichem Grade entzücken. Aber er hat noch andere Vorzüge: denn der angenehme Geruch und kostbare Geschmack seines zarten, weißen Fleisches muß selbst dem Gutschmecker der anspruchvollsten Sorte genügen.“

„Wie ihre Verwandte, nährt sich auch die Helmwachtel vorzugsweise von Sämereien und Früchten, obschon Kerbthiere einen nicht geringen Theil ihrer Aeßung ausmachen.“

„Die zierliche Kopfhaube, welche so wesentlich zum Schmucke dieser Art beiträgt, bildet sich schon in frühester Zeit aus; denn man bemerkt sie bereits bei Küchlein, welche nur wenige Tage alt sind. Bei ihnen besteht sie freilich nur aus einem kleinen, kurzen Busche von drei oder vier Federn, welche eher braun als schwarz, gegen ihre Spitze nicht verbreitert und gerade aufgerichtet sind. Erst wenn der Vogel vollkommen flügge ist, richtet sie sich vorwärts. Die Anzahl der Federn, aus welcher sie besteht, schwankt erheblich. Zuweilen wird sie von einer einzigen und dann wiederum von acht bis zehn Federn gebildet.“

„Die Jagd der Helmwachtel ist schwieriger als die der Baumwachtel. Sie erhebt sich zwar nicht plötzlich, fliegt auch nicht schneller als jene; aber wenn ein Volk aufgestanden ist und ein oder zwei Stück von ihnen erlegt worden sind, hält es überaus schwer, noch einen dritten Schuß anzubringen. Sie liegen, gewisse Umstände ausgenommen, sehr schlecht, und wenn sie aufgescheucht wurden und wieder einfallen, drücken sie sich oft, ohne sich wieder aufscheuchen zu lassen, oder laufen so schnell und so weit als nur möglich, so daß man sie, wenn es über-

haupt geschieht, erst in ziemlicher Entfernung von der Einfallsstelle wieder findet. Ihre Gewohnheit, sich laufend davon zu stehlen, ermüdet nicht blos den Jäger, sondern auch den Hund in so hohem Grade, daß selbst der am besten abgerichtete wenig oder gar nichts nützen kann. Freilich bietet sich dem Schützen oft Gelegenheit, auf das laufende Huhn einen Schuß anzubringen. Der Flug ist überraschend schnell und kräftig, stets eben und geradeaus, so daß es dem geübten Schützen eben nicht schwer hält, sie zu erlegen."



Die Laufvögel.

Cursores; engl. Runners.

Schon bei den Hühnern erscheint die Flugkraft sehr gering, bei den Laufvögeln verschwindet sie völlig. Alles bei ihnen ist auf raschen Lauf, nicht mehr auf Flug berechnet. Die Flügel sind verkümmert, die Federn sind schlaff und haarartig, die Brust ist nicht mehr kielförmig, sondern breit; dagegen sind die Beine ungemein entwickelt.

Wir nennen zuerst den Strauß (*Struthio Camelus;* Eastern Ostrich). Er ist in der That — wie sein lateinischer Name *Struthio Camelus* es sagt — ein Vogelkameel. Beide, der Strauß wie das Kameel, sind echte Kinder der weiten, pfadlosen Wüste, die sie, wetteifernd in Schnelle und Ausdauer, durchziehen, und beide besitzen einen Bau und die Eigenschaften, welche dieser Heimath völlig entsprechen. Bei beiden deckt eine wulstige Schwiele die Brust, auf welche sie sich stützen, wenn sie zur Rast sich niederlegen; bei beiden gewähren harte, hornige Füße Schutz vor den nadelscharfen Dornen der Wüstenmimose und vor der brennenden Gluth des Wüstensandes; beide sind gleich fähig, lange Durst zu ertragen, und beide begnügen sich mit der kärglichen, saftlosen Pflanzenkost, wie die Wüste sie bietet. —

Der afrikanische Strauß hat, ausgewachsen, eine Höhe von 8, eine Länge von 6 Fuß und ein Gewicht von ungefähr 150 Pfund. Auf den nackten, hufartigen Beinen ruht der überaus kräftige Leib, der bei dem männlichen Vogel von einem kohlschwarzen, bei der Henne

von einem braungrauen Gefieder gedeckt ist. Die Männchen tragen reinweiße, die Weibchen schmutzigweiße Flügel- und Schwanzfedern. Trägt der Strauß auch zum Fliegen gänzlich untüchtige Flügel, so verleiben ihm doch die starken Beine eine erstaunenswerthe Behendigkeit. Welch ein imposantes Bild, wenn das fliehende Thier mit segelgleich gespannten Flügeln über die Sandfläche jagt! Kaum scheint die Sohle den Boden zu berühren, und in der kurzen Frist einer Minute ist vielleicht nicht weniger als eine Meile zurückgelegt! Auch das beste arabische Pferd vermag mit ihm nicht lange den Wettlauf fortzusetzen.

„Zu der Zeit, wenn er hoch fähret, erhöhet er sich und verlachet beide, Roß und Mann.“ Hiob 39, 18.

Wunderbar scharf ist das große, bewegliche Auge. Hebt der Vogel seinen langen Hals empor, so beherrscht er meilenweit die ebene Sandwüste. Daher schließen sich ihm die Zebras an und vertrauen seinem Wächterauge.

Die Nahrung unseres Straußes ist vorwiegend eine pflanzliche. Er weidet und pickt nach Hühnerart Körner und Insekten von dem Boden auf. Daneben füllt er seinen Magen gern mit allerlei Unverdaulichem, mit Steinen, Erde und dergl. Verchon fand in dem Magen eines Straußes Gegenstände im Gewicht von 8¼ Pfund, nämlich Sand, Werg und Lumpen im Gewicht von 7 Pfund, und drei Eisenstücke, neun englische Kupfermünzen, ein kupfernes Scharnier, zwei eiserne Schlüssel, siebzehn kupferne, zwanzig eiserne Nägel, Bleikugeln, Knöpfe, Kiesel u. s. f. — Ein gezähmter Strauß fraß einem Offizier, wie in humoristischer Laune, einen Knopf von der Uniform; ein anderer verschlang den kostbaren Korallenschmuck einer Dame. Auch zählen die Araber nicht leicht Geld in seiner Nähe, aus Furcht, daß er schnell einige Münzen verschlucke. — Montluc nahm nach einer langwierigen, aber endlich erfolgreichen Belagerung einen Strauß, der ein Hufeisen verschlang, in sein Wappen mit dem Wahlspruch: *Durum, sed digerit*, zu deutsch etwa: Schwer gekauet, doch verdauet.

Daß der Strauß gelegentlich auch kleinere Wirbelthiere mit verschluckt, davon berichtet Methuen. „Eine Ente hatte eine hoffnungsvolle Schaar Junge zur Welt gebracht und führte sie mit mütterlichem Stolze im Hühnerhofe hin und her. Aber da trafen sie auf den Strauß, welcher mit feierlichen Schritten im Hofe auf und ab ging, und dieser verschluckte mit den freundlichsten Blicken von der Welt alle jene jungen Enten, eine nach der andern, als wären es ebenso viele Austern gewesen.“



1. Grüner Fischreiher (Green Heron).
2. Waldschnepfe (Woodcock).

Ueber die Nistweise haben erst neuere Forscher Zuverlässiges berichtet. Burchell fand auf seinen Reisen durch Afrika ein Straußennest und beschreibt es, wie folgt: „Das Nest bestand bloß aus einer in den Sand gescharrten, 6 Fuß im Durchmesser haltenden Vertiefung, welche nicht die geringste Spur von Blättern, Gras, Ruthen oder dergleichen zeigte, aber mit einer flachen Furche umgeben war. Es lagen darin 25 Eier und außerdem in der Furche noch 9, welche letzteren, wie die Hottentotten behaupteten, den 25 jungen Straußen zur ersten Nahrung dienen sollten. Die zur Bebrütung bestimmten Eier findet der Reisende häufig ungenießbar; allein die außerhalb des eigentlichen Nestes liegenden sind jederzeit frisch. Diesmal waren alle von guter Beschaffenheit. Ein jeder Hottentott aß eins auf einmal, ungeachtet es 24 Hühnereiern an Gehalt gleichkommt. Die Art, wie die Eier gekocht werden, ist uralt. Die Hottentotten machten an dem einen Ende ein Loch von der Stärke eines Fingers, steckten dann ein gabelförmiges Stöckchen, dessen Zinken zusammengedrückt wurden, hinein, drehten dasselbe eine Zeitlang zwischen den Händen, bis Eiweiß und Dotter vollkommen gemischt war, hielten das Ei hierauf über das Feuer und ließen es unter öfterem Quirlen kochen oder braten." —

Das Brüten geschieht regelmäßig nur während der Nacht, bei Tage werden sie oft stundenlang verlassen, vorher aber mit Sand bedeckt. Merkwürdig sind die außerhalb des Nestes niedergelegten Eier; denn die landläufige Meinung, daß diese der jungen Brut zur ersten Nahrung dienen sollen, ist schon darum irrig, weil die Natur des jungen Vogels eine ganz andere Nahrung erheischt. Die Färbung der Eier ist gelblichweiß mit hellgelber, marmorartiger Zeichnung. Sie haben die Größe eines Kindskopfes und ein Gewicht von beinahe 3 Pfund. Die nach sechs- bis siebenwöchentlicher Brütung ausschlüpfenden Jungen umhüllt eine dicke, stachlichte Haut, so daß sie eher einem Igel als einem Vogel gleichen. Das Fleisch des jungen Vogels ist nicht unschmackhaft, das der alten aber lederzäh und von widerlich schwarzer Farbe. Indeß scheinen die alten Römer dieser Speise, vielleicht nur ihrer Absonderlichkeit wegen, nicht abhold gewesen zu sein. Vopiscus berichtet, daß der Kaiser Firmus, gleich groß durch seine Thaten auf dem Ambos wie auf dem Teller, einen ganzen Strauß in einer Mahlzeit verzehrt habe. Vornehmlich galt das Hirn des Straußes als eine besondere Leckerei. So wurde, wie Lampridius berichtet, für den Kaiser Heliogabal einstmals eine einzige Festschüssel mit einer Pastete aus dem Gehirn von 600 dieser Vögel gefüllt. Auch

gebrauchte man die Strauße im Circus. Kaiser Probus ließ an einem einzigen Tage deren 1000 niedermetzeln.

Der gesuchteste Theil des Straußes sind aber zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag die weißen Schwingfedern gewesen. Aus den schwarzen Federn fertigen die Eingeborenen schöne Schirme, die entweder als Zeichen der Trauer oder zum Schutz der Hautfarbe gegen die Sonne dienen. „Es ist ein interessanter Anblick," sagt Harris, „einen Wilden, dessen Teint etwas gröber ist als das Fell eines Rhinoceros, das aber hinsichtlich der Farbe mit einem gewichsten Stiefel wetteifern könnte, sein Angesicht durch den Gebrauch eines solchen Sonnenschirmes vor jedem bräunenden Strahl behüten zu sehen."

Daß die Straußenfedern noch heute einen wichtigen Industriezweig des Caplandes ausmachen, bewies die Ausstellung in Philadelphia im Jahre '76. Neuerdings hat man es mit bestem Erfolg versucht, Strauße zu züchten, den Strauß also zum Hausthier zu machen. Es ist dies, wie aus einem kürzlich veröffentlichten Aufsatze von v. Klöden hervorgeht, vortrefflich gelungen, weshalb ich diese Arbeit im Auszuge hier folgen lasse.

Zu den Artikeln des Caplandes, welche zu dem Glanze der europäischen Gesellschaft beitragen, gehören einige hoch im Werthe stehende: das Elfenbein, die Diamanten und die Straußenfedern. Ziemlich der neueste unter den Industriezweigen des Caplandes, und vielleicht der seltsamste seiner Colonisten, ist die Straußenzucht. Die Straußenfedern sind heutzutage ganz ebenso ein Produkt regelmäßiger menschlicher, auf Züchtung verwendeter Arbeit, wie die Wolle und Seide; die prächtigen Federn sind nicht mehr blos ein Produkt barbarischer Jagd.

Die Farmer kaufen und verkaufen Strauße ebenso wie Schafe; sie schließen ihre Heerden in Koppeln, bringen sie in die Ställe, speichern Futter für sie, studiren ihre Gewohnheiten und schneiden ihnen die Federn ab; alles das sind die Gegenstände ihres Geschäftes. Die Eier gelten ihnen nicht als Objekte (Endziel) ihrer Schweizerei und werden nicht nebst Butter und Käse zum Markte geschickt; dieselben sind vielmehr zum Consum (Verbrauch) viel zu kostbar, und selbst zu werthvoll, als daß man sie zum Ausbrüten dem natürlichen Vorgange überließe. Sobald sie gelegt sind, wird das Nest zerstört, die alten Strauße werden ausgesperrt, und an die Stelle der elterlichen Fürsorge treten die mechanischen Vorrichtungen des patentirten Ausbrütens.

Vor 15 bis 18 Jahren war die Straußenzucht noch unbekannt; um die schönen und vielbegehrten Federn zu erlangen, jagte und tödtete man den Strauß. Das war jedoch unökonomisch; der Vogel mied in Folge der Gefährdung seine Standörter und würde sicherlich endlich ausgerottet worden sein. Vor noch nicht hundert Jahren sah man in allen Theilen der Capcolonie Straußenheerden; sie zogen freilich die Karroebenen und die süßen Grasebenen des oberen Landes vor, wo sie die für ihre Gesundheit nöthigen Alkalien (gewisse Pflanzen) vorfanden, kamen jedoch auch bis zur Küste hinab, wo sie auf den sauren Velds grasten und sich mit Salz, Kalk und Knochen, die sie fanden, begnügten. Im Ganzen war der Vogel in der Colonie selten, bis auf die dürren Einöden von Namaqualand und Clanvillkaw, und man mußte die Federn weit aus dem Innern, aus dem Norden und Nordwesten des Orangestromes, holen. Der weiße oder schwarze Straußenjäger folgte seinem mörderischen Berufe in der dafür geeigneten Jahreszeit; und ebenso erschien in der für sein Geschäft passenden Jahreszeit der Händler an irgend einem Rastorte mit seinen knarrenden Wagen, beladen mit Gewehren, Pulver, Wolldecken, Draht, Perlen, Branntwein und was sonst für Auge und Zunge des Eingeborenen Verlockendes hat, und ein frischer Tausch fand statt, in Folge dessen Elfenbein, Hammelfelle, Rhinozeroshörner, Hippopotamuszähne und Straußenfedern gegen europäische Waaren gern entgegengenommen wurden. Der Handel geht auch noch heute vor sich und ist noch nicht unvortheilhaft. Die Abreise eines großen Händlers mit seinem Train von einem halben Dutzend Wagen, alle bunt angestrichen und mit schneeweißem Segeltuch überdeckt, ist in jeder Stadt des Caplandes eine Begebenheit. Aber die Heimkehr erregt noch mehr Aufmerksamkeit, da alsdann jeder Wagen mit werthvollen und mannigfaltigen Reichthümern gefüllt ist, dem Ergebniß einer langwierigen und bedenklichen Unternehmung. Es ist nicht selten, daß die kostbaren Waaren auf dem Frühmarkt in Auktion versteigert werden, und die Zähne, Felle, Hörner und Federn werden dann auf dem Boden ausgebreitet, als wenn es bloße Acker- oder Gartenprodukte wären. Oft sieht man die in solcher Weise zum Verkaufe ausgelegte Wagenladung im Werthe von 10,000 Pf. St. ($50,000) von einem Haufen von Beschauern umgeben, von denen einige fast so wild aussehen, wie die Thiere, denen die Waare entnommen ist, und die so schwarz sind wie die Kohle. So wird der rohe Handel sicherlich noch lange fortdauern, so lange, als sich noch wilde Strauße südlich von Ssambesi vorfinden

werden, so lange noch Elfenbeinhändler ausziehen und Federn als einen Theil ihrer Jagdausbeute mit zurückbringen. Noch hat man am Cap nicht versucht, den Elephanten um seiner Zähne willen zu zähmen, und da die Wagen zur Erlangung des einen Produkts ausfahren, werden sie stets auch andere gelegentlich mitbringen. Endlich aber wird in Folge der raschen Zunahme der Zuchtproduktion ohne Zweifel die Versuchung zur Jagd in Abnahme gerathen.

Die beste Weide findet der Strauß da, wo an Alkali reiche Pflanzen wachsen; wo diese fehlen, da muß Ersatz geschafft werden. Auf einem salzigen Boden, über Sandsteinschichten, ohne jeden Kalk, mißlang die Zucht; die Vögel legten nicht. Und auch nachdem Kalk herbeigeschafft war, nahmen sie denselben nicht; die Eier blieben aus, die Federn waren nicht nach Wunsch. Was den Vögeln fehlte, war phosporsaurer Kalk; und nach Herbeischaffung von Knochen, die sie gern nahmen, war die Wirkung eine bewunderungswerthe: die Vögel wurden gesund und legten. Die Farm Brack Kloof liegt ganz auf Trapp-Conglomerat und die Weide ist süß. Fels, Boden und Kräuter enthalten alkalische Salze in Menge und das Wasser ist brackig; es wird wenig künstliche Nahrung gegeben und Schutz ist kaum nothwendig. Dort gedeihen die Vögel, werden fett und vermehren sich in befriedigendster Weise. Ueberall jedoch scheint künstliche Nachhilfe unumgänglich. Man muß für Luzerne, Klee, Weizen, Mais, Kohlblätter, Früchte, Sämereien, Erde, Quarzbrocken und Knochen sorgen, deren der Straußenmagen bedarf und verarbeitet. Bei ganz künstlicher Nahrung vertilgt der Strauß täglich 20 Pfund gehackte Luzerne. Ein berittener Hirt, der ein mit einem Sack Korn beladenes Pferd leitet, durchstreift die Hürden und verstreut die Körner.

Der Monat August ist die Legezeit, welche sechs Wochen währt, und es werden in dieser Zeit bis 20 Eier gelegt. Mitte September beginnt das Ausbrüten, das im Oktober endet. Wenn 16 junge Strauße auskommen, so gilt das für ein gutes Resultat; denn nicht selten mißräth die Brut und so mancher Züchter leidet dadurch in erheblicher Weise. Nimmt man die Jungen fort, so fangen die Alten sechs Wochen nach dem ersten Brüten abermals zu legen an und setzen es bis zum Dezember fort; indeß bleibt dieses zweite Brüten hinter dem ersten zurück. Die jungen Vögel werden zuweilen ein oder zwei Tage, nachdem sie ausgebrütet sind, vom Neste genommen, wenn sie im Stande sind, sich selbst zu bewegen; man bringt sie in ein warmes Gemach und legt sie Nachts in eine mit Wolle gefütterte Kiste und füttert sie

mit gehackter Luzerne oder einem anderen Grünfutter. Sobald sie sich einigermaßen selbst zu helfen im Stande sind, überliefert man sie der Sorge eines Hirten, etwa einem junge Kaffer oder Hottentotten, dem sie bald zu folgen sich gewöhnen. Wenn der Strauß drei oder vier Jahre alt ist, brütet er und wird bis gegen 80 Jahre alt.

Acht Monate nach dem Brüten fängt der Vogel an zu federn, aber das Ergebniß ist noch schwach und von geringem Werthe. Nach weiteren acht Monaten ist die Ernte gut, und die Federn werden mit jeder Jahreszeit besser. Die Kunst, die Federn abzulösen, muß geübt werden; das Ausreißen hält man nicht für gut, da es reizt und Fieber erzeugt; Abkneifen und Abschneiden hält man für sicherer. Man löst sie dicht über der Haut ab und läßt den Stumpf stecken, bis er leicht entfernt werden kann. Dr. A. sagt: „Nach meiner Ansicht ist die beste Art und Weise die von einem Züchter in den westlichen Distrikten eingeführte, der 70 bis 80 Straußen hatte. Um mir den ganzen Prozeß zu zeigen, hatte er die gesammte Heerde in das Haus getrieben, und wir wanden uns zwischen den dicht gedrängten Vögeln hindurch. Er hatte mir im Voraus gezeigt, was zu thun sei, im Falle ein Vogel sich schlecht benimmt; man hat ihn ganz in seiner Gewalt, wenn man ihn im Nacken packt, und man kann ihn nach Belieben würgen, bis er kraftlos wird und man fortgehen kann. Ich war mit meinem Freunde mitten in den Haufen gedrungen, der unbeweglich dicht war, und er wählte nun zwei oder drei der besten Federn aus, legte die Klinge eines krummen, scharfen Messers, so tief er konnte, an die Wurzel der Feder und gegen den Finger und schnitt sie schräg aufwärts ab. Der Vogel wußte nichts von dem Vorgange und stand ganz still, als ich die Federn erhielt. Dann rupfte er eine sehr schöne Blutfeder aus, welche beim Schneiden ein wenig blutete; aber das scharfe Messer löste sie los, ohne daß es das Thier fühlte. Binnen vier oder sechs Wochen nahm er alle Stumpfe heraus, so weit sie nicht schon von selbst herausgefallen waren. In solcher Weise wird die Gesundheit des Vogels nicht geschädigt; es folgt kein Fieber und man kann die am besten gediehenen Federn auswählen, während man die anderen reifen läßt. Ein ausgewachsener Vogel liefert etwa ¼ Pfund Federn; indeß richtet sich das Ergebniß in Qualität und Quantität ganz nach der Gesundheit und Kraft der Straußen. Man schätzt, daß jeder Vogel im Durchschnitt jährlich für $75 derselben liefert; so mancher Züchter jedoch muß mit $40 oder $45 pro Jahr zufrieden sein. Da die Federn zur Zeit des Brütens reifen und dabei beschädigt werden, so ist der künstliche Brüt-

ofen, der die Vögel vom Sitzen auf dem Neste entbindet, von ganz besonderem Werthe. Die Straußenfedern haben sehr verschiedenen Werth: Kükenfedern sind $1.25 werth, und Blutfedern von $9.00 bis $13.00, selbst $15.00. Indeß richtet sich das nach dem Markt und dem Vorrathe. Auch der Preis der Vögel ist verschieden. Vor 15 Jahren war es möglich, in den westlichen Distrikten sechs Monate alte Küken zu $1.25 zu kaufen. 1871 kostete ein eben ausgekommenes Junge $1.25, das nach wenigen Monaten schon einen Werth von $2.00 bis $3.00 hatte. In Hilton schätzte man einen Vogel, der eine Woche alt war, auf $50.00 und einen werthvollen ausgewachsenen auf $250. Keineswegs ist jedoch der Erfolg der Straußenzucht ein gar zu sicherer. So manchem Züchter ist der Profit ausgeblieben. Auf manchen Farmen wüthet ein Wurm als ein verderbliches Ungeziefer. Krähen lauern den Eiern auf und zerbrechen dieselben. Ueberhaupt ist der Strauß mancherlei Zufällen ausgesetzt und ist ohne Frage leicht sterblich. Ein Züchter verlor von 85 ursprünglich in seiner Farm von 40 Acker vorhandenen Vögeln 27, und zwar 13 durch Kälte und Nässe, 3 durch Dyphtheritis, 6 wurden durch Eingeborene getödtet, 3 durch Zweikämpfe und 2 fielen in Löcher. Mögen indeß wilde Thiere, Krähen, Würmer und schlechtes Wetter immer übel wirken, so bleibt die Straußenzucht im Caplande dennoch eine höchst vortheilhafte und gewiß äußerst interessante Beschäftigung. —

Man denkt jetzt daran, die Straußenzucht auch in den Vereinigten Staaten einzuführen. Ein Strauß läßt sich jetzt für $150 in New York kaufen. Der Boden und das Klima in Mittelteras werden als besonders geeignet für die Straußenzucht geschildert. Das Kameel, welches man in derselben Gegend eingeführt hat, hat sich freilich nicht genügend acclimatisirt. —

Der Nandu oder amerikanische Strauß (*Rhea;* American Ostrich) bewohnt das Pampasgebiet oder die Staaten des Rio de la Plata. Sein Lebenslauf stimmt im Wesentlichen mit dem der afrikanischen Verwandten überein, nur ist er etwas kleiner und hat drei Zehen. Ich berichte in Folgendem nach Brehm.

Der Nandu steht hinter seinen afrikanischen Verwandten an Beweglichkeit wenig zurück. Seine gewöhnliche Schrittweite beträgt 20 bis 24 Zoll; greift er aber aus, so macht er Sätze bis fünf Fuß.

Der von den Indianern gegebene Name ist ein Klangbild des weit hörbaren Rufes, welchen der Hahn zur Balzzeit ausstößt. Dieser

Ruf dient als Lockung für das Weibchen oder als Herausforderung für den kühnen Nebenbuhler. Wenn die Paarungszeit vorüber ist, hört man von beiden Geschlechtern einen wie Pfeifen klingenden, anschwellenden und abfallenden Laut, welcher die Sammlung der



Der amerikanische Strauß; American Ostrich.

Gesellschaft zu bezwecken scheint. Junge Nandus piepen wie Truthühner.

Der Vogel ist, laut Böcking, ein feiner Beobachter und weiß sich nach den Umständen zu richten. Um die Wohnungen friedlicher

Ansiedler, welche ihm Ruhe lassen, wird er so vertraut, daß er sich unter die angebundenen Pferde und Milchkühe mengt und Menschen und Hunden eben nur aus dem Wege geht. Er weidet da mitten unter den Heerden, unbekümmert und sorglos; selbst ein halbes Hausthier. So sehr er den Reiter meidet, so wenig flieht er den Weißen, falls derselbe nicht von Hunden begleitet wird; er geht höchstens ein paar hundert Schritt weit und blickt demselben neugierig nach. Den Gaucho hingegen, welcher ihn jagt, flieht er ängstlich und wendet alle ihm zu Gebote stehende List an, um der Aufmerksamkeit seines Feindes zu entgehen. Niemals sieht man ihn um die Ranchos eines Eingebornen und unter dessen Vieh nur in angemessener Entfernung, häufiger bemerkt man ihn zwischen den Rudeln des scheuen Steppenhirsches, und man kann dann beobachten, wie bald ein Strauß, bald ein Hirsch sichernd den Kop emporhebt, und wie beide zusammen beim leisesten Anscheine von Gefahr nach ein und derselben Richtung hin entfliehen. Eine Horde Indianer versetzt den Nandu in namenlose Angst. Vor ihr flüchtet er, stundenlang eiligst laufend, theilt seine Bestürzung anderen Trupps mit, welche an der Flucht theilnehmen, und bringt selbst Pferde und Rinderheerden in Bewegung.

Während der Regenzeit äßt sich der Nandu vorzugsweise von Klee und Kerbthieren; später sucht er jene schon erwähnten Stellen auf, welche das Vieh düngte; denn das hier wachsende Gras, welches vom Wilde oder von dem Heerdenvieh verschmäht wird, zieht er allem übrigen vor. Zu jeder Zeit und in jedem Alter frißt der Vogel Kerbthiere der verschiedensten Art, nach Versicherung der Gauchos auch Schlangen und andere kleine Lurche, und behufs der Verdauung nimmt er, wie die Hühner, Steinchen zu sich. Er trinkt selten; wenn er aber an ein Wasser kommt, schöpft er mit dem Schnabel und läßt das Wasser durch Emporhalten des Kopfes in den Schlund hinabfließen, wie die Hühner es thun. Die Gefangenen trinken regelmäßig.

Das Nest ist stets eine flache Aushöhlung an einem der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten und auch übrigens trocknen Orte, welcher möglichst verborgen und seitlich von Disteln oder hohem Grase geschützt wird. Allermeist sind es die Löcher, welche die wilden Stiere machen, sie bieten dem Nandu ein Nest, in welchem die größte Arbeit bereits gethan ist. Findet er keine solche Mulde vor, so scharrt er nur an einer ihm zusagenden Stelle den Pflanzenüberzug weg, füttert dieselbe sehr nothdürftig am Boden und Rande mit einigen Grashalmen

aus und läßt sein Weibchen sieben bis dreiundzwanzig Eier hineinlegen. Die Eier selbst sind von sehr verschiedenem Umfange, da sie von Gänseeiergröße bis zum Durchmesser von fünf Zoll nach der Längenaxe wechseln. Um das Nest herum, von seinem Rande an bis zum Abstande von fünfzig Schritten, findet man stets Findlinge, welche frischer als die Nesteier sind. Die Färbung des Eies ist ein mattes Gelblichweiß; die Zeichnung besteht aus kleinen grüngelben Pünktchen, welche die großen Poren umgeben. Sowie aber das Ei der Sonne ausgesetzt wird, verbleicht es rasch und sieht bereits nach acht Tagen schneeweiß aus. Nachdem das Nest seine Eierzahl erhalten hat, besorgt das Männchen das Brutgeschäft allein. Die Hennen entfernen sich sogar von demselben, bleiben aber immer zusammen und innerhalb des früher vom Hahne behaupteten Gebietes. Letzterer sitzt während der Nacht und in den Morgenstunden, bis der Thau abgetrocknet ist, über den Eiern, verläßt dann jedoch in unregelmäßigen Abständen, welche sich nach der Wärme richten, das Nest, um zu weiden.

Unter den Thieren hat der Nandu eigentlich keine Feinde. Es wird zwar hier und da ein Erwachsener die Beute des Kuguars und das Junge auch wohl von einem Fuchse oder Adler weggenommen; diese Fälle dürften jedoch selten sein, nicht einmal das Zerstören des Nestes oft vorkommen. Das Feuer und der Mensch sind die gefährlichsten Feinde des Nandu. Gerade zur Zeit, wenn die Vögel brüten, pflegen die Hirten bei frischem Winde die Steppe anzuzünden, um das vorjährige trockne Stroh zu entfernen. Ein solcher Steppenbrand scheucht alle Thiere in die feuchten Niederungen, zerstört sehr viele schädliche, aber auch eine Masse von Nestern der verschiedenen Erdbrüter. Der Steppenbewohner sammelt ohne Rücksicht alle Nandueier, deren er habhaft werden kann. Ein solches Ei wird fünfzehn Hühnereiern gleichgeschätzt und von den Eingebornen sehr gern gegessen. Man öffnet die Spitze, gießt das Weiße, welches einen groben Geschmack besitzt, ab, thut etwas Fett, Pfeffer und Salz ins Innere und kocht den Dotter dann in der eignen Schale unter beständigem Umrühren. Um ein Ei im Wasser hart zu sieden, wie die Europäer gewöhnlich thun, bedarf es vierzig Minuten Zeit. Uebrigens ist das Ei zu allen Küchenzwecken dienlich. Das Wildpret ist grob wie Pferdefleisch, hat auch die Färbung des letzteren, wird aber doch von Indianern gegessen, während die Europäer nur die wohlschmeckenden Jungen genießen. Die Federn dienen zu Staubwedeln, die besten und längsten aber zum Schmuck.

Die Jagd wird auf verschiedene Weise ausgeübt. Indianer und Gauchos verfolgen den Nandu zu Pferde und erlegen ihn mit Wurfkugeln oder hetzen ihn durch Hunde, weniger der zu erlangenden Beute selbst wegen, als vielmehr, um die Schnelligkeit und Ausdauer ihrer herrlichen Pferde und die eigene Geschicklichkeit in Handhabung ihrer Wurfkugeln zu erproben.

In Südamerika sieht man allerorten Nandus, welche jung eingefangen und zu halben Hausthieren wurden, frei umherlaufen. Sie gewöhnen sich so an die Oertlichkeit, auf welcher sie groß wurden, daß sie gegen Abend stets zurückkehren. Mit dem zahlreichen Federvieh des Hofes lebten sie im friedlichsten Einvernehmen; oft lagen sie auch mitten unter den Hunden, um sich zu sonnen, und ebenso ließen sie sich von einem zahmen Papagei geduldig das Gefieder krauen. Auch sie hatten die Sucht, glänzende Sachen zu verschleppen oder zu verschlucken; sie versteckten aber nie Etwas, sondern ließen Alles fallen, welches ihre Theilnahme nicht mehr besaß. In Südamerika legen die Gefangenen regelmäßig Eier; zum Nestbau kommt es hier aber nicht, weil man ihnen die Eier sofort nach dem Legen wegnimmt, um sie zu benutzen.

Der Emu (*Dromaeus Novae-Hollandiae;* Emeu, New Holland Cassowary) bewohnt Neuholland. Er steht dem afrikanischen Strauß an Größe und Stärke wenig nach, erreicht aber nicht die Schnelligkeit desselben. Die Kolonisten hetzen ihn mit abgerichteten Hunden, die Eingeborenen verfolgen ihn laufend und werfen mit der Schleuder nach ihm. Das Fleisch der jungen Thiere gilt als wohlschmeckend. Die schönen dunkelgrünen, warzig gekörnelten Eier faßt man in Gold und Silber und benutzt sie als Trinkgefäße, Vasen und dergleichen.

Der Kasuar (*Casuarius;* Cassowary), der kleinste unter den Straußen, bewohnt den indischen Archipel. Der schwarze Vogel trägt auf der nackten Stirn einen gelblichen Knochenhelm; der ebenfalls nackte Hals glänzt lebhaft blau und roth; der übrige Körper scheint mit einer Pferdemähne bedeckt, da die haarartigen Federn lose und fast fahnenlos herabhängen. —

Die Sumpfvögel.

Grallatores; engl. Waders.

Die Ordnung der Sumpfvögel sondert sich ziemlich scharf von den übrigen Vögeln ab. Schon die ungewöhnliche Länge der hoch über die Ferse hinauf nackten Füße machen ihn als Watvogel bald kenntlich. Die Zehen sind bei vielen an der Wurzel mit kurzen Spannhäuten, bei einigen mit Schwimmlappen, bei anderen mit einer vollen Schwimmhaut versehen. Sie wohnen an den Ufern der Gewässer und in Sümpfen, aus denen sie Würmer, Insekten, Fische und Amphibien hervorwühlen und mit dem meist weitvorstehenden, dünnen und scharfen Schnabel erfassen. Sie sind ernst und melancholisch, wie der öde Teich und Sumpf, an dem sie leben. Ihre Bewegungen haben etwas Starrgemessenes, Pedantisch-Feierliches. Zum Fluge erheben sie sich nur nach einem schwerfälligen Anlauf.

Wir unterscheiden die folgenden Familien: Die Kraniche (*Gruidae;* Crane Family) die Reiher (*Ardeidae;* Heron Family), die Ibisse (*Tantalidae;* Ibis Family), die Regenpfeifer (*Charadridae;* Plover Family), die Steinwälzer (*Haematopodidae;* Turnstone Family), die Säbler (*Recurvirostridae*; Avoset Family), die Schnepfenvögel (*Scolopacidae;* Snipe Family), die Rallen (*Rallidae;* Rail Family).

Die **Kraniche** (*Gruidae;* Crane Family). Die Kraniche sind große Vögel mit stellenweise kahlem Kopfe. Die sehr langen

Füße tragen drei starke Vorderzehen mit kurzer Spannhaut und eine kleine hochgestellte Hinterzehe. Nordamerika beherbergt zwei Arten.

Der weiße Kranich (*Grus americanus;* White oder Whooping Crane) bewohnt das gemäßigte Nordamerika und ist in den südlichen und Golfstaaten häufig. Der stattliche Vogel wird 50 Zoll lang, die Flügel messen 2 Fuß. Das Gefieder des alten Vogels ist reinweiß mit schwarzen Handschwingen. Der nackte Kopf ist purpurfarben. Das Jugendkleid ist grau.

Stattlich erscheint der Kranich, wenn er hoch aufgerichtet und gravitätisch über den sumpfigen Boden dahinschreitet oder gelegentlich nach einem Anlauf anscheinend schwerfällig auffliegt, dicht über den Boden wegschießt, und sich dann wieder niederläßt. Sein langer, kräftiger Schnabel dringt durch den Schlamm bis an die Wurzel der Wasserpflanzen, wo er allerlei Wassergethier aufnimmt. Wenn er so den Schnabel tief im Schlamm vergraben hat, gelingt es dem Jäger am leichtesten, sich an den sonst so scheuen Vogel heranzuschleichen. Der verwundete Vogel ist ein nicht zu verachtender Gegner, dessen scharfer Schnabel schwere Wunden verursachen kann. — Seine riesigen, schön geordneten Wanderzüge sind bekannt. In gegabelter Linie, im scharfen Keil den Luftstrom theilend, schwimmen sie durch das Blau des Himmels. Bis zu 5000 Fuß erheben sich die Kraniche, die „fern hin nach des Südens Wärme im traulichen Geschwader zieh'n". Oft sind sie kaum sichtbar, wenn auch ihr Ruf noch schmetternd herabklingt. Wo ein Zug rastet, wird eiligst ein Posten aufgestellt, der bei irgend einem Scheine der Gefahr sein warnendes Geschrei erhebt. Die Fabel sagt, daß dieser Hüter, um nicht in Schlaf zu verfallen, einen Stein in den Zehen des aufgehobenen Fußes halte, der niederfallend den ermüdeten Vogel sogleich wieder ermuntere. Alexander der Große, erzählt Ammianus Marcellinus, hätte dies nachgeahmt, wenn er wachbleiben wollte, indem er eine silberne Kugel in die Hand nahm, die, wenn sie ihm entfiel, auf ein Kupfergefäß schlug. — Die Japanesen müssen den Kranich sonderlich ehren, da sie mit seinem Bilde die Wände ihrer Tempel und Häuser, wie auch ihre Eß- und Trinkgeschirre verzieren. Die Griechen zollten dem Kranich gleichfalls Verehrung, während die nüchternen Römer ihn verspeisten.

Der Kranich läßt sich zähmen. Masius erzählt von einem, der auf einem Edelhof lebte und über sämmtliche Thiere desselben eine anerkannte Hegemonie ausübte, allen Streit schlichtete, nach Umständen bestrafte, die Heerden begleitete und sich vor die angespannten

Pferde stellte, bis Diener hinzukamen. Eine besondere Achtung empfand er für einen Ochsen, den er deshalb im Stall und in der Weide besuchte, mit dem er fraß und schlief, dem er die Fliegen wehrte und mit Tänzen und allerlei wundersamen Gebärden hofirte. Bettler wies er oft aus dem Hofe; kam dagegen der Schornsteinfeger, so war das Fürchten an ihm, und er entfloh.

Ihr Nest errichten die Kraniche auf Erhöhungen, die aus dem Teich hervorragen, zwischen langem Sumpfgras. Sie legen zwei blaßblaue, braungesprenkelte Eier.

Der braune Kranich (*Grus canadensis;* Brown oder Sandhill Crane) erreicht nicht ganz die Größe des vorigen. Er trägt ein blaugraues, wie weiß werdendes Gefieder und einen kahlen Kopf. Das Jugendkleid ist rostbräunlich. Er bewohnt das gemäßigte Nordamerika, ist selten im Osten, aber sehr häufig im Süden und Westen.

Wilson und auch noch Audubon hielten den braunen Kranich, weil sie ihn unter den anderen sehen, für den jungen weißen Kranich; er ist aber eine besondere Art. Man sieht den braunen Kranich häufig auf den südlichen Plantagen, fleißig nach süßen Kartoffeln und anderen Früchten grabend. —

Die **Reiher** (*Ardeidae;* Heron Family). Die Reiher gehören zu den schlankesten Vögelgestalten. Ihr Schnabel ist hart, lang, beweglich, scharf zugespitzt. „Am Ufer der Meere und Ströme," schreibt Masius, „an Seen, Teichen und Mooren, überall wo das Element, auf das er angewiesen, Beute verspricht, findet er sich ein. In irgend einer einsamen Bucht ist seine Stelle. Blöcke und Schilf ragen aus dem seichten Wasser, schnelle Möven schießen darüber hin, buntschillernde Enten und muntere Steinwälzer treiben ihr Wesen; er aber steht allein, stumm und still in den stillen, stummen Spiegel schauend, ein Symbol der Oede. In der That, wer ihn so gesehen, den großen Vogel, den Hals tief eingezogen und unbeweglich auf einem Fuße stehend, der mochte wohl einen jener sonderbaren Monolithen zu erblicken meinen oder glauben, die Gestalt sei im Schlafe erstarrt. Aber man trete näher. Man beachte das gelbe Katzenauge, das einzige Bewegliche an dem unbeweglichen Steinbilde, dieses listig funkelnde Auge, das Alles wahrnimmt, gleichviel ob nah, ob fern, und man erkennt sogleich: die Figur ist nichts weniger als ein beschaulicher Träumer. Es ist ein lauernder Jäger, ein schweigsamer Fischer, der mit zäher Geduld die kriechende und schwimmende Brut zu seinen Füßen berückt. Was sein Auge erspäht, das faßt auch der harpunengleich hervor-

schnellende Schnabel. Ist die Jagd doch einmal ungünstig, oder deckt etwa die weichende Flut ein reichlicheres müheloses Mahl auf, dann wandert er wohl mit langen, bedachten Schritten zwischen den Tümpeln und Klippen nach Fischen, Krebsen u. dgl. umher. Aber beim ersten ungewohnten Laut, beim ersten verdächtigen Anblick richtet er sich auf. Er stößt sein hartes Gekreisch aus, schlägt mit schwerfälligem Flügel die Luft, bis er zur Höhe gelangt, leicht und langsam-stolzen Schwunges der Ferne zustrebt. Der Fischreiher führt kein nächtliches Leben, wie andere seines Geschlechts. Er ist vielmehr ein echter Tagvogel und sucht Abends den Gipfel eines Baumes oder Felsens, um dort zu ruhen. Dort baut er auch sein Nest, ein mit Gras nothdürftig ausgefülltes Reisiglager. Wo die Einsamkeit weitgedehnter Sümpfe und Marschen ihn vor Verfolgung schützen, siedelt er sich gesellig an, oft 20 bis 100 Nester beisammen. Diese „Reiherstände", welche jetzt zur Seltenheit geworden sind, hegte das Mittelalter mit eifriger Vorliebe. Denn ihm war der Reiher der feudale Vogel, das königliche Wild, das nur mit dem königlichen Falken gejagt wurde. Noch jetzt wird in Hindostan die „Beize" mit Leidenschaft betrieben, und allerdings mag kaum irgend eine Hetze dem Schauspiel der Lüfte gleichkommen, welches die Reiherjagd in hundert Wechselgestalten bietet: sei es, daß der verfolgte Vogel in gewaltiger Linie hinstreicht, die Feinde weit hinter sich lassend, sei es, daß er, ein glänzender Pfeil, himmelan steigt, hoch über jene hinweg, oder daß er endlich den verzweifelten Kampf gegen die Uebermacht versucht. Die Gewandtheit, die Kraft, welche er in solchen Augenblicken aufbietet, sind bewunderungswürdig. Oft sieht man ihn gleich einem Windmühlenrade in der Luft sich drehen und mit der Wucht seiner Schläge die andrängenden Feinde zurückscheuchen. Dann stehen wohl, wie von unsichtbaren Banden gehalten, die Vögel minutenlang still, mitten unter ihnen der Reiher, die Flügel ausgebreitet wie Schwerter. Nach kurzer Rast neues Emporsteigen, neues Andringen, immer höher, bis in's unermeßliche Blau. Kein Auge wäre scharf genug ihre Spur zu verfolgen. Aber den tapferen Kämpfer errettet weder List noch Muth. Ueber, neben, unter ihm schweben die Falken, und während er den schlanken Hals auf den Rücken legt und den Schnabel wie einen Spieß emporkehrt, jeden Stoß nach oben abzuwehren, hacken die mörderischen Fänge von unten in den Leib, und im wilden Knäuel stürzen endlich Sieger und Besiegter zu Boden. Und doch galt der Reiher im Mittelalter als feig; er fürchte seinen eigenen Schatten, hieß es." —

Der große blaue Fischreiher (*Ardea herodias;* Great Blue Heron, Blue Crane) ist ein stattlicher Vogel von etwa 4 Fuß Länge. Der starke spitzige Schnabel mißt 5½ Zoll. Das Weibchen



Der große blaue Fischreiher; Great Blue Heron.

ist bedeutend kleiner. Das Obergefieder ist graublau, der Kopf ist schwarz mit weißem Stirnfleck; die Unterseite ist schwarz mit weißen Streifen. Er bewohnt das ganze gemäßigte Nordamerika und ist überall da häufig, wo Sumpfwasser ihm passende Nahrung bietet.

Das sumpfreiche nördliche Indiana beherbergt sie in großer Anzahl. Man findet hier noch „Reiherstände" in fast unzugänglichen Sümpfen. Das Exemplar, welches ich besitze, zeigt eine Eigenthümlichkeit, welche man schon häufig beobachtet hat; es ist nämlich das eine Bein kräftiger als das andere; man nimmt an, daß dieser Umstand sich durch die Gewohnheit der Reiher erklärt, stundenlang auf einem Bein zu stehen, wodurch gerade dieses erstarkt.

Scheu und argwöhnisch wie der Vogel ist, befindet er sich immer auf der Wacht. Gesicht und Ohr sind scharf, und läßt er sich denn nur unter den günstigsten Umständen beschleichen.—Ihr unersättlicher Appetit macht sie ungesellig, und nur zur Paarungszeit sieht man sie bei einander. Die Männchen gehen wie Duellanten wüthend mit dem Schnabel aufeinander los, bis sich die Paare gefunden und dem Nistplatze zugewendet haben. Das Nest steht auf einem Baum, oft sehr niedrig, zuweilen aber auch sehr hoch. Es ist ein großer und flacher, aus trocknen Zweigen zusammengesetzter Bau. Das Gelege besteht aus drei blaß blauweißen ungefleckten Eiern. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd; die junge Brut wird überreichlich mit Fischen und anderen Wasserthieren versorgt. Wenn sie das Nest verlassen haben und also der Fürsorge der Alten entrückt sind, müssen sie wohl oder übel selbst auf den Fischfang ausgehen, was anfänglich mit nur geringem Erfolge zu geschehen pflegt, denn die Jungen magern nun ersichtlich ab. Später aber werden sie Fischer par excellence. Sie stellen aber auch den Fröschen, Eidechsen, Schlangen, den kleinen Vögeln und den Mäusen emsig nach. Die spitze Schnabellanze trifft das Opfer mit tödtlicher Sicherheit.

Der verwundete Fischreiher richtet sich zur Vertheidigung auf und ist um so mehr zu fürchten, als er seine kräftigen Schnabelhiebe nach den Augen richtet. Aehnlich dem weißköpfigen Adler jagt auch unser Fischreiher dem Flußadler zuweilen seine Beute ab.

Der große Schneereiher (*Ardea egretta;* Great White Egret, White Heron) wird 40 Zoll lang. Das Gefieder dieses Prachtvogels ist glänzend weiß; Schnabel, Augen und Wangenhäute sind gelb. Er bewohnt die Südstaaten und Californien; im Sommer erreicht er die Mittelstaaten. Im August erreicht er das nördliche Indiana, zeigt sich ziemlich häufig und kehrt nach wenigen Wochen nach dem Süden zurück.



1. Wiesenregenpfeifer (Kildeer).
2. Goldregenpfeifer (Golden Plover).
3. Grünschenkel (Yellow-legs).

Der kleine Schneereiher (*Ardea candidissima;* Little White Egret, Snowy Heron) wird nur 24 Zoll lang, gleicht aber sonst ganz dem vorigen, dessen Verbreitungskreis er auch theilt.

Der grüne Fischreiher (*Ardea virescens;* Green Heron, Fly-up-the Creek, siehe Tafel XII, 1) ist ein häufiger Vogel in allen Staaten und Territorien. Er wird nur 18 Zoll lang. Die Oberseite ist glänzend dunkelgrün, die Unterseite braun. Im Winter finden wir ihn in unseren Südstaaten.

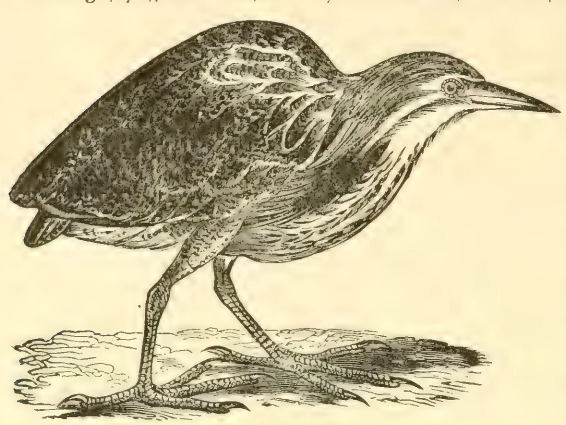
Stehende oder doch langsam fließende Gewässer sind der Lieblingsaufenthalt unserer grünen Reiher. Sie sind nicht scheu und zeigen sich darum auch in der Nähe unserer Wohnungen. Ihr kunstlos aus Reisern zusammengefügtes flaches Nest steht auf Strauchwerk und Bäumen. Das Gelege besteht aus 3 oder 4 seegrünen Eiern. Die Jungen bleiben im Nest, bis sie flügge sind.

Der Nachtreiher (*Nyctiardea naevia;* Night Heron, Quabird, Squawk) wird 25 Zoll lang. Die Oberkopfseite und die Mitte des Rückens sind dunkelstahlgrün, Flügel und Schwanz sind aschblau, Stirn und Nackenfedern und die Untertheile sind weiß. Der Hinterkopf trägt lange Nackenfedern. Das Weibchen ist grau und ohne Holle. Er bewohnt die Vereinigten Staaten und sucht im Winter den Süden auf.

Er liebt wie seine Sippe Sumpfland und brütet auf niedrigen Büschen, aber auch auf hohen Bäumen. Die Jungen halten sich noch einige Wochen im Nest auf und machen nur gelegentliche Turnübungen am Baumstamm und an den Aesten. Da diese Vögel in Gesellschaft brüten, so verursacht ihr Mist und die faulenden Reste der Fische und anderer Wasserthiere einen unerträglichen Gestank. Krähen, Habichte und Geier verfolgen übrigens die junge Brut bei Tag, die Waschbären bei Nacht. Das Fleisch der jungen Vögel ist gut und saftig, hat aber einen schwachen Beigeschmack nach Fisch. — Ihre Wanderzüge nehmen sie nur Nachts vor. Dabei lassen sie heisere Laute hören, die wie „Kwah" klingen. Man sieht sie nicht wie die anderen Reiher still nach Nahrung auslugen, sondern sie sind lebendige, bewegliche Thiere. —

Die Rohrdommel (*Botaurus mugitans;* Bittern, Stake-Driver, Indian Hen, Bog-bull) bewohnt ganz Nordamerika und ist ein häufiger Vogel. Sie wird 23 bis 28 Zoll lang. Das Gefieder ist bräunlichgelb mit dunkelbraunen und braunrothen Schichten. Sumpfige Gegenden und dichte Rohrstrecken sind der Aufenthalt der

Rohrdommel. Sie ist ein rechter Sonderling. Der Leib vorn etwas aufgerichtet, den langen Hals eingezogen oder auch kerzengrad, wie ein Grenadier, den Schnabel nach oben gestreckt, kann sie stundenlang auf einem Beine stehen. Sie sieht dann eher einem alten zugespitzten Pfahl oder einem abgestorbenen Schilfbüschel als einem Vogel ähnlich. Geht sie, so stellt sie langsam und bedächtig Fuß vor Fuß. Angefaßt oder angeschossen bläst sie wüthend das Gefieder auf und sträubt die Hinterhauptsfedern. In die Enge getrieben, richtet sie ihre Schnabelhiebe mit großem Geschick auch gegen den Menschen.



Die Rohrdommel; Bittern.

Während der Paarungszeit läßt das Männchen ein Gebrüll hören, das eher einem reißenden Thiere als einem Vogel zuzutrauen wäre. Wie dieser Laut erzeugt wird, hat zuerst der vor etwa 25 Jahren gestorbene, anhaltinische Förster Naumann, einer der größten Vogelkundigen, und nach ihm der polnische Graf Wodzicki in Krakau, ein großer Vogelfreund, der sich Nachts nahe an ein Rohrdommelpaar heranschlich, aus eigener Anschauung festgestellt. Das Geschrei ist ein Balzruf, den das Männchen vor dem Weibchen macht und wird hervorgebracht, indem der Vogel den Kehlsack mit Wasser füllt, dasselbe rückwärts fließen läßt, nun den Schnabel tief in's Wasser hält und losbrüllt. Das Geplätscher, als schlage Jemand mit einem Rohrstengel auf das Wasser, bringt das Männchen mit dem Schnabel hervor.

Die Zwergrohrdommel (*Ardetta exilis*; Least Bittern) wird nur 14 Zoll lang. Das Gefieder der Oberseite ist schwarzgrünlich schillernd, auf der Unterseite bräunlichgelb. Nacken und Schultern sind kastanienbraun. Ein nicht sehr häufiger Vogel unserer Staaten.

Die **Ibisse** (*Tantalidae;* Ibis Family). Die Ibisse sind storchähnliche Vögel mit kleinem Körper, mehr oder minder nacktem Kopfe, sehr kurzem Schwanz und großen gerundeten Flügeln.

Der W a l d i b i s (*Tantalus loculator;* Wood Ibis) bewohnt unsere Südstaaten. Er wird etwa 4 Fuß lang. Die Grundfarbe des Gefieders ist weiß, doch sind die Handschwingen und der Schwanz schwarz. Die Waldibisse nähren sich ausschließlich von Fischen, die sie auf eine originelle Weise fangen. Sie suchen ein seichtes, sumpfiges und fischreiches Wasser auf und laufen und treten in diesem herum, bis das Wasser durch den aufgerüttelten Schmutz so trüb wird, daß die Fische, Eidechsen und Frösche an die Oberfläche, und dadurch aus dem Regen in die Traufe kommen; denn hier erreicht sie der scharfe Schnabel der Ibisse, die sich vollfressen und dann dem nächsten Ufer zueilen, um hier in dicht gedrängten Reihen, die Brust der Sonne zugekehrt, dem Geschäft der Verdauung obzuliegen. Sie sorgen dann auch—was manchen Menschen gleichfalls anzurathen wäre — für die der Verdauung dienliche Bewegung; denn sie fliegen hoch auf, ziehen weite Kreise, und schießen auf und ab durch die Luft, bis erneuter Appetit sie wieder zu einem Teich oder Sumpf hinabtreibt. —



Der Waldibis; Wood Ibis.

Der S c h a r l a c h i b i s (*Ibis rubra;* Red Ibis, Scarlet Ibis) trägt ein prächtig lebhaft scharlachrothes Gefieder; der w e i ß e I b i s (*Ibis alba;* White Ibis, White Curlew) ist schneeig weiß. Der erste bewohnt Mittelamerika und den Nordrand von Südamerika. Der andere erreicht auch unsere Südstaaten. Auf eine ganz sonderbare Weise weiß sich der weiße Ibis seine Nahrung zu verschaffen. Der Landkrebs gräbt bekanntlich Erdlöcher, die bei trockenem Boden oft 3 bis 4 Fuß tief sind. Um nun den Krebs aus dieser Behausung auf die Oberfläche zu locken, läßt der Ibis einen kleinen Erdkloß in das Loch fallen. Der davon getroffene Krebs sucht das lästige Stück wieder nach oben zu schaffen. In dem Augenblick aber, da er mit seiner Last an der Oeffnung erscheint, hat ihn auch der vorsichtig einen Schritt zurückgetretene Ibis mit dem Schnabel erfaßt.

Der Glanzibis (*Ibis ordii;* Glossy Ibis) bewohnt die Vereinigten Staaten. Er ist selten, schön kastanienbraun und purpurglänzend.

Der heilige Ibis (*Threskiornis religiosa;* Ibis of Egypt) Aegyptens wurde von den alten Aegyptern heilig gehalten. Wie des Menschen Leichnam wurde der des Vogels einbalsamirt und einer Pyramide anvertraut, wo man noch heute Tausende von Ibismumien findet. —

Der Storch (*Ciconia alba*; White Stork) bewohnt zwar Amerika nicht, ist aber dennoch vollberechtigt zu einem Platze in diesem Buche. Er ist ein langbeiniger, 3¾ Fuß langer Gesell, vielgenannt im Volksliede und in der Fabel. Er bewohnt Europa, gilt als ein Hausfreund, dessen Ankunft der Landmann mit Freuden begrüßt. Man ladet ihn durch ein Wagenrad, welches man auf dem Dache befestigt, zum Nisten ein, und der einmal begründete Horst wird alle Jahre wieder von ihm benutzt. Brehm schreibt:

„Wenn man besonderes Glück hat, kann man die Ankunft des geliebten Dachgastes beobachten und sehen, daß sich das Paar, welches im vorigen Jahre im Gehöft nistete, plötzlich aus ungemessener Höhe in Schraubenlinien herabläßt auf den Dachfirst und nun vom ersten Augenblick an so heimisch thut, als wäre es nie verreist gewesen. Sofort nach der Ankunft beginnt das gewöhnliche Treiben. Er fliegt vom Neste, welches wirklich zu seinem Hause wird, weg, auf Feld und Wiesen, nach Sümpfen und Morästen hinaus, um seiner Jagd obzuliegen, kehrt in den Mittagsstunden gewöhnlich wieder zurück, macht Nachmittags einen zweiten Ausflug, kommt vor Sonnenuntergang nach Hause, klappert und schickt sich schließlich zum Schlafen an. So treibt er es ein und alle Tage, bis die Fortpflanzungszeit herankommt und nunmehr die Sorge um die Brut eine gewisse Abweichung von der gewohnten Lebensweise nöthig macht.

Mitte oder Ende Aprils legt die Störchin das erste Ei, und wenn sie zu den älteren gehört, im Verlauf von wenigen Tagen die drei oder vier anderen hinterher. Ihre Gestalt ist eine rein eiförmige, die Schale fein, glatt, die Farbe weiß, zuweilen etwas ins Grünliche oder Gelbliche spielend. Nur die Störchin brütet, aber höchst eifrig, achtundzwanzig und einunddreißig Tage lang, wird währenddem vom Storche gefüttert, bewacht und geschützt und geht deshalb selten vom Neste. Sind die Jungen ausgeschlüpft, so verdoppelt sich die Sorge der

Eltern um die Brut, und niemals entfernen sich beide zu gleicher Zeit von den Jungen. Anfänglich erhalten diese hauptsächlich Gewürm der verschiedensten Art und Kerbthiere, Regenwürmer, Egel, Larven, Käfer, Heuschrecken und dergleichen, später kräftigere Kost. Sie werden von den Eltern im eigentlichen Sinne des Wortes geäzt, auch getränkt, da diese ihnen das nöthige Wasser ebenfalls im Kehlsacke zuschleppen; später jedoch begnügen sich die Alten damit, den Jungen die Nahrung vorzuwürgen. Das Familienleben gewährt jederzeit ein unterhaltendes, nicht immer aber auch ein angenehmes Schauspiel. Anfangs geht die Sache; später aber verursacht die Storchfamilie Unannehmlichkeiten mancherlei Art. Nicht blos das Dach wird abscheulich beschmuzt, sondern auch eine Masse von Nahrungsstoffen herabgeschleudert, so daß sie unten verfault und Gestank verbreitet. Gar nicht selten geschieht es auch zum Entsetzen der Hausfrau, daß der alte Storch mit einigen frisch gefangenen, noch halb lebenden Blindschleichen, Nattern und anderem Ekel oder Furcht einflößenden Ungeziefer ankommt und seine Jungen damit äzen will, einige von den Schlangen aber verliert und diese nun über das Dach in den Hof herabrollen läßt. Doch ist das Vergnügen an der Familie größer als aller Aerger, den sie verursacht. Die Jungen sitzen in den ersten Tagen ihres Lebens auf den Fersen, stellen sich später im Neste auf, werden auch von erfahrenen Eltern gegen das Herabfallen, durch Anbringung neuer Stäbe und Reiser noch besonders geschützt, lernen bald die Gegend kennen und beweisen, daß ihr Auge von Anfang an vortrefflich ist; denn sie erspähen den mit Futter beladenen Alten, welcher herbeikommt, schon aus großer Ferne und begrüßen ihn zuerst durch Geberden, später durch Schnabelgeklapper, so ungeschickt dasselbe anfänglich auch sein mag. Ihr Wachsthum währt mindestens zwei volle Monate. Gegen das Ende dieser Zeit hin beginnen sie ihre Schwingen zu proben, stellen sich auf den Nestrand, schlagen mit den Flügeln und unternehmen endlich das Wagstück, vom Neste aus bis auf den First des Daches zu fliegen. Den Alten gewährt solche Unternehmungslust der Kinder die größte Freude; sie beginnen nun flugs die nothwendige Lehre, machen ihnen alle Bewegungen des Fluges vor und locken sie endlich auch vom Neste weg; die Jungen sehen, daß die Kunst ihrer Eltern auch ihnen glückt, lernen schon nach den ersten Ausflügen auf ihre Fittige vertrauen und unternehmen nun tagtäglich mit den Alten einen Spazierflug über das Dorf hinaus, kehren aber anfänglich noch jeden Abend zum Neste zurück, um hier die Nacht zu verbringen. Doch verliert sich diese

Anhänglichkeit an die Wiege immer mehr, denn die Zeit naht nun heran, in welcher Alt und Jung zur Wanderung aufbricht.

Zu diesem Ende versammeln sich alle Storchfamilien einer Gegend auf bestimmten Plätzen, gewöhnlich weichen, sumpfigen Wiesen; die Anzahl der Zusammenkommenden mehrt sich von Tag zu Tag; die Versammlungen währen immer länger. Um Jakobi, also Ende Juli, wird Musterung gehalten; dabei soll es vorgekommen sein, daß die zur Reise Unfähigen von den anderen getödtet wurden. Nach diesem sogenannten Storchgericht bricht endlich das ganze Heer zur Reise auf, hebt sich, nachdem es vorher noch lebhaft geklappert, in die Höhe, kreist noch einige Zeit lang über der geliebten Heimath und zieht nun in südwestlicher Richtung rasch seines Weges dahin, wahrscheinlich unterwegs noch andere aufnehmend, und sich so mehr und mehr verstärkend."

Die **Regenpfeifer** (*Charadridae;* Plover Family). Die Regenpfeifer verdanken ihren populären Namen dem Umstande, daß sie bei gewitterschwerer Luft und bei eintretendem Regen ihre pfeifende Stimme oft hören lassen und eine größere Unruhe verrathen als sonst. Es sind etwas dickköpfige, kurzhalsige, nicht sehr hochbeinige Vögel mit mäßig langem Schnabel und ziemlich großen, schmalen und spitzen Flügeln. Die Geschlechter sind ähnlich gefärbt, doch zeigt sich bei ihnen ein bedeutender Unterschied im Sommer- und Winterkleid. Sie bewohnen die Ufer der Gewässer, Sümpfe und Moore und wandern im Herbst nach wärmeren Gegenden. Es sind unruhige, bewegliche Vögel, hurtige Läufer, leichte und schnelle Flieger.

Wir nennen zuerst den über den Norden von Amerika, Asien und Europa verbreiteten bekannten Goldregenpfeifer (*Charadrius virginicus;* Golden Plover, Frost Bird, siehe Tafel XIII, 2). Das Frühjahrskleid dieses 11 Zoll langen, schönen Vogels ist oben schwarz mit goldgelben Flecken, unten schwarz mit braunem Schimmer.

Der Goldregenpfeifer ist ein gewandter Läufer. Wenn er sich beobachtet sieht, läuft er eine Strecke weit fort, hält dann plötzlich inne, nickt ein- oder zweimal und hockt sich dann nieder. Seine Nahrung besteht in Insekten und Würmern, nebenbei auch in Beeren. Er nistet auf ganz trockenem Boden in einer kleinen Vertiefung, worin man vier blaß olivengelbe, violettgrau gefleckte Eier findet.

Der Kibitzregenpfeifer (*Squatarola helvetica;* Black-bellied Plover, Beetle-headed Plover, Whistling Field Plover, Bull-head, Ox-eye) ist über die ganze Erde verbreitet. Er wird 11 bis 12 Zoll lang. Das Kennzeichen dieser Art sind die unter der

Achsel kohlschwarzen unteren Flügeldecken. Das Herbstkleid ist oben matt braunschwarz, blaß röthlichgrüngelb gefleckt, das Unterkleid ist weiß. Das Frühlingskleid ist weitaus schöner. Der Oberkopf ist weiß, der übrige Oberkörper schwarz und weißgefleckt; die Unterseite ist tief schwarz. Das Jugendkleid gleicht dem Herbstkleid.

Anfangs April zeigt sich dieser schöne Vogel in kleinen Schwärmen an unserer Südküste. Tags über suchen sie am Strande geschäftig nach Nahrung. Nachts ziehen sie weiter nördlich, wo sie während des Sommers brüten. Das Nest ist aus dürren Blättern zusammengestoppelt und enthält 4 Eier mit gelblichgrauer Grundfarbe und lichtbraunen Flecken und Zügen. Nur während der Brutzeit kann man sich dem sonst so scheuen und ängstlichen Vogel nähern. Die Seeküste ist ihr bevorzugter Aufenthalt.

Der Wiesenregenpfeifer (*Aegialitis vociferus;* Killdeer Plover, siehe Tafel XIII, 1) wird 9 bis 10 Zoll lang. Die Oberseite ist orangebraun, die Unterseite lichter. Breite schwarze Streifen laufen über die Brust. Er ist, sonderlich auf den Prairien unserer Weststaaten, ein häufiger Gast. Seinen englischen Namen verdankt er seinem Ruf, der wie "Killdee, killdee, dee, dee, dee" klingt. Sein geschwinder Lauf ist in manchen Gegenden sprichwörtlich geworden (to run like a Killdee). Nehrling schreibt mir über ihn:

„Der Wiesenregenpfeifer kommt in Wisconsin und Illinois sehr häufig vor. Er ist daher ein sehr bekannter Vogel. Es ist kaum ein Platz zu finden, wo man ihn nicht antrifft. Die Wiese sowohl wie das Feld, Berg und Thal, sumpfige und trockene Gegenden, sie alle sind ihm recht und scheinen ihm das zum Lebensunterhalt Nöthige zu bieten. Jedoch zieht er sumpfige, wasserreiche Gegenden allen anderen vor. Im Walde scheint er nicht vorzukommen. Am häufigsten beobachtet man ihn in Viehweiden, wo er beständig sehr schnell umher läuft. Schnecken, allerlei Würmer, Grashüpfer und andere Insekten und auch wohl kleine Frösche bilden vornehmlich seine Nahrung. Durch sein eigenthümliches, lautes, nichts weniger als angenehmes Geschrei macht er sich da, wo er vorkommt, bald bemerkbar. Diese auffallenden Laute könnte man etwa mit den Silben „Ditüht, ditüht" wiedergeben. Wenn sich mehrere Pärchen dieser Regenpfeifer dicht nebeneinander angesiedelt haben, was oft vorkommt, so wirkt das von den rastlos herumlaufenden und herumfliegenden Vögeln hervorgebrachte Geschrei wirklich betäubend. Die Brutzeit fällt in den Monat Juni. Das

Nest wird sehr versteckt auf dem Boden gebaut. Zur Anlage desselben bevorzugt er Wiesen und Viehweiden, in denen es dicht nebeneinander Tausende kleiner Erderhöhungen giebt. An solchen Orten ist es dann kaum möglich, anders als durch Zufall ein Nest dieses Vogels zu finden. An der Seite einer solchen Erderhöhung kratzt er eine Vertiefung in den Boden, belegt diese gar nicht oder doch nur kunstlos mit einigen Halmen und legt in dieselbe seine 4, wohl auch 5 Eier, welche auf gelblichbraunem Grunde mit einer Menge kleiner und großer dunkelbrauner bis schwarzer unregelmäßiger Flecken gekennzeichnet sind. Die Eier sind etwa so groß wie Taubeneier, laufen aber sehr spitz zu. Ist es schon sehr schwer ein so versteckt angelegtes Nest zu finden, so wird das Suchen eines solchen durch die List und Schlauheit dieses Vogels fast zur Unmöglichkeit. Stets wachsam, giebt einer des Paares, sobald man sich dem Brutreviere nähert, sein Warnungszeichen. Nicht nur die Regenpfeifer, sondern überhaupt alle in demselben Reviere brütenden Vögel kennen diesen Warnungsruf genau und verlassen sofort ihre Nester. Mit unaufhörlichem Geschrei umschweben und verfolgen die Regenpfeifer den Beobachter oft auf weite Strecken. Haben sie ihn weit genug von ihrem Neste gelockt, so kehren sie nach und nach wieder zu diesem zurück. Ebenso schlau wissen sie den Jäger zu hintergehen, da sie sich fast immer außer Schußweite halten. Der Flug des Wiesenregenpfeifers zeichnet sich durch Leichtigkeit, Anmuth und Schnelligkeit aus. Die Flügel sind lang und spitz und befähigen ihn daher auch, gewandt und ausdauernd zu fliegen. Er ist ein Wandervogel, der uns im Herbst verläßt und etwa Anfangs April wiederkehrt."

Der Ringregenpfeifer (*Aegialitis semipalmatus;* Ring Plover, Semipalmated Plover, ist oben olivenaschgrau, unten weiß gefärbt, mit breiten schwarzen Bruststreifen. Er ist sonderlich durch halbe Schwimmhaut gekennzeichnet. Er bewohnt Nordamerika.

Der Singregenpfeifer (*Aegialites melodus;* Piping Plover, Ringneck) ist oben blaß aschbraun, unten weiß. Die schwarzen Bruststreifen sind undeutlich. Er erreicht eine Länge von 6¾ Zoll.

Die **Steinwälzer** (*Haematopodidae;* Turnstone Family). Die Glieder dieser Familie ähneln in ihrer Leibesgestalt den Regenpfeifern, allein ihre Augen sind viel kleiner, der Schnabel ist von den Seiten her zusammengedrückt und ist ihnen vornehmlich ein Werkzeug, um kleine Steine damit umzuwälzen.

Wir zählen hierzu den S t e i n w ä l z e r oder D o l m e t s c h e r (*Strepsilas interpres*; Turnstone, Brant Bird, Calico-back), einen etwa 9 Zoll langen Vogel, der über alle Theile der Erde verbreitet ist, sich aber vorzugsweise und in großer Anzahl am Meere aufhält. Sein Gefieder ist sehr veränderlich mit dem Alter und der Jahreszeit. Die Oberseite ist aus Schwarz, Weiß, Braun und Rostroth gemischt, die Untertheile sind weißlich.


Der Steinwälzer; Turnstone.

Wer jemals auf irgend einer sandigen Seeküste war, muß diesen Vogel bemerkt und die Geschicklichkeit bewundert haben, mit der dieser Vogel Austernschaalen, Erdklümpchen und Steine umwälzt, um die darunter verborgenen Leckerbissen, Seegewürm, Garnelen, Insekten aller Art aufzunehmen.—Sie nisten in der Nähe des Wassers in einer kleinen Vertiefung, worin man 3 bis 4 meergrüne, dunkelolivenbraun gefleckte und gestrichelte Eier findet. Ihr Fleisch gilt als eine Delikatesse.

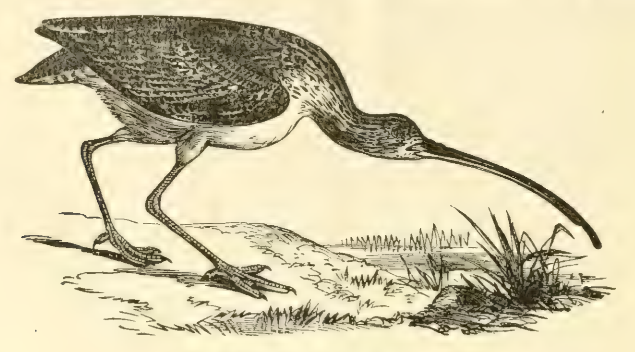
Der A u s t e r n f i s c h e r (*Haematopus palliatus;* Oyster-catcher) unserer atlantischen Küste wird 17½ Zoll lang. Die Oberseite ist hell aschbraun, die Unterseite und ein Flügelstreifen ist weiß. Austern und andere Muscheln, welche die Brandung und die Fluth auf das trockene Ufer geworfen haben, deren Schaale nach dem Tode des Thieres aufklappt, werden von ihm gefressen. Ein Austern f i s c h e r ist er also nicht, auch vermag er eine noch lebendige Auster mit dem Schnabel nicht zu öffnen.

Die **Säbler** (*Recurvirostridae;* Avoset Family). Der lange, schwache, breitgedrückte Schnabel dieser Familie ist von der Mitte aus wie ein Säbel aufwärts gebogen, der sehr lange Fuß trägt halbe Schwimmhäute.

Hierzu gehört der S ä b e l s c h n ä b l e r (*Recurvirostra americana;* Avoset, Blue-stocking) des gemäßigten Nordamerika. Er wird 16 bis 18 Zoll lang und ist im allgemeinen weiß gefärbt und trägt zimmetbraunen Kopf und Hals.

Die Nahrung dieses schönen Vogels, der eine wahre Zierde des Strandes ist, und dessen Gang überaus behend und leicht ist, besteht aus lauter weichen Stoffen, welche er aus dem Wasser auffischt, in dem man sie stehend oder langsam umhergehend sieht, wobei sie den ein

wenig geöffneten Schnabel „säbelnd“ gebrauchen, d. h. mit demselben rasch nach einander seitwärts rechts und links hinüber- und herüberfahren. Nach auf dem Wasser schwimmenden oder auch fliegenden



Der Säbelschnäbler; Avoset.

Insekten stoßen sie mit ihrem langen Schnabel. Sie schwimmen auch leicht und schön.—Das Nest befindet sich auf mit Gras besetzten Uferflächen oder kleinen Inseln.

Der Stelzer (*Himantopus nigricollis;* Stilt, Longshanks-Lawyer) bewohnt die Vereinigten Staaten und trägt ein glänzend schwarzes Obergefieder. Die Unterseite ist weiß, die Füße sind karminroth. Er wird 13 bis 15 Zoll lang.

Die Wassertreter (*Phalaropidae;* Phalaropes), die wir hier nur kürzlich erwähnen können, sind kleine, nicht über 9 Zoll lange Vögel, die mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit selbst über das sturmbewegte Meer schlüpfen.

Die **Schnepfen** (*Scolopacidae;* Snipe Family). Der deutsche Name dieser Familie weist sogleich auf den charakteristisch hervortretenden Schnabel hin. Lang, dünn, biegsam dient derselbe, um in Schlamm und Erde hineinzubohren, um die dort verborgenen Thierchen zu entdecken. Lauf und Flug sind bei ihnen rasch und gewandt. Nur in den Stunden der Dämmerung verlassen die scheuen Vögel ihre Verstecke und wissen sich am Tage durch ihr erdfarbenes Gefieder vor dem Auge des Jägers zu verbergen.

Voran stellen wir die Waldschnepfe (*Philohela minor;* American Woodcock, Bogsucker, siehe Tafel XII, 2 und 3), die in der Osthälfte Nordamerika's heimisch ist und 11 Zoll lang wird. Im nördlichen Indiana ist sie häufig.

Der Unterschnabel ist etwas länger als der Oberschnabel, die Augen stehen hoch und hinten, der Schwanz ist kurz. Die Oberseite des Gefieders ist ein Gemisch von Schwarz, Rostbraun und Gelb; die Unterseite ist blaßröthlich.

Die Waldschnepfe findet sich von Anfang März bis spät in den Oktober hinein in unseren Staaten, und sie ist keineswegs da ein seltener Vogel, wo die Hauptbedingung für ihr Leben, nämlich weicher, feuchter Waldboden erfüllt ist. In Deutschland gilt der alte bekannte Jägerspruch:

Reminiscere — nach Schnepfen suchen geh',
Oculi — da kommen sie,
Lätare — da ist das Wahre;
Judica — sind sie auch noch da,
Palmarum — trallarum,
Quasimodogeneti — halt, Jäger, halt, jetzt brüten sie! —

Die großen Augen der Schnepfe ermöglichen ihr eine nächtliche Lebensweise; sie halten sich während des Tages verborgen und entgehen leicht dem Auge des flüchtigen Jägers. Sie „spielen Verstecken"; sie wissen sehr wohl — oder richtiger, ihr Instinkt lehrt es sie — welchen vortrefflichen Schutz ihnen ihr bodenfarbiges Kleid gewährt, wie sie also durch einfaches Niederdrücken zwischen dürres Laub, Holzgebröckel, Borke oder dergleichen sich dem Auge des Jägers entziehen können, dem vielleicht nur die großen dunklen Augen die Gegenwart des Vogels verrathen. — In Louisiana jagt man sie auch des Nachts bei Fackellicht, welches die armen Vögel so erschreckt und verwirrt, daß sie ihre großen geblendeten Augen auf das Licht richten und mit Stöcken todtgeschlagen werden können.

Wenn die Paarungszeit eintritt, hört man die Männchen ihr „Krahk" rufen, dann sich aufrichten und auf Antwort lauschen. Dieses fordert sie zum Kampf heraus.—Das Nest ist ein kunstlos aus trocknen Blättern und Gräsern gefügter Bau. Es steht in irgend einer abgelegenen, wohl geborgenen Stelle des Waldes, am Fuße eines Busches oder unter einem gefallenen Baumstamm. Die Eier, vier an der Zahl, sind gelbthonfarben und dunkelblau gefleckt. Die Jungen verlassen gleich das Nest, werden aber von den Alten noch eine Zeitlang mit Sorgfalt behütet. Es ist wahrhaft rührend zu sehen, wie die Alten ohne Rücksicht auf die ihnen selbst drohende Gefahr ihre junge Brut zur Flucht antreiben.

Die amerikanische Schnepfe (*Gallinago Wilsonii;* American Snipe, Wilson's Snipe; fälschlich auch, weil der Vogel nur in Amerika vorkommt, English Snipe genannt) wird 9 bis 11 Zoll lang und spiegelt gleichfalls durch sein Gefieder den Sumpfboden treu ab; denn das Obergefieder ist ein Gemisch von Braunschwarz, Rostgelb und Grauweiß. Die Unterseite ist weiß, an der Kehle röthlichgrau.



Die amerikanische Schnepfe; American Snipe.

Die Schnepfe bewohnt die feuchten Niederungen, Sümpfe, Moräste und schlammigen Wiesen Nordamerika's. Sie lebt wie die Waldschnepfe von Kerbthieren, Würmern und dergleichen und sucht diese auch auf gleiche Weise wie jene. Das Nest ist eine dürftig ausgelegte Mulde, in die das Weibchen vier olivengelbe, dicht hell- und dunkelbraun gefleckte Eier legt. Die Jungen verlassen sofort das Nest, nähren sich aber, da ihr Schnabel noch kurz und weich ist, von den Insekten, die sie von der Oberfläche des Wassers oder zwischen dem Gras auffammeln. Erst später, wenn der Schnabel erstarkt ist, beginnen sie ihre Bohrversuche.—Diese Schnepfe ist flugfertiger als die Waldschnepfe. Von dem Jäger überrascht, fliegt sie dicht über dem Boden im Zickzack hin und her, und erst, wenn sie 60 bis 70 Yards entfernt ist, fliegt sie zu bedeutender Höhe auf. Der erfolgreiche Schnepfenjäger muß darum eine gute Fertigkeit im Flugschießen besitzen. Ihr Fleisch wird für die größte Delikatesse gehalten. Sogar die Eingeweide mit ihrem Inhalte werden gebraten und unter dem Namen „Schnepfendreck" verzehrt. Wenn man aber bedenkt, daß die Schnepfe besonders Regenwürmer verzehrt, so kann der Liebhaber ermessen, wessen Ueberreste er zu sich nimmt.

Die Strandläufer (*Tringa*; Sandpipers), deren gesellige Völker die Oede sumpfiger Meeres- und Flußufer beleben, sind auch in Amerika in zahlreichen Arten vertreten. Sie laufen vortrefflich, fliegen leicht und schön und schwimmen auch vorzüglich. Die Flügel sind lang und spitz, der Schwanz ist kurz, der Schnabel mindestens kopflang. Ihre Nahrung besteht aus allerlei Kleingethier.

Der Grünschenkel (*Gambetta flavipes;* Yellow-shanked Snipe, Yellow-legs, Lesser Tell-tale, siehe Tafel XIII, 3) bewohnt

den Osten Nordamerika's und wird 11 Zoll lang. Er erreicht uns auf seinem nördlichen Zuge in den ersten Tagen des Mai. Im Norden brütet er, und nur solchen Vögeln, die sich nicht paarten, begegnen wir im Sommer. Ihre Nahrung besteht in Kerbthieren und Würmern. Ihr Fleisch gilt als sonderlich delikat.

Der Sumpfwater (*Limosa fedoa;* Marbled Godwit, Marlin) wird 16 bis 22 Zoll lang. Das Gefieder ist im allgemeinen röthlich und zimmetbraun gefärbt, aber auf der Oberseite schwarz und weiß marmorirt. Die Unterseite ist dunkelrostroth. Er bewohnt die Küsten Nord- und Südamerika's und ist ein scheuer und wachsamer Vogel, der im Norden brütet.



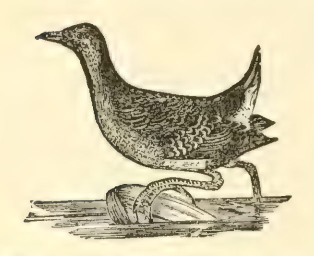
Der Sumpfwater; Marbled Godwit.

Der Sichelschnäbler oder langschnäblige Brachvogel (*Numenius longirostris;* Long-billed Curlew, Sickle-bill), der größte aller Schnepfenvögel, wird etwa 24 Zoll lang. Er ist gekennzeichnet durch den 5 bis 8 Zoll langen, abwärts gebogenen Schnabel, dessen Obertheil etwas länger ist, als der untere. Die Oberseite ist braun, lichtrothgelb gerandet, die Unterseite ist rostgelblich, an den Seiten schwarz längsgefleckt. In den südlichen Distrikten der Vereinigten Staaten ist er Standvogel.

Die **Rallen** (*Rallidae;* Rail Family). Die Rallen führen an Sümpfen und auf feuchten Wiesen ein verstecktes Leben zwischen den Pflanzen. Sie haben einen kräftigen Leib, einen mäßigen und seitlich zusammengedrückten Schnabel. Die Zehen sind lang. Es giebt 150 Arten von Rallen, von denen neun in den Vereinigten Staaten vorkommen.

Von diesen heben wir nur die häufigste hervor, nämlich die gemeine Ralle (*Porzana carolina;* Common Rail, Carolina Rail, Sora, Ortolan). Sie wird 8 bis 9 Zoll lang. Die Oberseite ist grünlichbraun mit schwarzen Längsstreifen. Viele Federn tragen weiße Ränder. Hals- und Brustseiten sind aschblau. Der Schnabel ist grünlichgelb, die Füße sind dunkelgrün.

Die Ralle betritt unsere Union von Mexiko her in den ersten Tagen des März. Einige wandern an den Ufern unserer großen westlichen Ströme nördlich, andere folgen der Seeküste und kürzen ihren Weg häufig dadurch ab, daß sie die Buchten überfliegen. Auf ihrem Rückzuge nach dem Süden sind sie langsamer, nicht nur wegen der jungen Brut, sondern auch weil sich ihnen unterwegs hier und da reichliche Nahrung bietet und sie zu längerem Aufenthalt einladet. So finden wir unsere Ralle im September und Oktober in großer Anzahl an den Ufern unserer großen Seen, wo sie vom wilden Hafer zehren. Später sehen wir sie in den Reisfeldern und Sümpfen der beiden Carolinas.



Die gemeine Ralle; Common Rail.

Scheu und vorsichtig wie unsere Ralle ist, hat man nur selten Gelegenheit, sie in ihrem häuslichen Leben zu betrachten. Zudem entziehen sie sich durch ihren Aufenthalt zwischen den langen Sumpfgräsern dem Auge. Zur Fluthzeit sehen sich die Rallen gezwungen, auf den Spitzen der Wasserpflanzen herumzuklettern, und dies ist die geeignete Zeit, sie zu schießen.

Das Wasserhuhn (*Fulica americana*; Coot, Mud Hen) bewohnt das gemäßigte Nordamerika und wird 14 Zoll lang. Das Gefieder ist schieferschwarz. Der Oberschnabel deckt auch die Stirn und bildet eine sogenannte Stirnschwiele. Der ziemlich hohe Fuß trägt Lappen an den Zehen. Es bewohnt die Seen und größeren Teiche, welche mit Rohr und Schilf bestanden sind, und ist ein vorzüglicher Schwimmer und Taucher. Im nördlichen Indiana zeigt er sich häufig. —



Die Schwimmvögel.

Natatores; engl Swimmers.

Ein Schwimmvogel zeichnet sich so scharf von den übrigen Vögeln ab, daß er nicht wohl verkannt werden kann. Der Schwimmfuß ist schon ein charakteristisches Kennzeichen. Während er bei dem sonst den Schwimmvögeln nahe stehenden Watern eine so überraschende Höhe erreicht, erscheint er hier bedeutend verkürzt, so daß er weder zum Lauf, noch auch nur zum straffen Schritt, sondern nur zum Rudern bestimmt erscheint. Auch die Stellung der Füße ist eine eigenthümliche, dieselben stehen weit nach hinten, der Schwerpunkt des Körpers also liegt vor den Ansatzpunkten, so daß der den Schwimmvögeln eigenthümliche watschelnde Gang entsteht — den man, und zwar aus gleichen Gründen, bei dicken Personen findet — und daß sie, namentlich bei dem Versuch, sich schnell fortzubewegen, beständig in Gefahr sind, vorn überzufallen. Sie sind „Cavalleristen zu Fuß,“ „Schwimmer zu Lande“. — Aber um so trefflicher erweist sich diese Stellung der Füße für den schwimmenden Vogel. Zudem sind die Zehen mit einer mehr oder minder entwickelten Schwimmhaut versehen. Meist sind nur die drei Vorderzehen dadurch verbunden; es kann jedoch auch die Hinterzehe noch durch eine solche Haut mit den übrigen vereinigt sein. Auch der Bau der Brust, deren breite Wölbung sich dem Andrang der Welle entgegenwirft, während ebenso zweckmäßig der Rumpf sich nach hinten verschmälert, weist unsere Vögel auf das nasse Element. Das dichte,

ölglänzende Gefieder, welches Kälte und Wasser abhält, deckt den Körper bis zum Fersengelenk; aus der großen Fettdrüse auf dem Bürzel entnimmt der Vogel durch Streichen mit dem Schnabel das Oel, welches sein Gefieder tränkt. Das Flugvermögen, und somit auch der Bau der Flügel, ist sehr verschieden. — Die Fähigkeit des Tauchens, die den meisten Schwimmvögeln eigen ist, verdient Erwähnung. Manche tauchen tief, z. B. die nordischen Eidergänse; andere, wie unsere Enten und Gänse, gründeln und tauchen, d. h. sie stecken je nach Bedürfniß Hals und Brust ins Wasser oder tauchen tiefer. Die Schwäne gründeln nur und tauchen nicht.

Die Schwimmvögel sind die eigentlichen Weltbürger unter den Vögeln, doch finden sie sich nirgends zu so großartigen Massen vereinigt, als in den Polarmeeren. Wo alles andere Leben erstorben ist, da bevölkern die Schwimmvögel, die Möven, Seeschwalben, die Alke, Lummen, die Enten und Eidergänse in unermeßlichen Schaaren die Klippen, Küsten und Inseln der hochnordischen Länder und geben den Bewohnern Nahrung und Federn, ja Feuerung und Licht, denn manche von ihnen werden, wie sie sind, getrocknet und wie Holzscheite verbrannt.

Wir unterscheiden die folgenden Familien: Die Flamingos *Phoenicopteridae*; Flamingo Family), die Enten (*Anatidae;* Duck Family), die Pelekane (*Pelecanidae;* Pelican Family), die Scharben (*Phalacrocoracidae;* Cormorant Family), die Sturmvögel (*Procellaridae;* Petrel Family), die Möven (*Laridae;* Gull Family), die Taucher (*Colymbidae;* Diver Family), die Alken (*Alcidae;* Auk Family). —

Die **Flamingos** (*Phoenicopteridae*; Flamingo Family). Die Flamingos sind prächtige Vögel mit auffallend langen Gliedmaßen, sehr schlanken Stelzbeinen, ungemein dünnem und langem Hals und kleinem Rumpf. Sonderbar gestaltet ist der Schnabel des Flamingo; er ist in der Mitte gleichsam gebrochen und hängt in fast rechtem Winkel herab. Sie gehören der warmen Zone an. Der in Amerika heimische rothe Flamingo (*Phoenicopterus ruber;* Red Flamingo) wird 45 Zoll lang. Das Gefieder ist scharlachroth, die Schwingen sind schwarz. Der Schnabel ist orangegelb mit schwarzer Spitze. Er findet sich vorzugsweise auf den Antillen, in Cayenne, Peru, Paraguay und am Platastrom. Wir folgen im Allgemeinen der Darstellung, die Brehm von ihm gegeben hat. Der Flamingo ist ein guter Schwimmer; sobald die hohen Beine den Grund nicht mehr erreichen, schwimmt er mit

Leichtigkeit, selbst im aufgeregten Gewässer der Strommündungen und Küsten. Seine Nahrung besteht aus Fischlaich, Muscheln, Insekten u. dergl., die er, den Kopf verkehrt ins Wasser tauchend, mit dem tiefgehöhlten Oberschnabel aufnimmt. Vermöge des feinen Gefühls der Zunge wird Alles, was in den Schnabel gelangt, geprüft und das zur Ernährung Dienende von dem Unbrauchbaren geschieden oder richtiger abgeseiht. Durch das Trippeln mit den Füßen erregt er den Grund: er bringt die kleinen Wasserthiere, von denen er sich ernährt, in Aufruhr und Bewegung. — Seine Stimme ist ein rauhes, heiseres „Krak", ein gleichsam mühselig hervorgepreßtes Gekrächz. Auf seichten Stellen des Wassers oder auf flachen, mit sehr niederem Gestrüpp bewachsenen Inseln baut er sein Nest. Im ersteren Falle ist das Nest ein kegliger Hafen von Schlamm, welcher mit den Füßen zusammengescharrt, wahrscheinlich durch Wasserpflanzen u. dergl. gedichtet und so hoch aufgerichtet wird, daß die Mulde einen bis anderthalb Fuß über dem Wasserspiegel liegt, im letzteren nur eine seichte, im Boden selbst ausgescharrte Mulde, in welcher man eine dürftige Lage aus Schilf und Rohrblättern findet. Die Anzahl der Eier beträgt gewöhnlich zwei. Der Vogel brütet unzweifelhaft, indem er sich mit zusammengeknickten Beinen auf das Nest setzt; es kann jedoch geschehen, daß er zuweilen eines seiner Beine nach hinten ausstreckt und über den Rand des Nestes hinabhängen läßt.

Im Wasser und auf dem Lande nehmen die Thiere die sonderbarsten Stellungen an. Der lange Hals wird eigenthümlich verschlungen, vor die Brust gelegt, der Kopf dann auf den Rücken gebogen und unter den Schulterfedern der Flügel verborgen. Das eine Bein trägt dabei regelmäßig die Last des Leibes, während das andere entweder schief nach hinten weggestreckt oder zusammengeknickt an den Bauch gezogen wird. In dieser Stellung pflegt der Flamingo zu schlafen; sie ist ihm eigenthümlich. Nur wenn der Flamingo erschreckt oder sonstwie erregt wird, erhebt er seinen Kopf so hoch, als der lange Hals dies gestattet.

Alle Beobachter erzählen mit Begeisterung von dem schönen Anblick, den ein ganzer Schwarm dieser Vögel gewährt. „Wenn man des Morgens von Cagliari aus gegen die Seen sieht," sagt der alte Cetti, „scheint sie ein Damm von rothen Ziegeln zu umgeben, oder man glaubt eine große Menge von rothen Blättern auf ihnen schwimmen zu sehen. Es sind aber die Flamingos, welche daselbst in ihren Reihen stehen und mit ihren rosenrothen Flügeln diese Täuschung bewirken.

Mit schöneren Farben schmückten sich nie die Götter des Morgens, glänzender waren nicht die Rosengärten des Pästus, als der Schmuck, den der Flamingo auf seinen Flügeln trägt. Es ist ein lebhaft brennendes Rosenroth, ein Roth erst aufgeblühter Rosen. Die Griechen benannten den Vogel von dieser Farbe der Flügeldeckfedern, die Römer behielten diese Benennung bei, und die Franzosen hatten auch nichts anderes im Sinne als die brennendrothen Flügel, wenn sie unseren Vogel „Flamant" nennen." Ebenso stark unvergeßlich wird der erste Eindruck geschildert, welchen die Flamingos auf den Beobachter machten, der über den weiten Mensalesee hinwegschaute auf Tausende und andere Tausende von Vögeln, buchstäblich auf Hunderttausende. Das Auge blieb haften auf einer langen Feuerlinie von wunderbarer, unbeschreiblicher Pracht. Das Sonnenlicht spielte mit den blendendweiß und rosenroth gefiederten Thieren, welche sie bildete, und herrliche Farben wurden lebendig. Durch irgend Etwas aufgeschreckt, erhob sich die Masse; aus dem wirren Durcheinander, aus den lebendigen Rosen ordnete sich ein langer, mächtiger Zug in die Keilform der Kraniche, und nunmehr zog die Feuerlinie an dem blauen Himmel dahin. Es war ein Anblick zum Entzücken! Nach und nach ließen sie sich wieder herab, und von neuem stellten sie sich in altgewohnter Weise auf, so daß man wiederum meinen mußte, einen zahlreichen Truppenkörper vor sich zu haben. Die Singalesen nennen die Vögel darum „englische Soldatenvögel," die Südamerikaner geradezu „Soldaten"; ja Humboldt erzählt uns, daß die Einwohner Angostures eines Tages kurz nach Gründung der Stadt in die größte Bestürzung geriethen, als sich einmal gegen Süden Reiher und „Soldatenvögel" erblicken ließen. Sie glaubten sich von einem Ueberfall der Indianer bedroht, und obgleich einige Leute, die mit dieser Täuschung bekannt waren, die Sache aufklärten, beruhigte sich das Volk nicht ganz, bis die Vögel in die Luft flogen und der Mündung des Orinoco zustrebten.

Die Jagd des Flamingo erfordert große Vorsicht. Bei Tage läßt sich ein Heer der ängstlichen Geschöpfe den Jäger nicht einmal auf Büchsenschußweite an sich herankommen; beim Nahrungssuchen halten stets mehrere der älteren Wache und warnen beim Herannahen einer Gefahr. Nachts hingegen lassen sie sich leichter berücken. Ueber den Fang der Flamingos erzählen die Araber: Man spannt Nachts zwischen zwei Barken gewöhnliche Fischnetze aus und segelt mit ihnen unter eine Flamingoheerde; die erschreckten Thiere fliegen auf, verwickeln sich in den Netzen und werden von einigen Bootsleuten ausgelöst. Auf diese

Weise erlangt man zuweilen fünfzig und noch mehr aus einer Gesellschaft. Eine viel sonderbarere Fangart erzählen die Fischer am Mensalesee. Nachdem man durch längeres Beobachten den Wohnplatz einer Heerde genau erkundet hat, nähert man sich des Nachts höchst behutsam auf einem aus Rohrstengeln zusammengebauten Flosse und sucht den Wachthabenden zu entdecken. Dieser steht aufrecht da, während die andern den Kopf unter den Flügeln verborgen haben und schlafen. Ein entkleideter Fischer schwimmt und kriecht nun halb über, halb unter dem Wasser, gedeckt durch ein Bündel Riedgras, welches er vor sich hertreibt, zu dem Wachthabenden heran, packt ihn rasch, drückt ihm den Hals unter das Wasser, tödtet ihn durch Umdrehen des letzteren, die übrigen greifen noch einige mit den Händen, tödten sie in gleicher Weise und binden sie an eine lange Schnur fest. Man würde diese Erzählung als unglaublich zurückweisen müssen, wenn man sich das Ergebniß ihrer Jagden anderweitig hätte erklären können. Auf den Märkten der nordegyptischen Städte findet man den schönen Vogel oft zu Dutzenden, weil er als Wildpret sehr beliebt ist. Schon die alten Römer liebten das Fleisch dieser Vögel. Die Zunge besonders wurde von ihnen für einen sonderlichen Leckerbissen gehalten, und reiche Schwelger haben ganze Schüsseln voll davon auftragen lassen. Der römische Kaiser Heliogabal setzte seinen Gästen sogar Speisen vor, die mit dem Gehirn dieser Vögel angefüllt waren.

Die **Enten** (*Anatidae;* Duck Family). Das artenreiche Geschlecht der Enten zieht schon durch die Schönheit des Gefieders die Aufmerksamkeit auf sich. Als wichtigstes Kennzeichen erscheint der Schnabel. Derselbe ist kaum länger als der Kopf, auf der Oberseite flach gewölbt, vorn in einen stumpfen Nagel übergehend, seitlich mit Hornzähnen besetzt, und mit einer nervenreichen, sehr empfindlichen Haut bekleidet. In dem Schnabel ruht die große, feinfühlende, an den Rändern gehornte und gefranste Zunge.

Wir wenden uns zunächst der Gattung der Schwäne zu. Nordamerika beherbergt zwei Wildschwäne, den Trompeterschwan (*Cygnus buccinator;* Trumpeter Swan) im Mississippithal und westlich und nördlich davon, auch in Canada, und den Singschwan (*Cygnus americanus*; Whistling Swan, American Swan) in ganz Nordamerika. Beide haben ein schneeweißes Gefieder, schwarze Schnäbel und Beine; aber dieser hat einen gelben Fleck auf dem Schnabel und nur 20 Schwanzfedern, während jener deren 24 hat. — Beide Arten gehören dem Norden an und ziehen bei Beginn der kalten

Jahreszeit südlich. Der Anblick dieser schneeweißen Vögel, mögen sie wandernd in hohen Luftzonen ziehen oder ruhesuchend auf dem Gewässer sich niederlassen und in stattlichen Geschwadern mit halbgeblähten Schwingen an den Buchten und Inseln entlang segeln, gehört immer zu den schönsten Bildern des Thierlebens.

„Horch, was da klinget
Hoch aus des Aethers Gluth!
Silbergeschwinget
Suchet ein Schwan die Fluth.

Senket sich nieder
Auf den umgrünten Teich,
Bläht sein Gefieder
Königlich schwimmend gleich."

Der Flug des Trompeterschwanes ist fest und ausdauernd. Der Hals wird weit nach vorn, die Füße werden, zur Sicherstellung des Gleichgewichts, weit nach hinten gestreckt. Der Schwan gründelt, um seine Nahrung aus dem Wasser aufzufischen. Diese besteht aus Früchten, Samen und Sprossen der Wasserpflanzen, auch in Wasserinsekten, Weichthierchen und dergleichen, nicht aber aus Fischen. Er geht auch ans Land, um hier Gräser abzurupfen. Nur das Fleisch der Jungen ist genießbar, das der Alten ist trocken und zäh. — Den Namen Trompeter verdankt dieser Schwan seiner weithin schallenden und schmetternden Stimme.

Der Singschwan hat eine sonore, volle und weiche Stimme. Er verläßt mit dem Beginn des September die Polargegenden. Sie sammeln sich dann zu 20 und 30, steigen hoch auf, bilden einen Winkel und ziehen mit großer Geschwindigkeit, fast 100 Meilen in der Stunde, mit geringem Flügelschlag südlich. Wenn sie verfolgt werden, suchen sie so lange wie möglich durch Schwimmen zu entkommen. Erst wenn die Jäger näher kommen, fliegen sie auf, was ihnen erst nach wuchtigen Flügelschlägen und Fußstößen gegen das Wasser gelingt. Die Kugel muß schon mit großer Gewalt den Schwan treffen, wenn sie tödten oder doch tödtlich verwunden soll.

Der Schwan, den wir in unseren Parks zahm halten, ist der stumme oder Höckerschwan (*Cygnus color;* Red-billed Swan), welcher noch heute in Nordeuropa und in Ostsibirien als Wildling lebt. Der rothe, durch einen schwarzen Höcker ausgezeichnete Schnabel unterscheidet ihn von den andern Arten. Jedermann kennt den stolzen

Schwimmer, den König der Gewässer, wie er stumm und fast feierlich mit halbgeblähten Schwingen den Spiegel der Seen und Teiche durchfurcht. Wie vornehm ist jede Schwenkung, wie adelig jede Bewegung, mit welcher Anmuth beugt er den Hals! Kein Wunder, daß die Bildhauer aller Zeiten ihn so gern als Muster nahmen. Dichter haben ihn gepriesen. Wenn er den Tod nahen fühle, so erzählten schon die Alten, dann stimme er seine Kehle zu melodischem Gesang. Martial singt:

> *"Dulcia defecta modulatur carmina lingua*
> *Cantator cygnus funeris ipse sui."*

D. h.:

> „Süßen Gesang hebt an mit gemach absterbender Zunge
> Selber der Schwan, wenn er klagt, daß nun der Tod sich genaht."

Doch der sterbende Vogel, sei er ein Schwan oder eine Nachtigall, hat keinen Gesang, in der Krankheit und im Todesschmerz ersterben die Lieder.

In der Sage hat von jeher der Schwan eine bevorzugte Rolle gespielt. Manchen Prinzen und manche Prinzessin hat die altdeutsche Sage in Schwäne verwandelt. Als Gottfried von Bouillon nach dem gelobten Lande gezogen war, und mit ihm Ritter Rudolf von Alost, der Verlobte der Prinzessin Beatrix von Cleve, da geschah es, daß der junge Ritter am heiligen Grabe den Heldentod fand. Aber es ward ihm bewilligt, die unglückliche und untröstliche Beatrix noch einmal zu besuchen. Und siehe, eine Barke kam den Rhein heraufgeschwommen, die ward gezogen von einem Schwan, der mit goldenen Ketten angeschirrt war. Jener Ritter wurde darum der Schwanenritter genannt.

In Südamerika lebt der schwarzhalsige Schwan (*Cygnus nigricollis;* Black-necked Swan), in Neuholland der schwarze Schwan (*Cygnus—Chenopsis-atratus;* Black Swan).

Den Reigen der Gänse eröffnen wir mit der Schwanen- oder Canadischen Gans (*Branta canadensis;* Wild Goose, Canada Goose). Kopf und Hinterhals derselben sind schwarz, Wangen, Kehle und Gurgel weiß oder grauweiß, die Obertheile bräunlichgrau, die Unterseite reinweiß. Die Länge beträgt etwa 36 Zoll.

Tausende sieht man im Frühjahr, wenn sie nördlich ziehen, hoch in der Luft dahinsegeln. Im Herbst wandern sie in geringeren Schaaren und niedriger. Der Früjahrszug beginnt etwa mit dem 20. März oder zu der Zeit, wo der Schnee schmilzt. — Früher brütete die Wild-

gans in ganz Nordamerika, seit der Ansiedlung durch Weiße hat sie sich mehr und mehr nach Norden zurückgezogen. Im nördlichen Indiana fand ich sie nie brütend. Das Nest der bei uns bleibenden Gänse wird etwa im März begonnen. Es wird nicht weit vom Wasser zwischen Gras und trocknen Pflanzen angelegt. Die Eier, bis 14 an der Zahl, sind trüb gelblichgrün. Die Brütperiode umfaßt 28 Tage. Sowie die Gans sich dazu anschickt, rupft sie sich alle Dunen aus und bekleidet damit den innern Rand des Nestes.. Treue Wacht hält das Männchen, der Ganser, beim Nest. Das geringste Geräusch weckt seine Aufmerksamkeit, zischend richtet er sich auf. Sollte ein Raccoon sich heranschleichen, so eilt er kühn auf diesen zu und treibt ihn durch heftige Schnabelhiebe zur Umkehr.—Endlich bricht die Schale, die mit Dunen bekleideten Jungen kommen heraus und werden nach dem Wasser geführt und zum Futtersuchen angeleitet. Mit mütterlicher Sorge wacht die Alte über ihre unerfahrenen Jungen, lugt nach der Schnappschildkröte, dem Hecht, denen nach der leckeren Speise gelüstet, und späht auch nach dem Adler oder der Möve, die über dem Wasser drohende Kreise ziehen. Vergeblich schießen sie herab; die Alte ist untergetaucht, und die Kleinen sind ihr im Nu gefolgt. Nichts als die kleinen Schnabelspitzen sind noch zu sehen, und die enttäuschten Räuber müssen unverrichteter Sache abziehen. — Sechs Wochen sind nun verflossen. Die Dunen der jungen Brut sind kräftig geworden und gleichen einem Stachelkleid; noch immer erfreuen sie sich, da sie noch nicht flugfähig sind, der fürsorgenden Liebe der Alten. So naht der Herbst und die Wanderreise kann beginnen. Hoch auf steigt die Schaar und ordnet sich zum Winkel. Vorn gruppiren sich die Ganserte, ihnen folgen die Weibchen, denen sich endlich die junge Brut anschließt. Zwei, drei Tage vergehen, ehe sie einen passenden Ruheplatz finden. Ermüdet und hungrig lassen sie sich nieder, grasen während der Nacht und setzen mit der frühesten Dämmerung ihre Reise fort, bis sie die Gegend erreicht haben, in der sie ihr Winterquartier dauernd zu nehmen gedenken.

Die Canadagans frißt nach Art der Schwäne. Sie taucht nicht. Auf dem Lande frißt sie wie unsere Hausgans. Kornfelder suchen sie gern während der Nacht auf und rupfen hier die eben aufsprossenden Blätter weg. Immer zeigen sie sich aber so vorsichtig und listig, daß man ihnen nur schwer beikommen kann. Ein alter, erfahrener Ganser wird als Schildwache ausgestellt, der bei nahender Gefahr seinen warnenden Ruf hören läßt. Bewunderungswürdig scharf erweist sich

das Gehör. Während das Brechen eines Zweiges, welches durch den Fuß eines Hirsches verursacht wird, sie nicht im mindesten beunruhigt, schreckt sie doch dasselbe Geräusch, wenn es durch den Schritt eines Menschen verursacht wird, auf und treibt sie zur Flucht. Wenn Schildkröten ins Wasser stürzen, so bleiben die Gänse ruhig, während sie doch bei dem geringsten Geräusch, welches ein Ruder verursacht, aufhorchen.

Man hat die Canadagans mit bestem Erfolg mit der Hausgans gepaart. Die Nachkommen sollen leichter fett werden.

Indianer und Weiße betreiben die Jagd auf diese Gans mit Eifer. Mittels gezähmter oder ausgestopfter Gänse lockt man die in hoher Luft dahinziehenden Gänse an und fängt diejenigen, die der Lockung folgen, entweder in großen Netzen, oder erlegt sie mit dem Gewehre.

Wir schließen hieran die Ringel- oder Rottgans (*Branta bernicla;* Brant Goose). Vorderkopf, Hals, Schwanz- und Steuerfedern sind schwarz, Rücken, Brust und Oberbauch sind dunkelgrau, der Bauch ist weiß. An jeder Seite des Halses steht ein halbmondförmiger, weißer Querflecken.

Die Rottgans bewohnt den hohen Norden der alten und neuen Welt, die Küsten und Inseln, welche zwischen dem 60. und 80. Breitengrade liegen. Im Oktober, November und Dezember bevölkern sie unsere atlantische Küste. Das Fleisch der jungen Vögel ist vortrefflich.

Die Schneegans (*Anser hyperboreus;* Snow Goose). Der alte Vogel ist bis auf die ersten zehn Schwingen schneeweiß, letztere sind schwarz. Die Jungen sind bleifarben. Die Schneegans ist ein Wintergast der Vereinigten Staaten und um die Zeit sonderlich im Westen häufig.

Die weißstirnige Gans (*Anser albifrons;* American White-fronted Goose, Speckle-Bill) ist im allgemeinen grau gefärbt. Die Stirn der Alten ist weiß. Sie bewohnt Nordamerika.

Unsere Hausgans stammt von der im Norden der alten Welt vorkommenden Wild- oder Graugans (*Anser cinereus,* Wild Goose of Europe) ab. Sie hat sich mit dem Menschen über die ganze Erde verbreitet und ist nächst dem Huhn gewiß unser nützlichster Hausvogel.

Sobald sie den Trieb zum Nestbau spürt, trägt sie Stroh zusammen und preßt dieses, indem sie sich darin herumdreht, zu einem kunstlosen Nest. Gewöhnlich legt die Gans täglich, zuweilen auch einen Tag um

den andern ein Ei, im Ganzen 12 bis 20 Stück. Nach etwa 27 bis 30 Tagen kriechen die Jungen aus.

Wie die meisten Vögel mausert auch die Gans zwei Mal des Jahres. Im Frühjahr bekommt sie das dünnere, im Herbst das dichtere Kleid. Man kann ihr dann die Dunen ausrupfen, und es gleicht die Gans also dem Schafe, das man jährlich ja auch ein- oder mehrmals scheeren kann. Auch die Schwungfedern, deren Posen man als Schreibfedern oder als ganze Flügel zu Kehrwischen benutzt, sind für uns von Werth. Freilich hat jetzt die Stahlfeder den Gänsekiel fast ganz verdrängt.

Durch das Mästen der Gänse erzielt man ein wohlschmeckenderes und fetteres Fleisch. In manchen Gegenden Deutschlands stopft man die Gänse mit fingersdicken, 2 Zoll langen Nudeln, die man aus Schrot formt und auf dem Ofen hart dörrt. Davon schiebt man der armen Gans alle drei Stunden 8 bis 10 Stück in den Schlund. — Um große Gänselebern zu erzielen, sperrt man die Gänse in so enge Behälter, daß sie sich nicht bewegen können. Unter das Körnerfutter wird scharfes Gewürz gemischt, wodurch die Leber so anschwillt, daß sie eine Schüssel anfüllt. Schon die alten Römer erzielten Gänselebern, die größer waren, als eine gewöhnliche Gans. Heutzutage genießen die Straßburger Gänseleberpasteten einen Weltruf.

Mit dem Schafe theilt die Gans den Ruf der Dummheit. Wohl mit Unrecht; denn es fehlt nicht an Beispielen von Gänseklugheit. Wir wollen nur ein solches hier anführen.

Im Jahre 1834 besaß ein Pachter in England einen Gänsert, welcher jeden Morgen um 5 Uhr vom Hofe seines Herrn in die Nähe der Wohnung eines alten Herrn ging, diesen durch sein Geschrei aus dem Schlafe weckte und ihn dann den ganzen Tag über auf seinen Gängen begleitete. In den volkreichsten Straßen der Stadt folgte er dicht hinter ihm her, ohne sich im Geringsten um das Geschrei der Jugend zu kümmern, die zuweilen hinterherlief. Setzte sich der alte Herr nieder, um auszuruhen, was oft geschah, so legte sich der Gänsert, gleich einem treuen Hunde, zu seinen Füßen. Es gab verschiedene Plätze, wo der alte Herr vorzugsweise zu ruhen pflegte; näherte er sich einem solchen, so lief sein gefiederter Begleiter voraus, kehrte sich dann um und zeigte durch Freudengeschrei und Schlagen mit den Flügeln an, daß er an dem Orte angekommen sei, wo man gewöhnlich auszuruhen pflege. Kehrte der alte Herr in einem Wirthshause ein, so folgte ihm Freund Gänsert, wenn man ihn in die Gaststube einließ, und blieb



Eistaucher (Loon).

hinter dem alten Herrn stehen, bis dieser sein Glas Ale (Bier) getrunken hatte. Wurde ihm aber der Eintritt verwehrt, so wartete er so lange vor der Thür, bis der Herr wieder herauskam.

Die Wachsamkeit der Gänse ist bekannt. Wenn man zu ungewohnter Stunde den Hof betritt, wird man zuerst von einem plötzlichen Aufschnattern der Gänse begrüßt. Bei den Römern hießen sie die „Retterinnen des Kapitols". Als die Gallier nämlich, erzählt Diodorus, das Capitol belagerten und heimlich bei Nacht an dem Felsen hinaufkletterten, merkten es die Schildwachen nicht, denn sie hatten sich, der Festigkeit des Platzes vertrauend, zur Ruhe begeben. Aber der Juno geweihte Gänse, welche dort gehalten wurden, verriethen durch ihr Geschrei die Feinde, die Schildwachen eilten herbei, Marcus Manlius stieß die zwei vordersten Feinde, welche eben die Höhe erklommen hatten, hinunter, die übrigen flohen über Hals und Kopf, stürzten am Felsen hinunter und kamen ums Leben. Es wurden nun seit der Zeit zu Ehren der Wächter und Erretter jährlich an selbigem Tage mit Gold und Purpur geschmückte Gänse auf Sänften in Rom zur Schau herumgetragen, während die Hunde, die den Feind nicht verrathen hatten, ans Kreuz geschlagen wurden. Wegen solcher Großthat war es, nach Plinius, die erste Sorge der Censoren, einen Vertrag mit den Leuten zu schließen, welche die Fütterung der heiligen Gänse übernehmen wollten. —

Wir wenden uns nun zur Gattung der Schwimmenten (*Anates*; River Duck), die sich von den Schwänen durch den kürzeren Hals und von den Gänsen durch die kürzeren Füße unterscheidet. Dazu kommt noch schmuckeres Gefieder. Außer dem sogenannten Spiegel (einem farbigen Bogen der Schwungfedern), der zugleich ein Merkzeichen für die verschiedenen Arten ist, tritt insbesondere Kopf, Hals und Brust hervor. Der Entrich ist lebhafter gefärbt als die Ente und zeichnet sich auch durch die lebhaftere Stimme und durch einige spiralförmig aufgerollte Steuerfedern aus. Um seine Brut kümmert er sich nicht.

Allen Enten kommt große Schärfe der Sinne zu. Sie sind vorzügliche Flieger und Schwimmer. Sie theilen das Geschick der Hasen — sie werden von aller Welt verfolgt. Voran unter den Verfolgern steht der Mensch, aber hierzu treten noch alle größeren Raubvögel, die Schildkröten, Krokodile, Hechte und andere Raubfische. Nur ihr wunderbarer Instinkt schützt sie vor gänzlicher Vernichtung. Ich kann es

nicht unterlassen, hier eine Beobachtung Altum's mitzutheilen, die in schlagendster Weise darthut, wie wunderbar fein ihr Instinkt ist.

„Vor einer Reihe von Jahren stand ich im April am Haff der Ostsee. In der Nähe des Ufers schwammen in langer Reihe Hunderte von Bleßhühnern nach Nahrung suchend umher; etwas weiter, etwa 200 Schritt vom Ufer, befanden sich kleinere Schwärme von Bergenten, dann folgten verschiedene andere Entenarten, namentlich Eisenten, sowie Säger. Plötzlich gewahre ich in der Ferne einen großen Raubvogel, welcher anscheinend dem Ufer entlang über dem Wasser auf mich zuflog. Da er mir die Flügelschärfe zuwendete, so vermochte ich ihn in der bedeutenden Entfernung nicht zu bestimmen. Ein gemeiner Bussard konnte es nicht sein, dafür waren seine Flügel zu lang, an einen Hühnerhabicht war nicht im Entferntesten zu denken; aber vielleicht ein rauhfüßiger Bussard, doch nein; nun dann einer der beiden Milane, denn was in aller Welt konnte es denn sonst noch sein, es gab doch dort keine anderen entsprechend großen Raubvögel. Also ein Milan, obschon auch der nicht so ganz passen wollte. Schnell barg ich mich, so gut es gehen wollte, denn es schien, als wenn sein Flug ihn geraden Weges über die Enten und Bleßhühner tragen würde, und so hatte ich alle Hoffnung, Zeuge eines interessanten Schauspiels zu sein. Ich sah im Geiste schon das Stürmen und Poltern, das Tauchen und Flattern der überraschten zahlreichen Beutevögel, welche sich auf alle mögliche Weise seinem Angriffe zu entziehen suchen würden. Die Menge der Wasservögel belief sich, wie gesagt, auf viele Hunderte, und so konnte bei deren verschiedenem Naturell das Schauspiel imposant genug werden. Jetzt mußte er jenen Trupp Bergenten erreicht haben; doch die Vögel dort auf dem Wasserspiegel blieben vollkommen ruhig, sie verhielten sich genau so, wie zuvor; ich hatte mich wohl sicher in der Schätzung der Entfernung getäuscht. Aber jetzt schwebt er doch über diesen 20 Enten; aber auch diese kümmern sich nicht um ihn; auch wohl falsch geschätzt. Nun aber kann ich mich nicht irren, jetzt schwebt er zwischen Enten und Bleßhühnern, nun muß ein Poltern und Lärmen entstehen; vielleicht sind diese theilweise zu schlau, wie die Seyffertitz'schen Enten, welche, wie mehrere Schriftsteller im Ernst uns erzählen, gegen einen Hühnerhabicht einen solchen Wasserstaub mit ihren Flügeln aufwirbelten, daß sie dem Feinde gegenüber in eine undurchsichtige Tropfenhülle eingeschlossen wurden. Doch auch jetzt geschah zu meinem nicht geringen Staunen gar nichts. Plötzlich aber hält der immer noch räthselhafte Raubvogel in seinem Fluge an,

rüttelt über einem Punkte, und stürzt sich nun senkrecht nicht weit von einer Menge jener Wasservögel in die blaue Fluth, daß die Wellen über ihn zusammenschlagen! Ah, so! ein Flußadler! An diesen hatte ich in meiner Spannung nicht gedacht. Nun, freilich, der fängt und frißt nur Fische und berührt nie ein warmblütiges Thier, vor ihm brauchten sich Wasserhühner und Enten nicht zu fürchten. Jetzt war mir zwar ihr furchtloses Verhalten ihm gegenüber sehr erklärlich, aber wie beschämt stand ich mit allen meinen lateinischen Raubvögelnamen nach so langer Zeit eifriger Beobachtung der Vögel in der freien Natur diesen Wasservögeln gegenüber! Wenn je, so trat damals der Unterschied zwischen Mensch und Thier mit so grellen Farben vor meine Seele, daß dieser Eindruck stets unverwischbar bleiben wird. Wir müssen lernen, sie wissen Alles, was sie wissen müssen, von selbst."

Unter allen Enten ist die Stock- oder Wildente (*Anas boschas;* Mallard Duck) die wichtigste, weil von ihr unsere Hausente abstammt. Das Männchen ist ein prächtiger Vogel: Schnabel gelbgrün, Kopf und Hals grünlichschillernd, um den untern Hals ein weißer Ring, Kropf und Oberbrust glänzend braun, Rücken bräunlich, Unterleib, Seiten, Schultern und Flügel grau, letztere mit wunderschön blauem Spiegel. Das Weibchen ist einfach entenbraun gefärbt.

Etwa um die Zeit, wenn die Eicheln und Buchnüsse reifen, stellt sich die Stockente bei uns ein. In wenigen Tagen erblickt man sie dann auf allen abgelegenen Teichen. Einige Schwärme, wahrscheinlich solche, die von einem alten, erfahrenen Entrich geleitet werden, fallen mit schwirrenden Flügeln auf das Wasser nieder; andere aber fliegen vorsichtiger über dem Wasser hin und her, ehe sie sich niederlassen. Alle aber baden sich sogleich und vollführen solche sonderbaren Capriolen, daß man meinen möchte, sie seien verrückt geworden. Jedoch ist ihre Absicht nur die, ihr Gefieder gehörig zu reinigen, ehe sie nach Nahrung ausspähen — ein nachahmungswerthes Beispiel für Reisende von der Species „Mensch". Eifrig schwimmen sie nun auf das grasbedeckte Ufer zu. Wehe dem Frosche oder der Schnecke, die ihnen hierbei in die Quere kommt, oder dem Egel oder der Eidechse, die ihr harter Schnabel erreicht. Gründelnd und watend wird alles Genießbare aufgenommen: die zarten Blätter der Gräser und der Sumpfgewächse, die Knospen, Keime und Sämereien. Die älteren Vögel wandern sofort dem Walde zu, um ihren Kropf mit Buchnüssen und Eicheln zu füllen oder auch einer Waldmaus den Garaus zu machen. Wie vergnügt die Ente dabei ihr „Quak", der Entrich sein „Quäk"

hören läßt, und wie das „Weck, Weck" und das „Wack, Wack" ertönt. Plötzlich verstummt das betäubende Geschrei: ein Geräusch, vielleicht das Knacken eines dürren Zweiges, hat den nahenden Feind verrathen. Eiligst watscheln die Enten dem Sumpfe zu, aber der scharfsichtige Indianer, oder wer sonst hier jagt, hebt schon die Flinte, der Schuß kracht, die Enten fliegen auf bis auf eine oder zwei, die die Kugel erreichte.

Die Stockente baut ihr Nest unter Gebüsch und zwischen hohe Gräser, am liebsten in der Nähe des Wassers. Sie legt Gräser zusammen und füttert das Nest mit Dunen aus, die sie sich ausrupft. Das Gelege besteht aus 7 bis 10 blaßgrünlichen Eiern, die in etwa 30 Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen trocknen gleich nach dem Ausschlüpfen mit den kleinen Schnäbeln das Gefieder und wandern dann, in langer Reihe, eins hinter dem anderen, die frohe Mutter an der Spitze, dem nahen Teiche zu, in den sie sich stürzen, als wäre das Wasser ein ihnen längst bekanntes Element. Der Entrich hat sich längst vom Weibchen getrennt; alle Angst und Sorge der Mutter läßt den Vater unbekümmert.

Außer dem Menschen stellt auch der weißköpfige Adler, die Schneeeule, die Virginische Eule, der Waschbär, der Luchs und die Schnappschildkröte der Wildente nach.

Unsere zahme oder Hausente ist der Stockente im Bau und im Benehmen so ähnlich, daß an der Abstammung kein Zweifel aufkommen kann, nur hat sie an Zierlichkeit, Flugfähigkeit, Gewandtheit verloren. Die Färbung ist verschieden, sie geht von der ursprünglichen, goldgrünbraun schillernden Farbe der Wildente durch alle Schattirungen bis ins reine Weiß.

Die Ente ist ein drolliges, watscheliges, höchst komisches, dabei aber etwas schmutziges Thier. Sie fischt die ekelhaftesten Dinge aus den schmutzigsten Mistpfützen heraus. Dennoch ist ein Entenbraten etwas Vorzügliches. — Die Ente legt, wenn man ihr die Eier wegnimmt, bis zu 90 Eiern.

Die Chinesen verstehen es musterhaft, die Enteneier künstlich auszubrüten. Dr. Green, Arzt der Expedition der Vereinigten Staaten nach China, Japan u. s. w., berichtet darüber das Folgende:

Die Eier werden in großen, von Weidenruthen geflochtenen Körben von der Größe einer Tonne in Schichten, zwischen denen Papier liegt, geordnet, in Zimmer gestellt und dort in gehöriger Zeit korbweise ausgebrütet. Das Verfahren ist so sicher, daß man die Dauer der

Brütezeit bis auf wenige Stunden kennt, und der Proceß in allen Eiern eines Korbes fast gleichzeitig vor sich geht und immer nur höchstens bei wenigen einzelnen fehl schlägt. Wenn die jungen Enten die gehörige Größe erreicht haben, werden sie in großen Entenbooten auf dem Wasser umhergeschickt. Unter dieser Bezeichnung denke man sich ein langes Boot mit breiten Platformen, welche sich nach jeder Seite hin ausbreiten, mit einer Einfassung versehen und mit groben Matten bedeckt sind. In diesen Booten werden die Enten zu mehreren Hunderten untergebracht und von Zeit zu Zeit den Fluß hinauf oder abwärts gerudert, um frischen Futterboden—die Ränder der Flüsse und Felddämme — aufzusuchen. Laufbretter, die über das Wasser gelegt werden, dienen den Enten als Steg bei dem Ausgange und bei der Rückkehr auf das Boot; diese Thiere sind so wohl erzogen, daß sie auf einen gewissen Ruf augenblicklich zurückkommen, und das mit einer solchen Pünktlichkeit, daß man scherzweise behauptet, die Saumseligen, welche zuletzt hereinkommen, erhielten von den Hütern Schläge, um sie an Pünktlichkeit zu gewöhnen. Am Morgen werden Massen von Eiern auf diesen Booten gefunden und an die Brüteanstalten abgeliefert oder auf andere Weise benutzt.

Viele der Einwohner China's leben auf dem Wasser in kleinen Booten. In diesen werden sie geboren, leben und sterben sie. Sie haben in denselben ihren ganzen Haushalt, Güter und Zubehör und wohl auch ein Paar Enten, ihrer Eier wegen. Ein cylinderförmiger Korb von ungefähr zwei Fuß Länge und einem Fuß im Durchmesser, der an den Enden geschlossen ist und am Stern des Bootes in horizontaler Richtung durch Stricke befestigt wird, enthält die Thierchen und stellt Hühnerhof und Hühnerhaus zu gleicher Zeit vor. Mitunter werden die Enten in das Wasser hinabgelassen; ja zuweilen erlaubt man ihnen, sich in der Nähe des Bootes frei zu bewegen.

Der Raum gestattet es nicht, auf die zahlreichen Entenarten näher einzugehen. Durch die hier gegebene Beschreibung will ich es dem beobachtenden oder jagenden Leser nur möglich machen, die Arten zu bestimmen.

Die Schwarzente (*Anas obscura;* Black Duck) ist mit der Stockente eng verwandt und ähnelt dem Weibchen derselben, ist nur etwas dunkler. Sie bewohnt den Osten der Vereinigten Staaten und ist häufig. Sie brütet im nördlichen Indiana.

Die Spießente (*Dafila acuta;* Pintail, Sprigtail) ist dunkelbraun und purpurnschillernd. Die Halsseiten zeigen weiße Längsstreifen. Der Spiegel ist purpurgrün. Der Schwanz ist keilförmig. Das Weibchen ist gefleckt und gestrichelt. Im Winter finden wir diese Ente von Texas bis Maine. Sie brütet bei uns.

Die amerikanische Pfeifente (*Mareca americana*; American Widgeon, Bald-pate) hat Kopf und Hals grau gesprenkelt; der Oberkopf ist weiß. Kopfseite mit hellgrünem Fleck. Die Pfeifente ist sehr häufig, brütet auch in den nördlichen Vereinigten Staaten.

Die blauflügelige Krickente (*Querquedula discors;* Blue-winged Teal), mit schmalem Schnabel, wird nur 16 Zoll lang, ist dunkel bleifarben und trägt einen blauen Spiegel. Vorm Auge steht ein weißes Segment. Das Weibchen ist ziemlich verschieden, aber doch an den Flügeln kenntlich.

Die grünflügelige Krickente (*Nettion carolinensis*; Green-winged Teal), 15 Zoll lang, mit grünem Spiegel. Ein weißes Segment steht vor den Flügeln. Sie brütet auch im nördlichen Indiana.

Die Löffel- oder Spatelente (*Spatula clypeata;* Shoveller, Spoonbill) wird 20 Zoll lang. Kopf und Hals sind grün, Flügeldecken blau, Spiegel grün. Das Weibchen ist ähnlich. Diese Art ist durch den großen löffelartigen und fein gezähnten Schnabel gekennzeichnet.

Die Braut-, Wald- oder Sommerente (*Aix sponsa;* Wood Duck, Summer Duck, siehe Tafel XI, 4) ist ausgezeichnet durch ihr prächtiges, schwer zu beschreibendes Gefieder, welches sich am Hinterkopfe zu einer lang herabfallenden Holle verlängert und durch unsere farbige Abbildung genügend gekennzeichnet wird. Das Weibchen ist matter in der Färbung. Sie bewohnt ganz Nordamerika und ist vornehmlich dadurch ausgezeichnet, daß sie in Bäumen nistet. Sie benutzt die Höhlung eines großen Zweiges oder das Nest des Kaiserspechtes oder Eichhörnchens, durch deren enge Oeffnung sich das Weibchen mit Leichtigkeit zwängt. Wie gelangen aber die Jungen auf den Boden? Manche Beobachter (so Wilson und Audubon) behaupten, daß die Alten sie mit dem Schnabel fassen und sie hinabtragen. Beobachtet haben sie es aber Beide nicht. Vielmehr hat Audubon wiederholt gesehen, daß die Alten die Jungen von dem Nest auf das

Wasser oder auch auf das Gras herabfallen ließen. — Das Wildpret dieser Ente ist vorzüglich.

Die Tauchenten, denen die nun folgenden angehören, haben auch an der Hinterzehe eine Lappenhaut. Hierzu gehört die große Nuß- oder Muschelente (*Fulix marila;* Big Black-head, Blue-bill, Big Scaup Duck, Raft Duck, Shuffler), die 20 Zoll lang wird. Kopf, Hals und Vorderrumpf sind schwarz, der Spiegel ist weiß. Das Weibchen hat einen braunen Kopf. Sie bewohnt Amerika und Europa.

Die kleine Nuß- oder Muschelente (*Fulix affinis;* Little Black-head, Lesser Scaup Duck) ist der vorigen sehr ähnlich, wird aber nur 16 Zoll lang. Sie kommt südlicher vor.

Die Kragenente (*Fulix collaris*; Ring-necked Duck) bewohnt Nordamerika. Sie hat einen grauen Spiegel und einen orangebraunen Kragen. Dem Weibchen fehlt er. Sie wird 18 Zoll lang.

Die Tafelente oder der Rothkopf (*Aythya ferina;* Red-head, Pochard, siehe Tafel XI, 3) ist hinlänglich durch unsere colorirte Abbildung gekennzeichnet. Das Weibchen ist matter in der Färbung. Sie bewohnt Nordamerika und ist häufig.

Die Canevasente (*Aythya vallisneria;* Canvas-back) wird 20 Zoll lang. Kopf und Hals sind kastanienbraun, Vorderrumpf und Bürzel schwarz. Die Untertheile sind weiß. Der Rücken ist weiß mit schwarzen, punktirten Querbinden. Sie wird namentlich in der Chesapeake-Bai, welche überhaupt der vornehmlichste Sammelplatz unserer Enten ist, eifrig gejagt und nährt sich mit Vorliebe von einem Wassergras, der *Vallisneria americana* (Eel-grass, Tape-grass), welches dem Fleisch einen vorzüglichen Geschmack giebt.

Die Schellente (*Clangula vulgaris;* Golden-eye, Garrot, siehe Tafel XI, 5) bewohnt Nordamerika und Europa. Unsere colorirte Abbildung kennzeichnet sie zur Genüge.

Der Büffelkopf oder Taucher (*Bucephala clangula*; Buffalo-head, Butter-ball, Spirit Duck) ist eine häufige, nur 15 Zoll lange Ente mit weißem Fleck auf den Kopfseiten. Die Unterseite ist weiß; die Kopffedern sind aufgepufft. Das Weibchen ist noch kleiner und dunkelgrau.

Die Eisente (*Harelda glacialia;* Long-tailed Duck, South-southerly, Old-wife) ist rothbraun, fast weiß im Winter mit braunen Wangenstreifen. Der Schwanz ist sehr lang. Das Weibchen ist

verschieden, aber kenntlich an den Wangenstreifen. Sie bewohnt die Küsten Nordamerikas und Europas.

Die Kragen- oder Stromente (*Histrionicus torquatus;* Harlequin Duck) ist bleifarben. Der Spiegel ist violett und purpurn. Das Weibchen ist dunkler. Sie ist ein Wintergast in unseren Staaten.

Die Eiderente (*Somateria molissima;* Eider Duck) bewohnt die arktischen Regionen Amerika's, Europa's und Asien's. Sie zeigt sich im Winter südlich bis in den Neuengland-Staaten. Sie ist oben völlig weiß; Stirn und Bauch sind schwarz. Ihren Namen verdankt sie der Eider, einem Flusse Schleswig-Holsteins, wo man sie am häufigsten in Europa beobachtet. Ihren Ruf aber verdankt sie ihrem ausgezeichneten Dunenkleide. Die Dunen, mit denen die Eiderente ihr Nest füttert, sind die vorzüglichsten und gehen als ein vielgesuchter Handelsartikel durch die ganze Welt. Die Eiderente errichtet ihr einfaches Nest zwischen Steinen und niedrigen Büschen auf den Sandbänken. Die Brutplätze stehen unter strenger Hut; Niemand darf die Thiere stören. Erst wenn die Brutzeit vorüber ist, sammelt man die Dunen. Zwölf Nester liefern etwa ein Pfund, welches mit fünf Dollars bezahlt wird.

Die Trauerente (*Oedenia americana;* American Black Scoter) ist glänzend schwarz. Das Weibchen ist dunkelbraun. Ist im nördlichen Indiana selten.

Die Sammetente (*Oedenia fusca;* Velvet Scoter, White-winged Surf-duck) ist sammetschwarz mit einem weißen Flecken über dem Auge. Sie bewohnt die Küsten Europas und Nordamerikas.

Die Brandungsente (*Oedenia perspicillata;* Surf-duck, Sea Coot) ist schwarz mit weißem Fleck auf Stirn und Nacken. Das Weibchen ist dunkelbraun. Sie zeigt sich an unsern Küsten.

Die Ruderente (*Erismatura rubida;* Ruddy Duck) ist braunroth gewellt, der Oberkopf ist weiß. Der kräftige Schwanz ist lang und keilförmig.

Die Säger (*Mergus;* Mergansers) bilden eine andere Gattung des zahlreichen Geschlechts der Enten. Sie unterscheiden sich von den bisher genannten vornehmlich durch den schlanken, schmalen, fast walzenförmigen, mit starken Zähnen besetzten und einem kräftigen Haken versehenen Schnabel. Die Flügel sind sehr spitz; der Schwanz ist kurz, breit und abgerundet.

Der Gänsesäger oder die Sägegans (*Mergus merganser;* Goosander, Fish Duck) hat einen schwarzgrünen Kopf und Oberhals, ist im übrigen oben schwarz, unten schön gelbroth gezeichnet. Die Länge beträgt 26 Zoll. Der Gänsesäger bewohnt den Norden Europas, Asiens und Amerikas. Man sieht ihn, mit Ausnahme der Mittagsstunden, beständig auf dem Wasser. Er taucht ausgezeichnet und schwimmt unter dem Wasser so geschwind dahin, daß man eher einen Fisch als einen Vogel dahin schießen zu sehen wähnt.

Der Rothbrustsäger (*Mergus serrator;* Red-breasted Merganser, Fish Duck) ist dem vorigen ähnlich, wird aber nur 20 Zoll lang und trägt eine Holle. Der Flügel hat zwei schwarze Streifen und nicht einen wie der vorige. Er ist ein häufiger Vogel Nordamerika's.

Der Haubensäger (*Lophodytes cucullatus;* Hooded Merganser, Sheldrake) ist schwarz und weiß. Die Seiten sind kastanienbraun. Die Holle ist hoch. Das Weibchen ist matter in der Färbung und grau. Er ist gleichfalls häufig.

Die **Pelekane** (*Pelecanidae;* Pelican Family). Das vornehmlichste Kennzeichen der Pelekane ist der Schnabel. Derselbe ist sehr groß und lang. Der Unterschnabel besteht aus zwei langen, sehr biegsamen Knochenarmen, die durch einen sehr dehnbaren ungeheuren Kehlsack verbunden sind, in dem die winzig kleine Zunge liegt. Der Fuß ist kurzläufig und langzehig, und die Schwimmhaut verbindet alle Zehen. Man hat viel über die Mutterliebe der Pelekane gefabelt. Sie ritzen, hieß es, sich die Brust auf, um mit dem hervorquellenden Blut ihre Jungen zu ätzen. Doch mag diese Sage auf die Gewohnheit des Vogels zurückzuführen sein, seinen Jungen den Fraß aus dem gegen die Brust gepreßten Kehlsack gleichsam hervorzuwürgen. — Der Pelekan wird in der Gefangenschaft leicht zahm. So hatte Kaiser Max einen Pelekan, der ihm selbst in das Feldlager folgte, den abziehenden Heeresmassen vorausflog und ein Alter von 80 Jahren erreicht haben soll.

Wir nennen hier von den sechs Arten den weißen Pelekan (*Pelecanus trachyrhynchus;* White Pelican) Nordamerika's nördlich bis zum 61. Breitengrad. Das Gefieder ist weiß, nur hier und da etwas schwarz und gelblich. Er wird 5 Fuß lang. Der Pelekan ist eine sehr unbehülfliche, ja barocke Erscheinung; denn während die kurzen Beine nur einige Zoll messen, hält der Schnabel allein einen

Fuß, und unter ihm hängt wie ein Pansen der mächtige Kehlsack, das Reservoir des unersättlichen Fressers.

Das tägliche Leben des Pelekans verläuft sehr geregelt. Die frühen Morgenstunden werden zur Jagd benutzt. Gegen Mittag kommen sie herbeigeflogen, und man sieht nun Hunderte von ihnen in allen möglichen Stellungen neben einander hocken, meist beschäftigt, das Gefieder zu putzen, zu ölen und zu glätten. Eine langweiligere Gesellschaft kann man sich nicht wohl denken. Sollte einer gähnen, so schließen sich die andern an, und man sieht dann Hunderte der großen Schnäbel weit aufgerissen. Endlich ist das Geschäft der Verdauung vollendet, der Hunger stellt sich gegen Abend wieder ein, und sie ziehen zu neuem Fange aus. Schwerfällig watscheln sie dem Ufer zu. Aber nun, da sie ihr eigentliches Element erreichen, ändert sich ihr Benehmen. Sie bilden, wie erfahrene Fischer, eine lange Linie und treiben, kräftig rudernd, die Fische vor sich her dem seichten Wasser zu. Mehr und mehr verengert sich der Halbmond der Pelekane, die Fische werden zusammengedrängt. Nun senken die Pelekane den Unterschnabel mit dem Netz, und Tausende werden ihre Beute. Gesättigt fliegen sie dann ihren Schlafplätzen zu. Nie schießt unser Pelekan, wie dies seine Verwandten thun, gleich dem Adler auf das Wasser nieder, sondern sie fischen immer in der eben geschilderten Weise.

Wir schließen hieran die Tölpel (*Sulidae;* Gannets) unserer atlantischen Küste, die in zahlreichen Schwärmen auf den felsigen Küsten Labrador's nisten. Es sind weiße, etwa 30 Zoll lange Vögel, die wie Pfeile aus der Luft auf die Fische herabschießen. Durch sie entstehen vornehmlich die Guanoberge. Peruanische Küsteninseln sind reiche Fundorte des geschätztesten Guano. „Drei Hauptinseln," schreibt Daniel, „die zusammen etwa 20 (englische) Quadratmeilen halten, steigen als nackte, zerrissene und zerklüftete Felsen von 200 Fuß Höhe empor und stinken 5 Meilen weit ins Meer hinein. Denn sie tragen auf dem Scheitel eine etwa noch 200 Fuß hohe Schicht Dünger, den Guano, der nicht allein aus Vogelmist, sondern auch aus Seegras, Tang und verwesten Meerthieren besteht. Der geringste Windstoß wirbelt den scharfen, staubigen Stoff hoch empor; ihn loszuhacken und durch Schläuche in die unten ankernden Boote zu schütten ist eine mühevolle und gefährliche Arbeit, zu der sich meist nur ehemalige Sträflinge entschließen. Ein kräftiger Mann kann nur mit verbundenem Mund und Nase eine halbe Stunde hintereinander die Schaufel führen."

Wir reihen hieran auch noch den Fregattvogel (*Tachypetes aquila;* Man-of-War Bird, Frigate Pelican). Er ist etwas größer als das Huhn, aber mit Einschluß des Schwanzes 3½ Fuß lang, und klaftert 8 bis 10 Fuß! Er bietet dem Reisenden, wenn endlos und einförmig die blaue Wüste des Himmels sich über ihn, die des Oceans unter ihm dehnt, oft das einzige, aber deshalb um so freudiger begrüßte Bild eines in grenzenloser Freiheit schweifenden Thierlebens. Man hat ihn schon mehr als 1000 Meilen vom Festlande entfernt in den Lüften sich wiegen sehen. Alles an diesem schnellsten Vogel dient dem Fluge: der Körper klein, in allen Theilen von Luft durchströmt, die Flügel schmal, spitz, lang wie die Klinge eines Degens, der Schwanz ein langer Gabelschweif, der die langen, elastischen Scheeren ununterbrochen öffnet und schließt. Das Männchen ist, bis auf den dunkelrothen Kehlsack, durchaus schwarz, das Weibchen unten weiß. Der Fregattvogel hält sich vornehmlich zwischen den Wendekreisen auf. —

Die **Scharben** (*Phalacrocoracidae;* Cormorant Family). Die Scharben haben einen langen, dünnen Hals und einen pfriemförmigen, nur vorn gebogenen Schnabel. Wir erwähnen hier nur den häufigsten, mit zwei seitlich am Kopfe stehenden schwarzen Federbüscheln geschmückten Kormoran oder Seeraben (*Graculus dilophus;* Double-crested Cormorant), ein Vogel von etwa 33 Zoll Länge. Das Gefieder ist glänzend schwarzgrün, Rücken und Flügeldeckfedern sind kupferig grau. Er bewohnt beide Küsten unseres Kontinents.

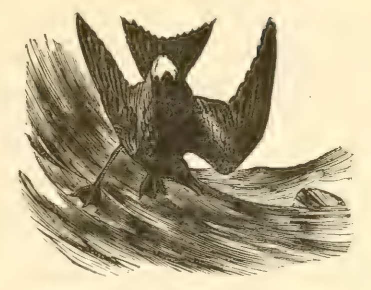
Wenn der Reisende sich der Küste von Labrador nähert, so staunt er über die Millionen von Vögeln, die auf den kleinen felsigen Inseln nisten. Hier erblickt er auch den prächtigen Kormoran, der mit dem Beginn des Mai vom Süden heraufkommt, sobald der Golf von St. Lawrence genügend frei von Eis ist, um den Fischfang zu ermöglichen. Die Küsten, auf denen er nistet, sind von seinem übelriechenden Miste weiß gefärbt. Die Kormorantinsel trägt ihren Namen mit Recht. Wenn die Schiffer diese Insel betreten, so fliegen die Vögel nicht auf, sondern sie springen mit Hülfe ihrer Flügel, die sie wie Ruder gebrauchen, davon und versuchen sich in den Felsspalten zu verbergen. Wenn man sie ergreift, misten sie so stark, daß einem der Ekel überkommt. Die Nester, ziemlich wetterfeste Baue, bestehen aus Seegras, Moos, Erdklößen und messen etwa 2 Fuß im Durchmesser. Sie stehen dicht nebeneinander, so daß davon und von den Abfällen, Federn, zerbrochenen, faulenden Eiern und von todten Jungen der ganze Felsen bedeckt ist. An ruhigen und warmen Tagen entsteht begreiflicher Weise

ein pestilenzartiger Gestank, den man weit auf dem Meere wahrnimmt. Die Eier sind schön grünblau, aber immer schmutzig.

Die Chinesen richten die Kormorane zum Fischfang ab. „Bei Hochwasser," erzählt Doolittle, „sind die Brücken in Futschau von Zuschauern dicht besetzt, welche diesem Fischfange zusehen. Der Fischer steht auf einem etwa 2½ Fuß breiten, 15 bis 20 Fuß langen Floße aus Bambus, welches vermittels eines Ruders in Bewegung gesetzt wird. Wenn die Kormorane fischen sollen, stößt oder wirft der Fischer sie ins Wasser; wenn sie nicht gleich tauchen, schlägt er auch mit dem Ruder in dasselbe oder nach ihnen, bis sie in der Tiefe verschwinden. Sobald die Scharbe einen Fisch hat, erscheint sie wieder über dem Wasser mit dem Fische im Schnabel, einfach in der Absicht, ihn zu verschlingen; daran verhindert sie jedoch ein ihr lose um den Hals gelegter Faden oder Metallring, und so schwimmt sie denn wohl oder übel dem Floße zu. Der Fischer eilt so rasch als möglich herbei, damit ihm die Beute nicht wieder entgehe; denn bisweilen findet, besonders bei großen Fischen, ein förmlicher Kampf zwischen dem Räuber und seinem Opfer statt."

Der Schlangenvogel, Pfeilschütz, oder die Anhinga (*Plotus anhinga;* Snake-bird, Darter, Water-turkey) besucht unsere Südküste. Es ist ein 35 Zoll langer, schwarzer, grünlichglänzender Vogel. Es liegt in seiner Art entschieden etwas Schlangenähnliches. Man sieht nur Hals und Kopf aus dem Wasser emporragen. Oft aber schwimmt er zwischen der Oberfläche und dem Grunde des Wassers dahin, und dabei bewegt sich der Hals wie eine Schlange nach allen Richtungen, um irgend eine Beute zu erspähen. —

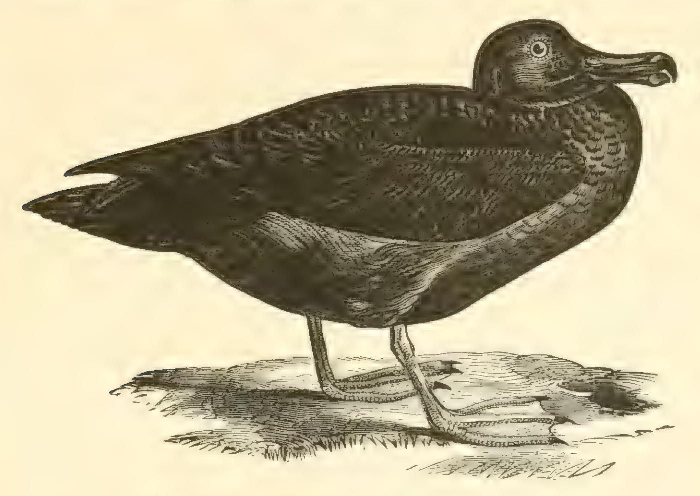
Die **Sturmvögel** (*Procellaridae;* Petrel Family). Diese Familie umfaßt Meervögel, die fernab von den Küsten das einsame Schiff geleiten. Der Oberschnabel endigt in einem Haken, die Nasenlöcher sind röhrenförmig. Angegriffen spritzen sie aus diesen eine übelriechende Flüssigkeit. Ihr Flug ist ungemein leicht, schnell, voll der kühnsten Wendungen; ihre Ausdauer, mit der sie auch gegen den Sturm ankämpfen, ist erstaunlich. Während der Stürme kommen sie gern in die Nähe der Schiffe, um Schutz gegen das Wetter auf deren ruhigeren Seite, und um in der Kielfurche ihre Nahrung zu suchen. Hierdurch erklärt sich der Aberglaube der Matrosen, die in ihnen gefürchtete Boten des Unwetters erkennen. Ihre Nahrung suchen sie auf sonderbare Weise; sie wiegen sich mit etwas hochgehaltenen Flügeln so dicht über der Wasserfläche, daß sie diese wie trippelnd mit


Sturmsegler; Leach's Petrel.

den Füßen berühren und so aufpicken können, was für sie Genießbares oben schwimmt.

Unsere Abbildung zeigt uns den Sturmsegler (*Thalassidroma*; Leach's Petrel). Sein Gefieder ist rußbraun, auf dem Kopfe etwas dunkler, auf dem Bürzel weiß. Er wird ungefähr 8 Zoll lang. —

Von den Albatrossen, die man dieser Familie zugesellt, zeigt unsere Abbildung den rußfarbenen Albatros (*Diomedia fuliginosa;* Sooty Albatross) des Stillen Oceans, der sich an


Der rußfarbene Albatros; Sooty Albatross.

unserer Westküste von Oregon und Californien zeigt. Der gegen 3 Fuß große Albatros ist nächst der Fregatte der gewaltigste Segler, aber auch ein vorzüglicher Schwimmer.

Die **Möven** (*Laridae;* Gull Family). Die Möven sind über alle Zonen verbreitet. Sie sind unermüdliche Flieger, ruhen und schwimmen aber auch auf dem Wasser, tauchen jedoch nicht tief und nur stoßweise. Sie zeigen sich zwar vornehmlich am Strand, fliegen aber auch tief landeinwärts. Ihre Gestalt gleicht im Ganzen der Taube;

ihr Gefieder ist meistens silber- oder schiefergrau. Sie haben lange, ganz besonders flugfähige, schmale, spitzige Flügel und starke, scharfe Schnäbel. Obgleich Fische ihre Hauptnahrung sind, vertilgen sie doch auch das Aas gestrandeter Wasserthiere und sind darum wichtig als eine Gesundheitspolizei.

Der Bürgermeister oder die Eismöve (*Larus glaucus;* Glaucous Gull, Ice Gull, Burgomaster) wird 30 Zoll lang. Sie hat einen aschblauen Mantel und ist übrigens weiß. Sie bewohnt die arktischen Regionen und streicht im Winter etwas südlich.

Die Mantelmöve (*Larus marinus;* Great black-backed Gull, Coffin-carrier, Saddle-back) trägt einen schieferschwarzen Mantel und wird so groß wie die vorige.

Die Silber- oder Heringsmöve (*Larus argentatus;* Herring Gull, Common Gull) trägt einen graublauen Mantel und wird 22 bis 27 Zoll lang. Die Füße sind fleischfarben. Sie ist die häufigste Möve und zeigt sich tief landeinwärts.

Die Delaware-Möve (*Larus delawarensis*; Ring-billed Gull) ist der vorigen ähnlich, hat aber ein schwarzes Band um die Schnabelspitze.

Die Dreizehen-Möve (*Rissa tridactyla;* Kittiwake Gull) hat an Stelle der Hinterzehe nur einen warzenartigen Stummel mit sehr kleinem Nagel. Sie bewohnt den Norden beider Welttheile und zeigt sich im Winter an den südlicheren Küsten.

Die Lachmöve (*Chroecocephalus atricilla*; Black-headed Gull, Laughing Gull) wird 16 bis 19 Zoll lang. Im Sommer ist der Kopf kaffeebraun, im Winter weiß. Der Mantel ist sanft aschblau. Die Brust ist oft mit schöner Rosafarbe überhaucht. Sie bewohnt Nordamerika, Europa und Asien.

Die Raubmöven (*Stercorarius*; Jaegers) jagen anderen Seevögeln die gemachte Beute ab, stehlen Eier und Junge und fangen selbst größere Vögel. Sie sind nicht geschickt genug, sich durch Selbstfang mit Fischen genügend zu versorgen.

Die Meerschwalben (*Sterna;* Terns) sind vorzügliche Flieger. Ihre Flügel sind sehr lang, schmal, spitzig, den Schwalbenflügeln ähnlich; ihr Schwanz ist gegabelt. Gleich den Schwalben sieht man sie lautkreischend über die Wasserfläche streichen, um in blitzschneller Bewegung ihre Beute zu ergreifen. Vierzehn Arten zeigen sich an unseren Küsten. Wir nennen hier zunächst die gewöhnliche Seeschwalbe (*Sterna hirundo*; Common Tern, Sea-swallow, Wil-

son's Tern), einen 13 bis 16 Zoll langen Vogel, der sich zahlreich an den Küsten Amerikas und Europas zeigt. Oberkopf und Nacken sind tief schwarz; Rücken und Oberflügel sanft bläulichaschgrau. Die unteren Theile und die oberen Schwanzfedern sind weiß. Der Schnabel ist schön hochroth, die Schnabelspitze ist schwarz.

Die schwarze Seeschwalbe (*Hydrochelidon;* Black Tern) wird 10 Zoll lang. Kopf, Nacken und Untertheile sind schwarz. Der Oberleib ist aschgrau. Diese Seeschwalbe streift tief landeinwärts und zeigt sich an nicht zu kleinen und morastigen Gewässern.

Die **Taucher** (*Colymbidae;* Diver Family). Die Taucher besitzen diejenige Fähigkeit, auf welche ihr Name deutet, im vollsten Maße. Noch im Augenblick des Abfeuerns entgehen sie der Kugel, indem sie sich, die Flügel eng angedrückt, in die Tiefe stürzen und dort minutenlang verbergen. Doch fliegen sie auch, trotz der kürzeren Flügel und des abgestumpften Schwanzes, sehr gut. Die Füße treten bei ihnen möglichst zurück, sind kurz und tragen meist eine volle Schwimmhaut. Sie herbergen vorzugsweise im Meere. Schwimmend und tauchend erwerben sie ihre Nahrung, schwimmend und tauchend wandern und ruhen sie auch.

Der Eistaucher (*Colymbus torquatus*; Great Northern Diver, Loon, siehe Tafel XIII), wird 36 Zoll lang. Er ist oben schwarz, mit weißlichen, fensterartigen Flecken, unten weiß gefärbt. Kopf und Hals sind grünlichschwarz. Er bewohnt die nördliche Erdhälfte und besucht im Winter unsere Staaten selbst bis Texas.

Obwohl der Eistaucher einen schweren Leib und nur kurze Füße hat, so ist doch sein Flug schnell und kräftig. Aber sein eigentliches Element ist doch das Wasser. Er durchrudert weite Strecken mit großer Geschwindigkeit, wobei er den Rumpf sehr tief einsenkt, verschwindet mit Augenblicksschnelle in die Tiefe, streckt sich hier lang aus, drückt Gefieder und Flügel dicht an den Leib und schießt, mit den kräftigen Füßen emsig rudernd, wie ein Pfeil durch das Wasser, in dem er acht Minuten verweilen kann. Auch angeschossen sucht er sofort die Tiefe des Wassers und kommt an so weit abgelegenen Stellen wieder zum Vorschein, daß er dem Auge des Jägers nicht selten entgeht. Fische sind wohl seine ausschließliche Nahrung.

Der Eistaucher nistet in verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten von Maryland bis Maine. Bis zum 70. Grad nördlich fand ihn Richardson brütend. Lage und Gestalt des Nestes ändern

nach Umständen etwas ab. Im Staate Maine findet man die Nester nicht selten auf den von Moschusratten errichteten „Burgen". Sonst findet man die Nester auch auf den kleinen Inseln der Teiche oder, wo diese fehlen, am Ufer. Sie sind aus dürrem Schild- und Riedgras lüderlich zusammengeschichtet. Zwei oder drei langgestreckte, düster grüne, dunkelaschgrau gefleckte Eier bilden das Gelege.

Da die Eistaucher schneller untertauchen, als die Kugel sie erreicht, so sucht der Jäger sie erst möglichst nahe an sich heranzulocken. Er stellt sich zu diesem Ende versteckt am Ufer auf und schwenkt sein Taschentuch hin und her. So scheu die Vögel sonst auch sind, so werden sie doch durch dieses Zeichen, gleich den Renthieren und Gabelgemsen angelockt und schwimmen auf das Ufer zu, um so mehr, da nun der Jäger auch den Ruf des Tauchers nachahmt. Die Vögel, um sich schnell dem Ufer zu nähern, tauchen unter, schwimmen herbei und kommen in geringer Entfernung vom Ufer wieder an die Oberfläche. Nun sendet der Jäger die tödtliche Kugel vorwärts. —

Der Haubentaucher (*Podiceps cristatus*; Crested Grebe) wird 24 Zoll lang. Er trägt auf dem Scheitel einen schwarzen, rückwärtsgerichteten Federbusch von zarten Federn, die sich in zwei Hörnchen theilen. Um den Hals legt sich ein rostrother, schwarz eingefaßter Kragen. Der Oberkörper ist schwarzbraun, der Unterkörper seidenweiß, wie Atlas glänzend. Die Zehen sind mit Schwimmlappen besetzt. Er bewohnt die nördliche Hemisphäre und zeigt sich bei uns im Winter. Das atlasschimmernde schneeweiße Gefieder der Brust ist ein kostbarer Handelsartikel (Grebenhäute).

Der Steißfuß (*Podilymbus podiceps*; Hell-diver, Pied-billed Grebe, Diedapper, Water Witch, Dab Chick) wird 14 Zoll lang. Er ist ein sehr häufiger Vogel Nordamerikas. Die Oberseite ist schwarzbraun, die Unterseite atlasweiß, doch mehr oder minder aschgrau gefleckt. Die Kehle trägt einen schwarzen Flecken; Vorderbrust und Seiten rostfarben. Die Zehen tragen Schwimmlappen. Der Steißfuß ist ein vollendeter Taucher und Schwimmer und vertraut erst in der höchsten Gefahr seinen Flügeln. Vom Lande vermag er nicht aufzufliegen.

Die **Alken** (*Alcidae*; Auk Family). Auch bei dieser Familie stehen die Füße weit zurück, daher derselbe aufrechte und unbehülfliche Gang. Das Vermögen des Fliegens ist wenig oder gar nicht entwickelt. Um so vortrefflicher schwimmen die Glieder dieser Familie.

Der Papageitaucher (*Mormon arctica*; Arctic Puffin wird 11½ Zoll lang. Er ist oben grauschwarz, unten weiß gefärbt. Die Hinterzehe fehlt. Der Schnabel hat eine dreieckige Gestalt, ist seitlich starr zusammengedrückt, vorn mehrfach gefurcht und sehr scharfkantig. Er bewohnt die nördliche Hemisphäre bis zum 80. Grad. Kleine Krustenthiere und Fische bilden seine Nahrung. Sein Ei — er legt nur eins — birgt er in einer tiefen Felsspalte oder in einer selbstgegrabenen oft 4 bis 5 Fuß tiefen Höhle. —



Papageitaucher; Arctic Puffin.

Die Bummen, denen der Papageitaucher zugehört, bewohnen in unbeschreiblicher Anzahl die Felsen unserer hochnordischen Küsten. Vogel reiht sich an Vogel, gleichsam wie in Reih und Glied stehende Soldaten, und die weißen Brüste leuchten weit in die See hinaus. Man stellt ihnen unter vielen Gefahren ihrer Bälge und auch ihres Fleisches wegen eifrig nach.

Mit den Flossentauchern oder Pinguinen (*Aptenodytae;* Penguins) gelangen wir zu dem äußersten Punkte der Vogelreihe. Wie der flugunfähige Strauß auf die Säugethiere hinweist, so scheint der Pinguin den Uebergang von den Vögeln zu den Fischen zu vermitteln. Die Flügel sind so verkümmert, daß sie eher einer Flosse als einem Fittige gleichen; das Gefieder selbst, dessen Federn wie Schuppen dachziegelartig aufeinander sich schichten, erinnert an den Fisch. Die Flossentaucher bewohnen die Meere der südlichen Halbkugel. „Die invalide Mißgestalt," schreibt Masius, „die der Pinguin auf dem Festlande ist, verwandelt sich aber sofort in die vollkommenste Bildung, wenn er sich auf dem Wasser befindet. Dort ist sein Reich. Ihn bei hochgehender See schwimmen zu sehen, die glänzende Brust den Wogen entgegengedrückt, und mit den Flügelstumpfen wie mit Flossen rudernd, ist ein überraschender Anblick; und wenn er zumal mit Blitzesschnelle in die Tiefe taucht, und dann ebenso schnell wieder emporsteigt, wohl gar hoch über den Spiegel hinausspringt: so hat gewiß noch immer jeder Unkundige gemeint, einen wirklichen Fisch zu sehen. Man hat auch den Pinguin dumm genannt, aber es scheint nur, weil man ihn nicht aufmerksam oder nicht vorurtheilsfrei betrachtete. Die Berichte neuerer Beobachter bestätigen wenigstens eher das Gegentheil. Die

Pinguine bevölkern die unwirthlichen Klippeneilande der Südsee in unberechenbaren Massen. Vom Instinkt getrieben, gleich als wüßten sie, daß die Nähe des Festlandes ihnen Gefahr bringe, suchen sie meist die weiter im Meere belegenen unbewohnten Inseln auf, wo sie vielleicht schon seit Jahrtausenden ihre großen Republiken gründeten. Eine ebenso wundersame als strenge Ordnung scheint in ihnen zu herrschen. Tausende sitzen in langen Reihen und Gassen neben einander; Tausende ziehen, einer hinter dem anderen, ihre gewundenen Pfade zum Meere hinab; Hunderte machen dieselbe automatenhafte Bewegung, oder erheben zu gleicher Zeit ihre Stimme. Einzelne Reisende haben diese sitzenden oder wandelnden Schaaren der weißbrüstigen Halbvögel wohl mit „Kindern mit vorgebundenen Brustlappen" verglichen; aber der Vergleich mit einem Heerlager scheint mehr gerechtfertigt. Wahrhaft grausend endlich muß der Eindruck sein, wenn diese Myriaden in der Nachtzeit ihre tiefe und „feierliche" Stimme zu einem Chore vereinigen, der auch den Donner der Brandung übertönt. (Der derbere Matrose freilich heißt den Vogel eben dieses Geschreies wegen „Eselpinguin".) — Wie viele unter den Wasserthieren, ist auch der Pinguin zähmbar und folgt dann dem Menschen wie ein Hund. Die Peruaner nennen den Pinguin ihrer Küsten deshalb *Paxaro ninno* (Kleinkindervogel). Es ist possirlich genug, wenn die dicke, etwa gänsegroße Gestalt — einer wandelnden Flasche gleich — auf den kurzen, kreuzweis übereinander gesetzten Füßen



Der Königstaucher; Great Penguin.

über die Straßen watschelt und mit ihren flossenartigen Flügeln ununterbrochen arbeitet, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. Tschudi, dem wir nacherzählen, hielt sich eine Zeit lang ein solches Thier. Es führte den Namen Pepe, und folgte diesem Rufe pünktlich. Beim Essen stellte es sich regelmäßig hinter den Stuhl seines Herrn und schlief Nachts unter dessen Bette. Wollte der Vogel sich baden, so ging er in die Küche und schlug mit dem Schnabel so lange an einen Topf, bis ihn Jemand mit Wasser begoß oder ihm ein Bad zurichtete."

Der Königstaucher oder patagonische Pinguin (*Aptenodytes patagonica;* Great Penguin) erreicht eine Länge von etwas über 3 Fuß, das Gewicht beträgt dreißig Pfund und darüber. Gesicht, Scheitel und Kehle sind tiefschwarz, letztere mit einem goldgelben Bande umsäumt. Die Brust ist weiß, das übrige Gefieder schiefergrau. —



Vogelkalender.*)

Januar.

„Der Winter ist ein harter Mann“, sonderlich für die Vögel. Sie sind nicht nur, namentlich wenn das schneeige Leichentuch die schlummernde Erde deckt, den Qualen des Hungers, sondern auch der in unseren Breiten oft so grimmigen Kälte preisgegeben. Die bittere Noth läßt sie ihre Scheu vergessen und treibt sie in die Nähe unserer Wohnungen. Erbarme Dich ihrer, freundlicher Leser! Erinnere Dich der schönen Sitte, die in Norwegen herrscht, wo man den Vögeln zur Weihnacht einen „Christbaum“ aus Gersten- und Haferähren, um eine Stange garbenähnlich gebunden, aufrichtet, damit auch sie es merken, es werde in den Hütten ein Fest der Liebe gefeiert. Streue auch Du ihnen die Brosamen, die von Deinem Tische fallen, oder biete ihnen Sämereien auf einem vom Schnee nicht bedeckten Brett oder auf dem Fenstergesims. Der Anblick der zutraulich herbeikommenden Vögel ist ein reichlicher Lohn für die geringe Mühe. Zum Futter für die Vögel im Winter empfiehlt sich die Sonnenblume, die in jedem Boden gedeiht. Man schneide im Spätherbste die Stengel ab und bewahre sie an einem trockenen Orte auf. Wenn hoher Schnee gefallen ist, stelle man eine Pflanze in den Schnee. Gestreutes Futter wird bald naß und verdeckt, aber die Stengel stehen immer aus dem Schnee heraus. Man kann auch einen Stengel vor's Stubenfenster stecken. —

*) Derselbe ist zwar insonderheit für das nördliche Indiana bestimmt, paßt aber mit geringen Aenderungen für die Nord- und Mittelstaaten. Er ist vielleicht manchem, der die Vögel im Freien beobachten will, von einigem Werth.

Der Goldadler und der weißköpfige Adler zeigen sich auch im Januar vorübergehend. Der Rothschwanzbussard setzt auch jetzt sein mörderisches Handwerk fort, die Nahrungsnoth macht ihn dreist, und wir sehen ihn darum in der Nähe unserer Gehöfte. Der Sperlingsfalk, dieser kleinste Räuber, bleibt bei uns. — Die Eulen sieht man an ihren gewöhnlichen Standplätzen. — Die Spechte, die Kleiber, die Meisen gehen auch im harten Winter ihrer Nahrung nach; Kleiber und Meisen kommen auch in die Nähe unserer Wohnungen und klettern an diesen herum. — Der Gürtelfischer zeigt sich wohl auch, aber nur, wenn die Gewässer noch offen sind und ihm Fische bieten. — Die Würger, sowohl der Metzgervogel, der sich von Norden her zu uns gesellt, wie auch der Weißbürzelwürger sind im Winter bei uns. — Der Winterzaunkönig hält auch die strengste Winterkälte aus. — Der Hornlerche begegnen wir in unseren Dörfern und Städten, namentlich auf den Straßen, die von den Getreidewagen befahren werden.—Das Heer der Spatzen und Finken stellt auch eine stattliche Anzahl Wintergäste. Wir sehen den Distelfink im unscheinbaren, aber doch sauberen Winterkleid, den Winterammerfink, den Zirp- oder Gesellschaftsammerfink, den Singammerfink, den schmucken Purpurgimpel. Der Schneeammer und der Sporenammer kommen auch vom Norden her zu uns. Natürlich fehlt auch der naturalisirte Spatz nicht; er mag wohl manchmal Betrachtungen über die Unbill des amerikanischen Winters anstellen. Die Kreuzschnäbel zeigen sich im nördlichen Indiana nur selten; wo sie Nadelholz finden, sind sie häufiger und brüten auch mitten im Winter. — Der schmucke Kardinal bleibt auch bei uns und spricht dem Korn zu, welches der Farmer im Winter noch nicht eingeheimst hat.—Der Blauheher theilt gleicherweise mit uns den Winteraufenthalt. — Die Baumwachtel, das Buschhuhn, das Prairiehuhn bleiben bei uns. Im nördlichen Indiana zeigt sich auch der stattliche Puter, wiewohl er von Jahr zu Jahr seltener wird. — Die gefräßigen Seidenschwänze und Cedervögel stellen sich nur dann und wann ein, immer aber in großen Schwärmen. —

Februar.

Sobald das Wasser offen wird, stellen sich die Säger und Wildenten ein. Mit dem 22. Februar beginnt auch schon die

Heimkehr der Blauvögel, der Sumpfhordenvögel (nur des Männchens), des Wiesenstärlings, der Wanderdrossel, der Tauben, der Rostgrakel, der Krähe. Bei mildem Wetter stellt sich auch der Wiesenregenpfeifer ein. Der Sumach bietet den Vögeln vorläufig genügende Nahrung; tritt aber plötzliche Kälte ein, dann gehen Tausende dieser früh Heimgekehrten zu Grunde.

März.

Die Raubvögel, welche nicht Standvögel sind, kehren nun zurück. Auch der Fischadler zeigt sich.

Die Purpur- und die Erzschwalbe stellen sich als die ersten ihrer Sippe ein. Das Goldhähnchen, der Sumpf- und Feldsperling, der Buntkleiber, der Kuhstaar, das Weibchen des Sumpfhordenvogels, der Grundröthel, der Hauszaunkönig, die Schnepfen (Oculi, da kommen sie!), die Fischreiher, das Sumpfhuhn, sie alle halten ihren fröhlichen Einzug.

Die Mitglieder der Finkenfamilie, welche bei uns überwintern oder bei uns durchstreifen, kehren wieder nach dem Norden zurück. Schon treffen einige Vogelarten Anstalt zum Nisten, bei mildem Wetter brüten schon manche.

April.

Schwalben und Drosseln halten nun ihren Einzug. Der Rubinkronsänger kommt. Der Weißkronfink, Goldkronfink, Fuchsammerfink, Bergammerfink, der Reisstärling stellen sich ein. Der grüne Fischreiher zeigt sich, die Rohrdommel, der Regenpfeifer, die Strandläufer, die Ralle.

Mai.

Jetzt stellen sich auch die letzten und zartesten Vögel ein. Die Kolibris, die Kukuke, der Nachtfalk, der Whippoorwill, die Tyrannen und Fliegenfänger, die Waldsänger, der Scharlachtangara, der Indigofink, der rosenbrüstige Kernbeißer, der Baltimore- und Gartentrupial beleben nun Wald und Feld.

Juni und Juli.

In diesen Monaten widmen sich die meisten Vögel den Bruten und der Erziehung ihrer Jungen. Und nun, jugendlicher Leser, putze

nicht die verrostete Flinte, kaufe nicht Pulver und Blei, eile nicht in den Wald, um den armen gefiederten Sängern den Garaus zu machen, nur um Deiner Lust am Schießen zu fröhnen. Bedenke doch, wie gemeinschädlich das Wegschießen der nützlichen Thiere ist, die im großen Haushalt der Natur durch Vertilgung pflanzenverwüstender Raupen, Würmer und Käfer eine so unentbehrliche Rolle spielen. Sollen unsere grünenden Wälder und Felder von den Insekten kahlgefressen werden, soll der Frühling bei uns nacktes Gestrüpp zeigen? — Nimmermehr! Wer möchte auch nur den fröhlichen Gesang oder doch das lebendige Treiben unserer gefiederten Freunde entbehren! Unterstütze die Vögel da, wo ihnen die natürlichen Nistplätze fehlen, durch Nistkästen. Mit nur geringer Mühe ist ein solcher zusammengezimmert, und doch wie dankbar erweisen sich die dadurch herbeigezogenen Gäste durch ihren Gesang und durch ihr munteres Wesen! Man fertige die Nistkästen auf folgende Weise: Die Vorderseite nehme man 8 bis 15 Zoll hoch, die Hinterseite gegen 2 Zoll niedriger. Der Boden messe 4 bis 7 Zoll im Quadrat. Der Deckel stehe vorn etwas über. Das vorn oben angebrachte Eingangsloch messe 1 bis 2½ Zoll im Durchmesser. Ein bis zwei Zoll unter dem Eingang bringe man ein Sprunghölzchen an. Ein stammfarbiger, matter Oelanstrich schützt das Kästchen vor der Fäulniß. Die Kästchen werden unmittelbar an den Bäumen oder an dem Giebelende der Gebäude errichtet, wobei man den Eingang nach Osten oder Südosten richtet. Manchen Vögeln genügen auch schon vorn oder seitwärts ganz oder halb offene oder an der offenen Seite mit zollhoher Leiste versehene Kästchen. —

August.

Jetzt stellt sich bei den meisten Vögeln die Mauser ein. Der Wandertrieb erwacht; einige Vögel rüsten sich zum Wegzug. Die Trupiale, der Reisstärling, der Citronwaldsänger verlassen uns.

September.

Der Wiesenstärling verläßt uns nun auch. Der Nachtfalk und Whippoorwill, die Schwalben, Drosseln (mit Ausnahme der Wanderdrossel), Waldsänger, der Grundröthel, Bergammerfink, die Kukuke, der Rubinkolibri, die Fliegenfänger und Tyrannen, die Schnepfen — sie alle wandern nach dem sonnigen Süden.

Die Tauben kommen aus ihrer nordischen Heimath zu uns und verlassen uns erst im April. Doch hängt ihre Zugzeit weniger von der Temperatur als vom Futter ab.

Oktober.

Der Weiß- und Goldkronfink, der Fuchsammerfink, der Hauszaunkönig, das Goldhähnchen verlassen uns. Die Wildgänse ziehen südlich. Die Hornlerche kommt vom Norden zu uns als ein Wintergast. Der Hüttensänger verläßt uns in der letzten Woche des Oktober. Der Sumpfhordenvogel geht in den letzten Tagen dieses Monats von uns.

November.

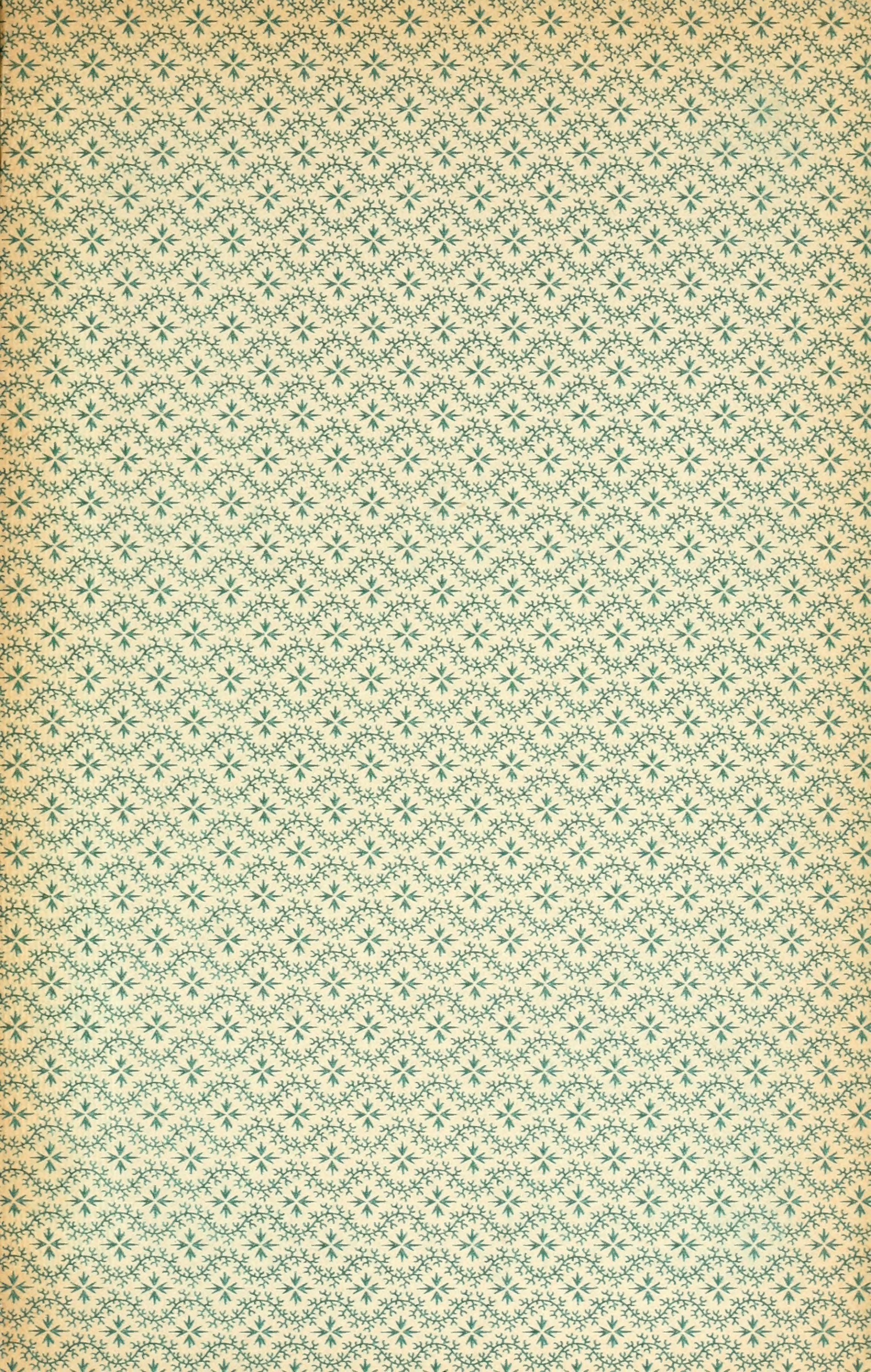
Die einheimischen Vögel sind nun fort, und es kommen nun unsere Wintergäste vom Norden her, die unter Januar aufgezählt sind.

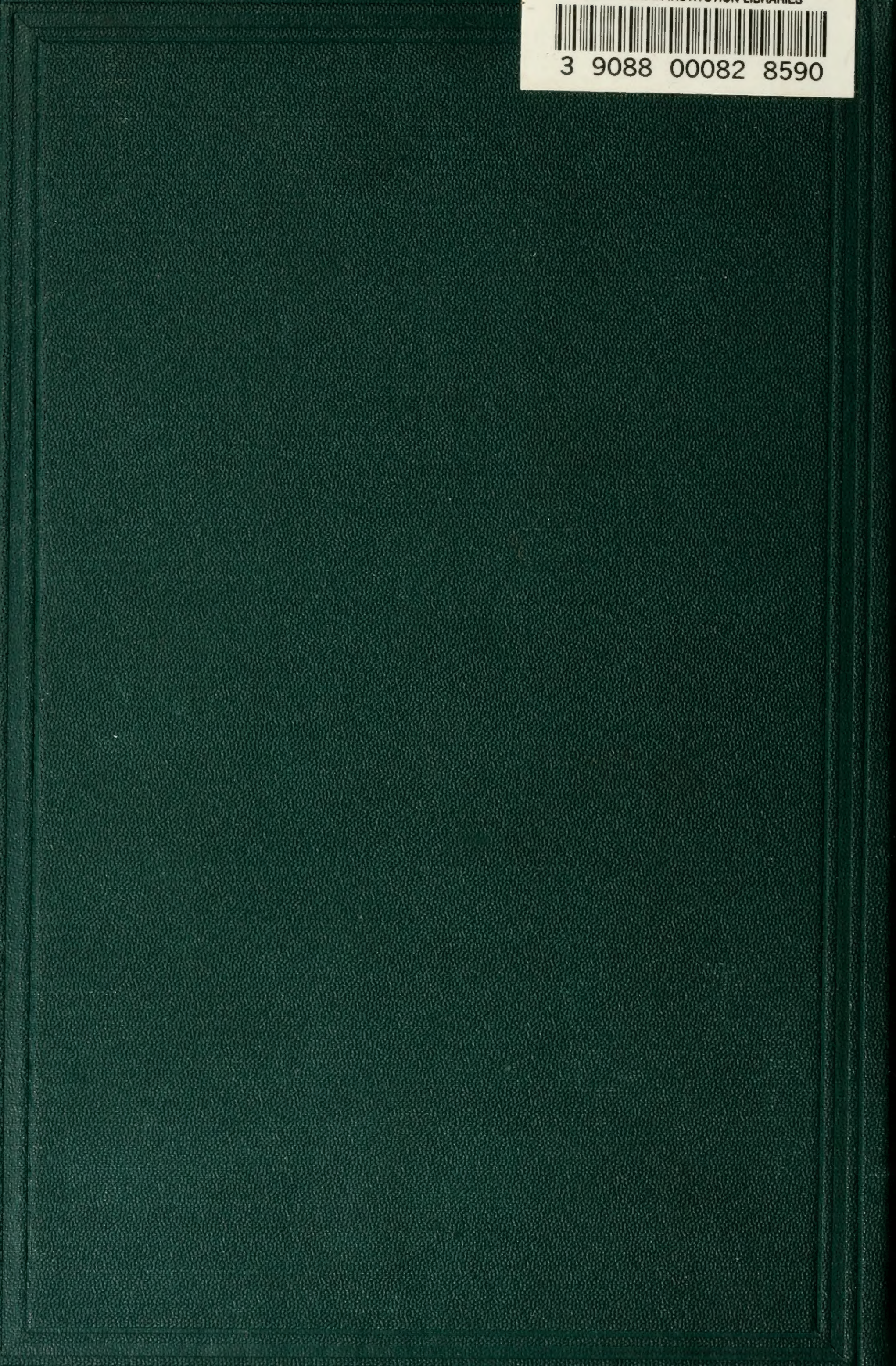
Dezember.

Nun ruht die Natur im Winterschlafe. Wir sehen nur unsere Winter- und Standvögel.








3 9088 00082 8590